This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

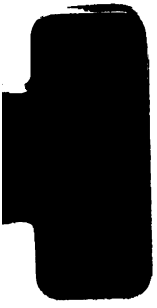
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

392 Pal



302195819

Reisen

und

Länderbeschreibungen

der

älteren und neueſten Zeit,

eine Sammlung

der

intereſſanteſten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statiſtik.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Widenmann,

Redacteur des Auslandes,

und

Dr. Hermann Hauff,

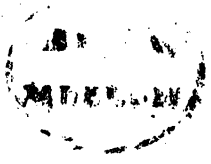
Redacteur des Morgenblattes.

Vierundzwanzigſte Lieferung.

Stuttgart und Tübingen,

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1843.



Beſchreibung

von

Kordofan

und einigen

angränzenden Ländern,

nebſt einem Ueberblick

über den daſigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's ſtattgefundenen Sklavenjagden.

Von

Ignaz Pallme

während deſſen Anweſenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1843.

ASHMOLEAN MUSEUM
EX LIBRIS
F. LL. GRIFFITH
ET
N.C.C. GRIFFITH
1937
OXFORD

P. 69/335

Vorrede.

In Auftrag eines Freundes unternahm ich Ende des Jahres 1837 eine Reiſe nach dem obern Theil der dem Vicekönig von Aegypten unterworfenen Länder, um mich in Betreff des Handels, der vielleicht von dort aus ſich beſſer realiſiren ließe, als es bisher mittelbar geſchah, zu unterrichten. Es war mir eine, wenn auch etwas ſchwierige, doch nicht unangenehme Aufgabe, denn da ich durch längern Aufenthalt in Aegypten der arabiſchen als der Landesſprache ziemlich mächtig, auch früher durch einige Reiſen in verſchiedenen Gegenden Aegyptens mit den Sitten der Bewohner und manchen Reiſenden aus entferntern Provinzen bekannt war, durchſtreifte ich

neunzehn Monate lang dieſe Länder nach allen Richtungen. Ich habe während meiner Reiſen und dem zeitweiligen Aufenthalte in einem oder dem andern Orte alles aufgezeichnet, was mir bemerkenswerth ſchien und hierüber wie gewöhnlich mein Tagebuch geführt, welches ich bei meiner Zurückkunft mehreren Freunden mittheilte. Von dieſen, wie auch von dem berühmten franzöſiſchen Reiſenden Antoine d'Abbadie wurde ich aufgefordert, meine geſammelten Nachrichten über ein noch ſo wenig bekanntes Land im Druck herauszugeben. Die Tendenz meiner Reiſe war ganz mercantiliſch und daher könnte ich keinenfalls wagen, eine Beſchreibung zu geben, wie es einem Naturforſcher oder ſonſt einem in allen erforderlichen Wiſſenſchaften erfahrenen Manne möglich wird; deſſenungeachtet glaube ich durch meine geringe Gabe wenigſtens Jenen, welche es wagen wollen dieſe Länder genauer auszuforſchen, einen kleinen Leitfaden zu geben, der ſie ſchon vor ihrem Eintritt in dieſes Land mit ſo manchem bekannt machen ſoll, wodurch ſie bei ihrer Anweſenheit mancher Mühe und Unbequemlichkeit überhoben ſeyn können. Wenn ſchon vor mir zwei ausgezeichnete deutſche Reiſende, Hr. Dr. Rüppell und Hr. Bergrath Rußegger, dieſes Land beſuchten und hierüber gründ-

lichere Mittheilungen machen konnten, ſo war deren Aufenthalt dennoch ſehr kurz und meiſt in ſo großer Begleitung, daß ihnen manches unbekannt blieb, was mir, der ich einzeln jeder Gefahr trotzend und in mannichfachen Verhältniſſen nur mit einem Bedienten, ja auch ohne ſolchen reiste, ſo leicht nicht entgehen konnte, da ich es auch nicht verſchmähte, ſelbſt mit dem Kameltreiber in der Wüſte ſein einfaches Mahl zu verzehren und mit den Bewohnern in ihren dumpfen Tukoli mich zu unterhalten, eben ſo wenig als es mir an Gelegenheit mangelte, bei den angeſehenern Beamten und ſelbſt bei dem Gouverneur, der mich zu allen Feſtlichkeiten einlud, mich genau zu inſtruiren. Die geehrten Leſer mögen daher entſchuldigen, wenn ſie in dieſem kleinen Werke vieles nicht finden, was bei einer ſogenannten Reiſebeſchreibung erwartet wird, denn ich wiederhole nochmals, ich machte dieſe Reiſe nicht um ſie zu beſchreiben, ſondern ich ſchrieb bloß, weil ich hiezu aufgefordert wurde und durch Bekanntmachung mancher bisher mit einem Schleier bedeckten Verhältniſſe für die Zukunft nützlich zu werden hoffe, in welcher Beziehung ich auch ſchon manche Anerkennung gefunden habe. Ich laſſe demnach getroſt dieſe meine kleine Schrift in die

Welt treten, weil ich im voraus überzeugt bin, daß man mich gütig berücksichtigen und so manches entschuldigen wird, was noch zu wünschen übrig bleibt.

Cairo im September 1841.

Der Verfasser.

Vorwort.

Ignaz Pallme begab ſich in Handelsgeſchäften nach Aegypten und drang von da, gleichfalls im Auftrag von Handelshäuſern, welche neue Abſatzwege im Innern Afrika's zu finden hofften, nach Kordofan vor, wo er ſich länger als irgend ein bekannter Europäer aufhielt. Seine mit ungemeiner Anſpruchloſigkeit gegebenen Nachrichten über Kordofan insbeſondere und die Länder des Sudan überhaupt geben wohl das anſchaulichſte Bild von dem jetzigen Zuſtand derſelben und von der Veränderung, welche Mehemed Ali's Eroberungen daſelbſt bewirkten. Welchen Werth man ſeinen naturhiſtoriſchen Nachrichten beilegen darf, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen, und bemerken nur, daß er auch hier augenſcheinlich nicht mehr berichtete, als er ſelbſt geſehen oder von glaubwürdigen Leuten erfahren hat. Eine nicht unbe-

deutende Bürgſchaft für ſeine Wahrhaftigkeit liegt in der Abfaſſung der Schrift ſelbſt. Ignaz Pallme iſt ein geborener Böhme, der das Deutſche mehr vom Umgang mit Deutſchen als genau grammatikaliſch lernte, und gewiß nie auf Autorruhm Anſpruch macht. So war ſeine Schreibart in vielen Dingen fehlerhaft, ohne daß gerade der Styl beſonders angeſtoßen hätte, und wenn das Manuſcript nicht ohne ſorgfältige Correctur gedruckt werden konnte, ſo mußte doch ſein einfacher und anſpruchsloſer Styl ſo viel möglich beibehalten werden. Der Leſer wird deßhalb einige ungeeignete Wendungen mit Nachſicht hinnehmen, da ſie ſich oft, ohne ganze Sätze oder den Charakter der einfachen Erzählung umzuſtoßen, nicht wohl abändern ließen.

Augsburg, November 1842.

Die Redaction.

Inhalt.

	Seite
Vorreden	v. ix
Erſtes Capitel. Lage, Gränzen, Gewäſſer, Boden und Klima	1
Zweites Capitel. Geſchichte	7
Drittes Capitel. Regierung	17
Viertes Capitel. Sitten und Gebräuche	27
Fünftes Capitel. Charakter der Einwohner	66
Sechstes Capitel. Die Bakkara (Hirtenvölker)	73
Siebentes Capitel. Kabobiſch	81
Achtes Capitel. Dar-Hammer	87
Neuntes Capitel. Volksſtämme die an Kordofan angränzen, Schelluk, Nuba, Takele ꝛc.	90
Zehntes Capitel. Religion	113
Eilftes Capitel. Krankheiten	117
Zwölftes Capitel. Das Militär	122
Dreizehntes Capitel. Producte	133
Vierzehntes Capitel. Lobeid, Hauptſtadt von Kordofan	158

Seite

Fünfzehntes Capitel. Handel 172

Sechzehntes Capitel. Sklavenjagden Mehemed Ali's im Allgemeinen 188

Siebenzehntes Capitel. Sklavenjagd in den Jahren 1838 und 1839 201

Achtzehntes Capitel. Nachrichten über den Lauf des Bacher-abbiad (weißer Nil). Alterthümer in Kordofan. Bandanianiam 213

Neunzehntes Capitel. Ueber das Reich Darfur 215

Erſtes Capitel.

Lage, Gränzen, Gewäſſer, Boden und Klima.

Kordofan, eine der ſüdlichſten Provinzen des Vicekönigs von Aegypten, erſtreckt ſich von Haraza im Norden bis Kodero und dem Nuba-Gebirge im Süden, und von Caccia aus oſtwärts nach den Scheluk-Bergen ungefähr vier Längengrade; im Norden macht die Wüſte von Dongola, und im Weſten die von Darfur die Gränze. Im Süden läßt ſich jedoch dieſe nicht genau beſtimmen, weil die Ausdehnung des Herrſchaftsgebietes bald zu- bald abnimmt, je nachdem die Bewohner dieſer Strecke entweder freiwillig oder zeitweiſe durch Gewalt tributpflichtig werden, und ſpäter ſich wieder frei machen, weßhalb auch die gegenwärtige Regierung, welche das ganze Land in fünf Kreiſe eingetheilt hat, die ſüdliche Gränze nur bis Kodero und das freie heidniſche Nuba zieht. Am Bacher Abbiad oder weißen Nil hat Kordofan keine Orte, und das dieſem Fluſſe zunächſtliegende Dorf iſt gegen vier Stunden von demſelben entfernt. Die Nomadenſtämme, welche am weſtlichen Ufer wohnen, gehören zum Reiche Sennaar, und ſtehen mit Kordofan nicht in Gemeinſchaft, bloß die Bakara-Kabobiſch *), auch ein Nomadenſtamm, weiden öfters ihre Heerden an dem Ufer des weißen Fluſſes. Die fünf Kreiſe heißen: Korci, Bara, Käſchmär, Abuharaß und Dayara, jeder derſelben von einem Kaſchef oder Kreishauptmann verwaltet, welcher Hauptmann in einem Linienregiment iſt. Im Ganzen beſteht Kordofan aus ſehr vielen theils großen, theils kleinen Oaſen, welche jedoch nicht, wie es in der großen Wüſte der Fall iſt, von einan-

*) Hirtenvölker.

der weit entfernt ſind. Der Boden iſt durchgehends ſandig und mehr eben als bergig, in der Gegend von Haraza jedoch erhebt ſich ein Bergrücken, der ſich bis an den weißen Fluß hinabzieht; die Berge im innern Lande ſind unbedeutend, und nur gegen Süd- und Südoſt ſieht man deren mehrere; doch iſt im Ganzen der Boden ſehr fruchtbar, denn ſo wie die Regenzeit beginnt, drängt ſich alles wie durch einen Zauberſchlag aus der Erde hervor, und die Natur zeigt ſich in ihrer ganzen Kraft und Pracht; überall duften Wohlgerüche, die faſt berauſchend auf die Sinne mitwirken, und man glaubt ſich wirklich in die Feengärten von Tauſend und einer Nacht verſetzt.

Fließende Gewäſſer ſind in Kordofan keine, und nur in der Regenzeit entſtehen einige Wildbäche, welche jedoch eben ſo ſchnell verſiegen als ſie entſtehen. Seen oder vielmehr Teiche gibt es mehrere, darunter die bei Arat, Pirget, Käſchmär und Caccia die bedeutendſten; in letztern findet man ſehr viele Blutegel, doch die übrigen ſtehenden Gewäſſer, welche in der Regenzeit gebildet werden, trocknen ſehr bald aus, und nur die oben bemerkten haben faſt das ganze Jahr hindurch Waſſer. In der Nähe von Haraza, nordöſtlich von dem Dorfe auf einem Berggipfel findet man das ganze Jahr friſches und gutes Trinkwaſſer. An Eiſenerz iſt großer Ueberfluß; hierüber wird man jedoch aus dem Werke des k. k. Bergraths Rußegger, welcher dieſes Land im Jahre 1837 bis Schabun bereiste, etwas Näheres erfahren, weßhalb ich, der auf meiner Reiſe in dieſen Gegenden keine geognoſtiſche Aufgabe zu löſen hatte, meine Leſer dahin verweiſe. Das Klima iſt vorzugsweiſe in der naſſen Jahrszeit ſehr ungeſund, und man findet dann keine Hütte, wo nicht wenigſtens einige Kranke ſich befinden, wogegen in der trockenen Zeit wieder alle Krankheiten verſchwinden; deſſen ungeachtet leiden auch in dieſer Zeit nicht nur die Menſchen, ſondern alle lebenden Geſchöpfe durch die überaus große Hitze. Trauernd weilt dann das Auge auf den öden, ausgebrannten Steppen, die als Trophäen des Sieges, welchen ſie über die lebende Natur errungen haben, nichts als von der Sonne gebleichte Knochen von Menſchen und Thieren aufzuweiſen haben; der Himmel iſt während dieſer ganzen Zeit, welche ungefähr acht Monate dauert, wolkenlos und rein, und die Hitze beſonders in den Monaten April und Mai unerträglich. Von 11 Uhr Vormittags bis 3 Uhr

Nachmittags, wo der Thermometer bis 38 ja 40 Grad Réaumur im Schatten ſteht, iſt es keinem athmenden Geſchöpfe möglich, ſich im Freien aufzuhalten. Alles, Menſchen und Thiere, ſucht Schatten, um ſich vor der Gluth der Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Der Menſch ſitzt während dieſer Stunden wie in einem Schwitzbade, die Heiterkeit des Geiſtes ſchwindet dahin, und man iſt beinahe unfähig etwas zu denken. Stumpf und faſt geiſtesabweſend ſtiert ein jeder vor ſich hin, und wendet trauernd ſeinen Blick nach irgend einem kühlen Plätzchen. Die Luft, die man einathmet, iſt ſo heiß, als wenn ſie aus einem glühenden Ofen herausſtröme, und wirkt ſo auf die Nerven, daß man beinahe Mühe hat ein Glied zu bewegen. Alle Geſchäfte ruhen, und alles liegt wie in einem Todtenſchlafe, bis nach und nach die Sonne ſinkt, und eine kühle Luft die Thiere und Menſchen wieder zum Leben weckt. Doch ſind die Nächte wieder ſo kühl, daß man ſich gegen Verkältung hier mehr wahren muß, als ſelbſt im nördlichen Europa im ſtrengſten Winter, denn die Folgen ſind öfters tödtlich. Der Tag und die Nacht ſind mit einer faſt unbemerkbaren Abweichung das ganze Jahr hindurch gleich, und wie in allen heißen Ländern gibt es keine Abenddämmerung, denn ſo wie die Sonne ſinkt, wird es Nacht. Im Freien ſieht man in der trockenen Zeit alles öde und wüſt, die Pflanzen verkohlen, die Bäume verlieren die Blätter und ſtehen wie Beſen da, keinen Vogel hört man ſingen, kein Thier im freudigen Gefühl ſeines Daſeyns ſich ergötzen, alles verkriecht und verbirgt ſich in den Wäldern, und ſucht Schutz gegen die ſchreckliche Hitze; nur dann und wann ſieht man einen Strauß im Flugſchritte die wüſten Felder durchſchneiden, oder eine Giraffe von einer Oaſe zur andern eilen. Doch erheben ſich in dieſer Jahreszeit zuweilen furchtbare Orkane, durch die jeder, der noch keine ſolchen Naturerſcheinungen erlebte, in das größte Entſetzen geräth. Sie beſtehen in einem erſtickend heißen Luftſtrome, der von einer Gegend zur andern ſeinen Strich hält, und alles was ihm in den Weg tritt, verheert. Gewöhnlich iſt die Atmoſphäre dann grau und ganz mit feinem Sande geſchwängert, die Sonne verliert ihren Glanz, es wird dunkel, ſo daß man kaum auf drei Schritte Entfernung einen Gegenſtand wahrnehmen kann; die Luft ändert ſich plötzlich und wird gelblich, ſodann röthlich, und die Sonne erſcheint blutroth; der Wind ſauſt, reißt alles was er

erreicht, Häuſer, Zäune, Bäume mit ſammt den Wurzeln aus dem Boden und mit ſich fort, deckt Sandhügel ab und wirft neue auf, kurz es iſt unbeſchreiblich, welche Verwüſtungen ein ſolcher Orkan anrichtet. Unglücklich derjenige, der während eines ſolchen Sturmes ſich in der Wüſte befindet, es bleibt ihm nichts Anderes zu Rettung übrig, als ſich mit dem Geſichte auf die Erde zu werfen, damit er von dem Luftdrucke nicht erſtickt werde; das Athemholen wird ganz gehemmt, und alle Nerven ſtraff zuſammengezogen, die Bruſt droht zu ſpringen, weil es ihr an reiner Luft fehlt, und ein nur etwas ſchwacher Menſch, der im Freien von dieſem Orkan erreicht wird, muß gewöhnlich unterliegen; doch auch ganz geſunde und in voller Lebenskraft ſtehende Menſchen befinden ſich mehrere Stunden lang in den Gliedern ganz abgeſchlagen, und können ſich nur nach und nach wieder erholen. Die Thiere fliehen und ſuchen ſich zu verbergen, kurz alles ſucht Schutz; die Kamele, welche ſich unterwegs befinden, zeigen dieſen Sturm immer früher an, bevor er losbricht, indem ihre Schritte unruhig werden, und ſie den Kopf bis gegen die Erde hängen.

Eine andere nicht minder merkwürdige Naturerſcheinung iſt die Luftſpiegelung (Mirage), d. i. der Anſchein von Seen und Flüſſen, welche man mitten in der Wüſte zu ſehen glaubt, und die nur durch die aufſteigenden Dünſte und die Reflexion der Sonnenſtrahlen dem Auge ſo täuſchend vorgeſpiegelt werden. Es iſt unbeſchreiblich, wenn man nach einigen mühſeligen Tagreiſen durch die Wüſte, wo man wie auf der hohen See nichts als Waſſer und Himmel, eben ſo auch hier nichts als Sand und Himmel ſieht, und ſich ſo ſehr nach einem Waſſer ſehnt, in der Ferne große Flüſſe und Seen erblickt; man wünſcht ſich Flügel um dieſes ſo lang entbehrte Element ſo ſchnell als möglich zu erreichen; man freut ſich, ſeinen müden und ganz kraftloſen Körper durch ein Bad zu ſtärken, und verwendet kein Auge von dieſem lieblichen Gegenſtande. Doch wie ſinkt der frohe Muth, wenn dieſe ſo heißerſehnten Wünſche, je mehr man ſich den aus der Ferne erblickten Seen und Flüſſen nähert, im ſtrengſten Sinne des Worts ſich in Dunſt auflöſen, und man an dem Orte, wo man Waſſer zu finden hoffte, einen eben ſo heißen und trockenen Sand findet, als man eben verlaſſen hatte. Sieht man aber dieſe Erſcheinungen öfters, und gewöhnt ſich an ſolche, ſo ergötzt es doch

auch das Auge, wenn es eine Abwechslung in der Aussicht findet. Diese Lufterscheinungen werden im Lande Bacher el Gazal oder Gazellenflüsse genannt, wahrscheinlich weil sie wie diese, sobald man sie erblickt hat, mit Schnelligkeit verschwinden.

Im Monat Junius tritt die nasse Jahreszeit ein und endet im Anfange Octobers. Es kann sich, wer diese Jahrszeit in den Tropenländern nicht erlebte, keinen Begriff von den Schlagregen machen, welche hier stattfinden. Gewöhnlich steigen die Gewitter in Osten und Süden auf. Man sieht von Ferne eine kleine schwarze Wolke, welche je näher sie kommt desto größer wird, und sich in den letzten Minuten mit einer unglaublichen Schnelligkeit über die ganze Gegend ausbreitet und sodann sinkt. Nun bricht ein furchtbares Gewitter los, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, ein fürchterliches Krachen als ob der Himmel in Feuer stände, und der Erdboden bersten wollte, Ströme von Wasser stürzen mit einer solchen Heftigkeit herab, daß der Boden nicht im Stande ist solche aufzusaugen, und es entstehen Bäche, welche jedoch in dem Sande bald verschwinden. Gewöhnlich dauert ein solcher Regen nur eine Viertelstunde, selten länger, und nur äußerst selten wiederholt er sich in einem Tage, ja er setzt öfters zwei, drei, auch sogar sechs Tage aus, und dieses ist nun die gefährlichste Zeit für Fremde sowohl als Eingeborne; doch leiden nach Aussage aller die von weißer Hautfarbe immer mehr als die Schwarzen. Wie durch einen Zauber erwacht die Natur aus ihrem Todesschlafe, denn gleich nach dem ersten Regen fängt der Boden an zu grünen, die Bäume schlagen aus, nach und nach breitet sich ein Blumenteppich über das ganze Land hin. Einzelne Gegenden von Kordofan, welche etwas tief liegen, können in der That ein Paradies genannt werden. Alles steht da in voller Ueppigkeit, alle Bäume und Sträucher sind mit Blüthen und Früchten beinahe übersäet, so daß man das Laub kaum erblickt. Das Gras erreicht eine Höhe, daß ein Reiter mit seinem Pferde gedeckt wird. Schlingpflanzen winden sich bis zum Gipfel der höchsten Bäume; kurz alles beweist die Macht und Stärke der Vegetation. Eben so wie das Auge sich an dem Farbenspiel der Blumen ergötzt, so findet es auch einen Genuß an den mannichfaltigen Farben der Papagaie, Colibri und andern schön befiederten Bewohner der Wüste

und der Gärten, welche in buntem Farbenwechſel die Bäume beleben und durch ihren Geſang das Ohr bezaubern; wetteifernd erſchallen die melodiſchen lieblichen Töne von den Zweigen, und ich konnte bald den der Nachtigallen und Lerchen meiner lieben Heimath vergeſſen. Doch dieſe Silbertöne ſind nicht von langer Dauer; ihr Geſang iſt zu ſüß, daß er lange anhalten könnte. Wie ſich der Schleier der Morgendämmerung hebt, fängt er an, er wird ſteigend ſtärker, jemehr das Licht ſich verbreitet, iſt aber die Sonne über den Rand der Wüſte emporgerückt, vergoldet ſie mit ihren Strahlen die Berge, ſo verſtummt ein Sänger nach dem andern, nur einzelne Töne vernimmt man noch; doch alſobald erſcheinen Schwärme von Schmetterlingen und ſchönen Inſecten, die das Auge mit demſelben Farbenwechſel ergötzen; Giraffen, Antilopen und andere Thiere weiden im Graſe, und freuen ſich ihres Daſeyns. Doch aller dieſer Reiz ſchwindet bald, denn ohne zu wollen, wird durch die Einwirkung des ungeſunden Klima's die frohe Laune verſcheucht; den Menſchen befällt eine Bangigkeit, die ihm alle Ruhe raubt. Schwäche im Magen, Ekel vor allen Speiſen, kurz alle Vorboten einer Krankheit verleiden jeden Genuß, den die Schönheit der Natur gewähren könnte, und in kurzem liegt man auf dem Krankenlager, welchem ein Fremder nie ganz entrinnt, und ſo weit jetzt die Erfahrung geht, ſind von den Europäern, welche dieſe Gegenden bereist und ſich längere Zeit daſelbſt aufgehalten haben, ſehr wenig mit dem Leben davon gekommen; denn die aus den Moräſten aufſteigenden Peſtdünſte, welche die ganze Luft ſchwängern, das ungeſunde Trinkwaſſer, die feuchten Südwinde, die bis auf die Nerven eindringen, alles dieſes vereint ſich, den Faden des Lebens abzuſpinnen, und jeder eilt, wenn er nur kann, dieſes ungeſunde Land baldmöglichſt zu verlaſſen. Man glaube ja nicht, daß durch den Regen die Atmoſphäre gereinigt werde, wie es der Fall in Europa iſt, denn ſobald dieſer vorüber iſt, tritt wieder eine ſtarke Hitze ein, die während meines Aufenthaltes daſelbſt bis 30° ſtieg; die Monate December und Januar ſind die geſündeſten, aber auch die Nächte ſo kühl, daß der Thermometer beſonders kurz vor Sonnenaufgang bis auf 8, ja auf 4° fällt. Dieſer ſchnelle Wechſel zwiſchen Hitze und Kälte und die ſchädlichen Ausdünſtungen müſſen ſonach den

Menſchen, und vorzugsweiſe dem aus nördlichen Gegenden Aegyptens ſowohl als aus Europa kommenden Fremdling beſonders verderblich werden, und man findet wenige, die ſich ganz akklimatiſiren.

Zweites Capitel.

Geſchichte.

Es wird wohl Jedermann einſehen, daß es nicht ſo leicht ſey, die Geſchichte eines Landes oder vielmehr einer Provinz zu ſchreiben, deren Einwohner in der größten Unwiſſenheit leben, und die ſich wenig kümmern, was nur ein halbes Menſchenleben vor ihnen ſich zugetragen hat; es ſind auch keine Chroniken vorhanden, welche über das eine oder das andere Aufklärung geben könnten, und ſo war es mir auch nicht möglich etwas mehr zu erfahren und auszuforſchen, als was mir ein glaubwürdiger achtundſiebzigjähriger Fakir *), ein Augenzeuge der neuern Begebenheiten, mittheilte. Kordofan hat ſeinen Namen von einem Berge $3^1/_2$ Stunden ſüdöſtlich von Lobeid entfernt. Die Ureinwohner ſind Nuba-Neger, welche gegenwärtig noch viele Gegenden Kordofans bewohnen. Selbſt Korhofan iſt ein nubiſches Wort. Später wanderten drei Stämme ein, die Hadejat, el Giomme und Bederie. Die Zeit dieſer Einwanderung läßt ſich nicht mehr beſtimmen. Dieſe drei Nomadenvölker theilten ſich in das Land um den Berg Kordofan, lebten von der Viehzucht, und jeder Stamm hatte ſeinen Schech oder Richter; doch wurde aus allen drei Stämmen noch ein Oberhaupt gewählt, welches als ein unparteiiſcher Richter in verwickeltern Angelegenheiten als letzte Inſtanz das Urtheil fällte. Dieſe Völker wurden gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Sennaar mehr bekannt. Der König von Sennaar ſandte ungefähr im Jahre 1779 den Schech Nacib mit ungefähr 2000 Reitern dahin, um es zu erobern. Die Stämme ergaben ſich auch, ohne einen hartnäckigen Widerſtand zu leiſten, ziemlich gutwillig in ihr Schickſal, und blieben ſodann ungefähr fünf Jahre lang un-

*) Ein Einſiedler, auch ein Schulmeiſter.

ter der Oberherrschaft von Sennaar. Ein Melik wurde eingesetzt und das Volk fühlte sich unter seiner Regierung glücklich; mehrere arabische Stämme, so wie auch Leute von Sennaar und Dongola wanderten ein, breiteten sich im Lande aus, Ackerbau und Handel fingen an zu blühen. Da wurde Darfur auf diese Provinz aufmerksam, und unternahm einen Feldzug, in welchem der Melik el Haschma aus Sennaar geschlagen, und auf immer aus dem Lande verdrängt wurde. Meliks regierten dieses Land im Namen der Sultane von Darfur bis zum Jahre 1821 durch volle fünfunddreißig Jahre unter der Regierung Mehemed Ibn Fadels. Auch in dieser Periode befand sich das Land glücklich; die Einwohner lebten friedlich, hatten keine Abgaben, die Kaufleute keine Mauthen zu zahlen, und alles waren nur freiwillige Geschenke an den Sultan von Darfur.

Bara, die zweite Handelsstadt im Land, wurde durch die Dongolawi aufgebaut; aus den entferntesten Gegenden wanderten Stämme ein, und genossen unter der wirklich milden Regierung Darfurs eines hohen Wohlstandes. Der Handel breitete sich nach allen Richtungen aus, Karawanen aus Abyssinien, aus dem Innern Afrika's und aus Aegypten brachten ihre Producte in die zwei Städte Lobeid und Bara, von wo der größte Theil wieder transito weiter gebracht wurde. Alles lebte so zu sagen im Ueberfluß, man hatte an keinem dringenden Bedürfnisse Mangel. Alles war wohlhabend, und selbst die Weiber der wenig Bemittelten trugen in Nasen und Ohren goldene Ringe, ja viele selbst goldene Armbänder und silberne Fußringe. Man sah kein anderes Metall als Gold und Silber im Schmucke der Weiber, und sogar viele Sklavinnen trugen Gold an sich. Die Viehzucht und der Ackerbau waren gut bestellt, und es gab wenig Bewohner des Landes, welche nicht so zu sagen einen kleinen Handel betrieben. Das Volk lebte sorgenfrei und war wohlhabend. Tanz und Gesang erscholl von einem Orte zum andern, kurz es war für Kordofan das goldene Zeitalter.

Doch dauerte dieses Glück nicht lange, denn 1821 sandte Mehemed Ali seinen Schwiegersohn, den berüchtigten Defterdar, mit einem Corps von 4500 Mann Infanterie und Cavallerie nebst 800 Beduinen und 8 Feldstücken dahin ab, um dieses gesegnete Land seiner Macht zu unterwerfen. Das Land, von diesem Vor-

haben in Kenntniß geſetzt, bereitete ſich mit aller Kraft zum Widerſtand. Muſalem, der Melik, zog mit ſeinen Truppen dem Defterdar bis Bara — zwölf Stunden von Lobeid — entgegen. Seine zahlreiches, aber irreguläres Heer war zwar gut bewaffnet, hatte aber keine Feuergewehre, welche man auch im ganzen Lande ſehr wenig oder gar nicht kannte. Die Cavallerie hatte, ſo wie die alte numidiſche Reiterei, Schuppenhemde, auf dem Kopfe ein ſpitziges Casquet ohne Viſir und ein ſechsunddreißig Zoll langes zweiſchneidiges Schwert, die Pferde mit Kupferplatten belegte Schabraken. Das Fußvolk, faſt ganz nackt, war mit Schild und Lanze und nur ein kleiner Theil mit zweiſchneidigen Schwertern, Turbatſch, und einer Art Streitkolben bewaffnet. Die Schlacht war mörderiſch, die Kordofaner ſtürzten ſich wie Raſende in den Kampf, und vertheidigten ihre Freiheit mit gänzlicher Todesverachtung, ja ſelbſt Weiber nahmen an dem Gefechte Theil. Von den Kugeln der Feinde getroffen ſtürzten Hunderte hin. Die Verwundeten legten die Finger in ihre Wunden, und konnten nicht begreifen, wie ſie, ohne von einer Waffe berührt worden zu ſeyn, verwundet werden konnten, ſo unbekannt war ihnen damals die Feuerwaffe. Sie ſchleuderten mit aller Wuth ihre Lanzen gegen die Kanonen, und als es ihnen einmal gelang eine Kanone auf kurze Zeit zu erobern, ſuchten ſie ſich mit Säbelhieben wegen der gemachten Verheerung an ihr zu rächen. Die Schlacht währte lange und blieb unentſchieden. Der Defterdar an der Spitze ſeiner Reiterei, obwohl krank, verließ das Schlachtfeld nicht; mehrere Angriffe wurden tapfer abgeſchlagen. Die Beduinen beſchämten die Türken durch ihre Herzhaftigkeit; wo es am heißeſten zuging, ſtieß man auf Beduinen, welche den angegriffenen Feind am ſtärkſten bedrängten. Der Vortheil wandte ſich bald auf die Seite der Türken, bald auf die Seite der Kordofaner, der Sieg blieb immer ſchwankend, ja es kamen ſogar die Türken einigemale in ein hartes Gedränge; da glückte es einem Schech der Beduinen, aus dem Stamme der Gemeat, Muſalem, den Anführer der Kordofaner durch einen Piſtolenſchuß niederzuſtrecken. Sein Tod entſchied die Schlacht. Das kordofaniſche Heer, ſeines Anführers beraubt, wandte ſich und ergriff die Flucht. Die Kordofaner wurden von der nachrückenden türkiſchen Reiterei verfolgt, und noch viele auf der Flucht getödtet. —

Unter den Todten auf dem Schlachtfelde fand man ſogar drei Weiber, welche ebenfalls an dem Kampfe für ihre Freiheit Theil genommen hatten. Den zweiten Tag darnach zog der Defterdar mit ſeiner ſiegenden Armee in Lobeid ein. Die Stadt wurde geplündert und faſt ganz zerſtört. Der Defterdar fand hier unermeßliche Reichthümer, welche dieſer habſüchtige Tyrann ſich ſogleich zueignete. Das Land ergab ſich ohne allen fernern Widerſtand bis auf den Berg Deyer, zwanzig Stunden von Lobeid, welcher ſeine Freiheit jetzt noch behauptet. Die türkiſche Armee litt aber faſt an allem Mangel, der größte Theil unterlag dem Klima, und es fanden ſich nur Einzelne, welche dieſem widerſtehen und ihr Leben retten konnten.

Man theilte nun Kordofan ohne die freien Nuba in fünf Kreiſe ein, deren jedem ein Kaſchef oder Kreishauptmann vorſteht; ein Obriſt, welcher in Lobeid reſidirt, iſt Gouverneur der Provinz, und es kann keine Feder beſchreiben, welcher Druck nunmehr auf dieſem Lande laſtet. Alle Wohlhabenheit iſt gänzlich verſchwunden, das Land wird von den Türken ſo zu ſagen ausgeſaugt, und man leidet nicht, daß ein Privatmann zu einem auch nur geringen Vermögen gelange. Viele von den Eingebornen ſind ſchon, der Bedrückungen müde, mit ihrem Hab und Gut ausgewandert, haben theils in Darfur, theils in Takele Schutz geſucht, und noch ſelbſt im Jahre 1838 haben die Bewohner von ſechs Dörfern das Land verlaſſen. Man ſieht auch jetzt nichts als Armuth und Elend, und mit Ausnahme einiger Djelabi *) auch keine bemittelten Einwohner. Die verſchiedenen Volksſtämme, welche gegenwärtig das Land bewohnen, ſind folgende: Hadejat, el Giomme, Bederie, Schiswaba, el Etoman, Ogendiab, Birget, Dombab, Almakaita, Elberiab, Haſſenie, Hawara, Felata, Denagle oder Dongolawi, Darhammer, Abuſanun, Darhami, Serauy, Freſeh, Basaue, el Maramera, Volet el Angon, Czahalin, Kabobiſch (Schech Sale), Benecira, Hababin (Schech Abdel Mahmud), Elhauwasma (Schech Muſa), el Meſſerie (Schech Labaied), Koncieri oder Darfurer, Pergu, Nas-Gioffon. Doch theilt man alle dieſe Stämme in drei Hauptſtämme und zwar: die Neger, die Bakkara und Arab oder freie

*) Kaufleute, auch Sklavenhändler.

Leute, und die Dongolawi. Alle dieſe verſchiedenen Völkerſtämme ſind auch in ihren Sitten und Gebräuchen wenn nicht ganz, doch zum größten Theil verſchieden, und man zählt dreizehn Dialekte und Sprachen. Die ganze Bevölkerung Kordofans kann ohne die wandernden Bakkara ungefähr 400,000 Seelen betragen. Der Defterdar hat alles Mögliche aufgeboten, dieſes Land herabzubringen, und ſein Name iſt noch gegenwärtig ein Name des Schreckens für die Einwohner. Es iſt auch in der That fürchterlich, wie dieſer Tyrann ſeine Macht in dieſem unglücklichen Lande mißbrauchte, und keine Feder iſt im Stande die Grauſamkeiten zu beſchreiben, welche er in dieſer Provinz beging; das menſchliche Gefühl muß ſich empören, wenn man alles hört was dieſer Wüthrich ausſann, um ſeine grauſame Luſt an den unglücklichen Beſiegten zu kühlen. Ich würde keineswegs alles geglaubt, und das meiſte als ein Mährchen betrachtet haben, wenn nicht in allen den Gegenden von Kordofan, Sennaar und Aegypten, die ich bereiste, mir gleichſtimmige Nachrichten zugekommen wären, welche um ſo mehr Glauben verdienen, als noch viele Perſonen leben, die nicht nur Augenzeugen aller dieſer Grauſamkeiten waren, ſondern ſelbſt auch dadurch litten. Es ſey mir daher erlaubt hier einige Züge aus dem Leben dieſes Tyrannen aufzuführen; jeder wird daraus erkennen, wie es eine natürliche Folge ſeyn mußte, daß ein ſonſt ſo blühendes Land in kurzer Zeit herabſank, und daß jetzt eine geraume Zeit erfordert wird, um ſich nur ein wenig zu erholen.

Ein Soldat hatte einem Bauer ein Schaf geſtohlen, und wurde auf der That von letzterm ertappt — nicht genug, daß er den Raub nicht zurückſtellte, mißhandelte er noch den Bauer; dieſer glaubt ein ſeiner gerechten Sache bei niemand anderm mehr Gerechtigkeit zu finden als bei dem Gouverneur, und brachte ſonach ſeine Klage gegen den Soldaten vor. Der Defterdar hörte gelaſſen zu, als der Bauer ſeine Anklage vorbrachte; doch als er geendet, fuhr ihn der Tyrann zornig an: Und mit einer ſolchen Kleinigkeit beläſtigſt du mich? Mit dieſen Worten wandte er ſich zu ſeiner Umgebung, und befahl den Bauer vor den Kadi zu bringen; dieſe verſtanden ſogleich, daß er unter dem Worte Kadi eine Kanone verſtehe, nahmen den armen Bauer alsbald in Empfang, banden ihn an die Mündung einer Kanone, und

feuerten ſodann letztere ab. — Seine Dienerſchaft, beſtehend nicht nur aus Sklaven, ſondern auch freien Arabern und Türken, hatte ungeachtet ſie als ſeine Scharfrichter betrachtet werden konnten, dennoch eine große Angſt vor ihm, denn das geringſte Vergehen, welches ſie ſich zu Schulden kommen ließen, beſtrafte er mit aller erſinnlichen Grauſamkeit; ſo traf es ſich, daß einer von dieſen ſich verleiten ließ in eine Schüſſel voll Speiſe ſeine Finger zu tauchen und dieſe zu koſten. Unglücklicherweiſe ſah dieſes der Defterdar. Ganz höhniſch fragte er nun den unglücklich Ertappten, ob dieſe Speiſe ſüß oder ſauer wäre, und als dieſer wie natürlich vor Schrecken und Furcht keinen Laut vorbringen konnte, ließ ihm der Defterdar, um, wie er ſich äußerte, ſeinen Geſchmack mehr zu reizen, die Zunge mit einem Nagel an die Thüre anſchlagen, und das Geſicht mit Honig einſchmieren; in dieſer Lage mußte der Unglückliche zwei volle Stunden zubringen. Es bedurfte aller möglichen Mittel, um ſeine Zunge nach einer geraumen Zeit wieder zu heilen. — Ein Zeis oder Pferdewärter, welcher, wie es auch in ganz Aegypten der Fall iſt, beim Ausreiten den Vorläufer machen mußte, konnte dem Defterdar bei einem lang anhaltenden ſcharfen Ritte aus Mattigkeit nicht mehr folgen; der Wüthrich ſchlug ihn mit der Peitſche, um ihn zu ermuntern, und als der Unglückliche ganz entkräftet, auch durch dieſes Mittel nicht kräftiger wurde, ließ ihn der Unmenſch bei den Füßen an den Schweif eines Pferdes binden, und dieſes durch zwei andere Zeis in den Straßen von Lobeid herumjagen. Sicher hätte der Unglückliche hiedurch ſeinen Tod gefunden; da aber die Straßen bloß aus feinem Sand beſtehen, ſo erhielt er nur ſehr viele, aber doch keine tödtliche Wunde. Allein das Pferd, an eine ſolche Laſt nicht gewöhnt, wandte ſich endlich um und ſchlug nach dem unglücklichen Zeis, welcher endlich in Verzweiflung und zu ſeiner eigenen Rettung mit allen ihm noch zu Gebote ſtehenden Kräften das Pferd beim Kopfe ergriff und ſolches in die Oberlippe biß. Anfangs achtete man dieſe kleine Wunde nicht, doch in kurzer Zeit ſchwoll der Kopf des Pferdes, und dieſes krepirte, der mit Wunden ganz bedeckte Zeis wurde aber glücklich wieder hergeſtellt. — Ein Nachbar gab dem andern in einem Streit eine Ohrfeige, und wurde von letzterm bei dem Defterdar verklagt. Mit welcher Hand ſchlugſt du deinen

Nachbar, fragte ihn der Tyrann. — „Mit der Rechten," antwortete dieſer. „Nun gut," erwiederte der Defterdar, „damit du dieſes nicht vergißt, werde ich dir aus dem Ballen dieſer Hand das Fleiſch herausſchneiden laſſen," welches auch augenblicklich vollzogen wurde. — „Nun gehe wieder an deine Arbeit," ſagte der Defterdar zu dem Verſtümmelten, welcher jedoch vor Schmerz ganz außer ſich entgegnete: „in dieſem Zuſtande kann ich doch nicht arbeiten." Zornig fuhr ihn der Tyrann an: „was! du widerſprichſt mir! Man ſchneide ihm die Zunge ab, ſie iſt etwas zu lang," und dieſer Befehl wurde auch an dem bereits Gemarterten ſogleich vollzogen. — Als der Defterdar eines Tags bemerkte, daß während ſeiner Abweſenheit Jemand aus ſeiner Doſe geſchnupft hatte, und den Verdacht auf ſeinen Kammerdiener warf, ſperrte er eines Tages eine Fliege in die Doſe ein, ließ ſolche auf ſeinem Divan liegen, ging in ein anderes Zimmer, und ließ ſich ſodann durch den Diener etwas aus dem Gemache, wo ſich die Doſe befand, holen; dieſen kam auch wirklich die Luſt an, und er nahm ſich eine Priſe, unbemerkt ſchlüpfte die Fliege heraus, und als der Defterdar nach kurzer Zeit wieder in das Zimmer trat und die Fliege aus der Doſe verſchwunden fand, fragte er ſogleich den Diener, wer die Doſe aufgemacht habe. — „Ich, Herr," erwiederte dieſer ganz treuherzig, „habe mir eine Priſe genommen." Doch dieſe Luſt mußte er mit dem Leben bezahlen. Der Wüthrich ließ ihn zu Tode prügeln. — Ein Neger kaufte von einem Weibe um fünf Para Milch, trank dieſe aus, bezahlte aber ſolche nicht. Das Weib beklagte ſich hierüber bei dem Defterdar, welcher zufällig in der Nähe war. „Gut," ſprach dieſer, „ich werde die Sache gleich unterſuchen!" Er befahl nun ſeinen Leuten den angeklagten Neger zu holen. Als dieſer erſchien, frug er ihn, ob er von dem anweſenden Weibe eine Milch gekauft und nicht bezahlt habe. Ganz erſchrocken läugnete dieſer die That. Da befahl der Unmenſch dem armen Neger den Bauch aufzuſchneiden, und nachzuſehen, ob ſich in ſeinem Magen wirklich die Milch vorfinde. Und als es ſich wirklich ſo zeigte, ſagte er zu dem Weibe: „du haſt Recht; hier nehme die fünf Para, und gehe nun deiner Wege." — In ſeinem Garten hatte er in einem Behälter einen Löwen eingeſperrt, welcher allmählich ſo zahm wurde, daß er ganz frei im Garten herum lief, und dem Defterdar wie ein Hund ge-

horchte; dieſes gezähmte Thier gebrauchte nun der Unmenſch, um die Leute, welche zu ihm kamen, zu ſchrecken, welches ihm dann das größte Vergnügen verurſachte. Traf es ſich nun gerade, daß zu der Stunde wo er im Garten ſich ergötzte, kein Fremder zu ihm kam, ſo befahl er ſeinen Leuten, den erſten beſten, welchen ſie auf der Straße treffen würden, zu ihm in den Garten zu ſenden. Wenn ſo ein armer Teufel, ohnehin durch den erhaltenen Befehl bis zum Tode erſchreckt, mit der größten Verzagtheit in den Garten trat, und in ſeiner Seelenangſt ſich dem Defterdar beinahe am Boden kriechend näherte, hetzte dieſer den Löwen auf den Eintretenden, welcher natürlich bei dem Anblick dieſer wilden Beſtie faſt ohne Beſinnung zur Erde ſtürzte. Dieß war nun ſein größtes Vergnügen, denn wenn gleich dieſes Thier keinem Menſchen ein Leid zufügte, ſo war dennoch deſſen Annäherung hinreichend, auch dem Herzhafteſten einen Todesſchrecken einzujagen. Bevor jedoch dieſes Thier ſo zahm wurde, und ſo lange dasſelbe noch eingeſperrt werden mußte, traf es ſich einſt, daß ein Gartengehülfe ſich etwas zu Schulden kommen ließ, und deßwegen von dem Gartenaufſeher bei dem Defterdar verklagt wurde. Dieſer im Fällen des Urtheils nicht müßig, befahl ohne weiters, noch ehe ihm die ganze Thatſache auseinander geſetzt worden war, den armen Angeklagten dem Löwen in ſeinem Behälter vorzuwerfen. Dieſer Befehl wurde auch gleich vollzogen; doch wie einem zweiten Daniel fügte die Beſtie dem armen Verurtheilten nicht nur kein Leid zu, ſondern beleckte zum größten Verwundern der Anweſenden deſſen Hände. Und dieſer Gartengehülfe war nicht der Wärter des Thieres, ſondern warf bloß manchmal von ſeinem erübrigten Brod im Vorbeigehen dem Löwen etwas in deſſen Behälter, und das großmüthige Thier vergaß dieſes nicht, und ſchonte ſeinen Wohlthäter. Als der Defterdar dieß vernahm, wurde er dadurch nicht beſänftigt, ſondern blutdürſtig wie er war, ohne Sinn für eine ſolche Erſcheinung, befahl er im Zorne ſeiner unbefriedigten Luſt dem, Löwen den ganzen Tag nichts zu freſſen zu geben, und den Gefangenen dort zu belaſſen, damit das Thier von Hunger gezwungen zum Scharfrichter ſeines Wohlthäters werde. Doch auch der Hunger konnte das Königsthier in ſeinem Edelmuth nicht wankend machen, und der Gartengehülfe blieb den ganzen Tag an der Seite des Löwen

unverſehrt. *) Abends wurde er ſeiner Haft entlaſſen, doch lei, der entging der Unglückliche nur auf kurze Zeit der Rache des Wüthrichs, denn als letzterer nach einigen Tagen in den Garten trat und den Gehülfen daſelbſt traf, welcher eben den Garten kehrte und bereits einen Haufen Blätter beiſammen hatte, ſagte er zu ihm: „Hund, du biſt zu ſchlecht, als daß dich ein Löwe freſſen möchte, doch nunmehr haſt du dir dein Grab ſelbſt gemacht.“ — Hierauf befahl er ihm das Laubkehricht in einen Backofen zu tragen, und dann ſelbſt hinein zu kriechen. Als dieſes alles geſchehen war, ließ der Unmenſch das Laub anzünden, worauf der Unglückliche unter den größten Qualen ſeinen Geiſt aufgab. — Ein Fellah (Bauer) ſchuldete an die Regierung vierzig Maamle **). Der Schech des Dorfes ließ dem Fellah, welcher ſich zahlungsunfähig erklärte, ſeinen letzten Ochſen wegnehmen, ſolchen ſchlachten, und in vierzig Theile zerlegen; hierauf erhielt der Schlächter den Kopf und die Haut für ſeine Mühe, und die übrigen vierzig Theile wurden zu ein Maamle an die übrigen Bewohner des Dorfes verkauft. — Man kann ſich leicht vorſtellen, daß das Fleiſch um ſo einen wohlfeilen Preis ſehr ſchnell verkauft war. Der arme Bauer brachte nun ſeine Klage dem Defterdar vor, indem er zugleich verſicherte, daß der Ochſe mehr als vierzig Maamle werth war. Der Defterdar verfügte ſich nun ſelbſt an Ort und Stelle, um die Sache zu unterſuchen, und als er ſich von der Wahrheit überzeugt hatte, ließ er den Schech, den Schlächter, ſo wie alle Perſonen, die von dem in Beſchlag genommenen Ochſen Fleiſch gekauft hatten, zuſammenrufen, und hielt in aller Gegenwart dem Schech ſein rechtswidriges Benehmen vor. Hierauf erhielt der Schlächter den Befehl den Schech zu ſchlachten, und deſſen Körper in vierzig Theile zu zerlegen. Ein jeder der frühern Käufer mußte nun wieder einen Theil kaufen, hiefür ein Maamle bezahlen und das Fleiſch nach Hauſe tragen. Das Geld wurde dem Fellah

*) Dieſes edle Thier wird ſich wahrſcheinlich in dem k. Muſeum in München ausgeſtopft vorfinden, indem Mehemed Ali ſolches dem Herrn Hofrath Schubert, welcher ſich im Jahre 1836 in Cairo befand, ſchenkte.

**) Eine Münze, die nunmehr außer Curs iſt, und vordem 2 Piaſter 10 Para, ungefähr 12½ kr. C. M., betragen hat.

als Ueberſchuß des ihm abgenommenen Ochſen eingehändigt. — Am Bairam-Feſte gingen alle Bedienten und Zeis, achtzehn an der Zahl, zu dem Defterdar, um ihm dem Herkommen gemäß ihre Glückwünſche darzubringen, und baten zugleich um ein paar neue Schuhe. „Dieſe ſollt ihr haben," ſagte er zu ihnen. Er ließ den Hufſchmied holen, und befahl ihm achtzehn paar Hufeiſen zu verfertigen, welche auf die Füße der Bedienten gut paßten; als dieſe des andern Tages fertig waren, ließ er allen achtzehn Bedienten ohne Barmherzigkeit jedem zwei Eiſen an die Fußſohlen nageln; neun von ihnen gaben in kurzer Zeit, nachdem der Brand dazugekommen war, den Geiſt auf, den andern ließ er die Eiſen ſodann abnehmen, und reichte ihnen ärztliche Hülfe.

Doch genug von allen den Grauſamkeiten, welche dieſer Tiger in Menſchengeſtalt ausübte, und die ſich durch nichts rechtfertigen oder auch nur entſchuldigen laſſen. Man könnte mehrere Bände füllen, wenn man alles niederſchreiben wollte, was dieſer Tyrann in dem von ihm eroberten Kordofan, wie in Sennaar und Aegypten, ausübte. Kein Tag verging, ohne daß nicht ein oder der andere Unglückliche ſeinem Blutdurſte zum Opfer fiel. Er war ordentlich erfinderiſch in den über einen ſolchen Unglücklichen verhängten Qualen, und wußte allemal etwas Neues zu erſinnen, was ſeinem rachſüchtigen Herzen eine Befriedigung gewährte. — Sein Name bleibt auch in ewig unvergeßlichem Andenken in Kordofan, Sennaar und Aegypten, und noch iſt er ein Schrecken für alle die ihn hören. Mehemed Ali, müde aller der Klagen, die ihm über dieſen Wüthrich faſt täglich zukamen, ließ ihm in einer Schale Gift beibringen. Ich ſelbſt ſah noch einige von den Opfern ſeiner Grauſamkeit, welche ſo glücklich waren wenigſtens ihr Leben zu retten, allein als Krüppel ohne Naſe, Ohren, Zunge, oder mit geblendeten Augen herum wandern, und von ihren Nachbarn ſich ihr tägliches Brod erbetteln. Aus allem dieſem kann man nun leicht erſehen, welches Loos dieſem armen Lande zu Theil ward, als es unter die Herrſchaft der Türken kam. Früher beinahe ganz frei, lebte ein jeder ſorglos, und war ſeines Eigenthums, ſeines Lebens wenigſtens ſicher; doch dieß änderte ſich alles, ſobald die Türken dieſe Provinz in Beſitz nahmen, denn von dieſem Augenblick an hörte das Privateigenthumsrecht

auf, und die Regierung betrachtete alles Hab und Gut für das ihrige. Zu dieſem allem kam noch die unmenſchliche Behandlung von dem Defterdar, und brachte die Einwohner faſt in Verzweiflung, denn die geringſte Vermuthung, daß einer oder der andere ſich ein kleines Vermögen, ſey es in Waaren, baarem Gelde oder an Vieh ꝛc. erworben habe, war hinreichend, ihm unter irgend einem Vorwande das Leben abzuſprechen und das Eigenthum einzuziehen. Der Defterdar war unerſättlich und raubte alles wo er nur etwas zu finden wußte, und hatte ſich auch in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer geſammelt. Gegenwärtig iſt zwar die Regierung etwas gelinder, und die einzelnen Beamten in ihrer Willkür mehr beſchränkt, doch iſt die Entfernung von dem Sitz der Regierung zu groß, als daß alle Mißgriffe, deren leider noch zu viele geſchehen, zur Sprache kommen könnten.

Drittes Capitel.

Regierung.

Die Regierungsform Kordofans iſt der der andern Länder unter ägyptiſcher Herrſchaft gleich, d. h. deſpotiſch, doch ſind die Einwohner dieſer Provinz noch einem härtern Druck ausgeſetzt, da die Entfernung wie bemerkt zu groß und eine Klage bei der höchſten Inſtanz anzubringen beinahe unmöglich iſt. Das Volk fühlt ſich daher ſehr elend, um ſo mehr, als unter der frühern Regierung von Sennaar und Darfur die Freiheit, das Eigenthum und das Leben keineswegs ſo gefährdet war als es gegenwärtig der Fall iſt. Man kann den Unterſchied ſchon hieraus erſehen, wenn man weiß, daß in den frühern Zeiten beinahe alle Weiber Gold als Schmuck trugen, welches jetzt ein äußerſt ſeltener Fall iſt. Unter der Oberherrſchaft von Darfur beſtanden keine Abgaben, keine Zölle, aller Handel war frei, und alles wohlhabend, und jetzt von allem das Gegentheil, überall Zölle und Abgaben aller Art, und das Volk in Armuth. Hier hat ſich das alte Sprüchwort: wo ein Türke ſeinen Fuß hinſetzt, da verdorrt das Gras, hinlänglich bewährt. Den Anfang alles dieſes Elendes machte der Defterdar als Eroberer dieſer Provinz. Damals war von einer

Regierung keine Rede, alles unterlag einer willkürlich-tyranniſchen Behandlung. Mehemed Ali rief den Defterdar zurück, doch iſt im Ganzen genommen dem Volke keine große Erleichterung zu Theil geworden, denn die nachfolgenden Gouverneure waren im Zuſammenſcharren von Reichthümern auch nicht müßig, und ſogen nach und nach den letzten Saft aus dem ohnedieß ſchon ausgeſogenen Lande. Das Land wird durch den Bey (Oberſten) des erſten Linien-Infanterieregiments, welches ſeinen Sitz in Lobeid hat, regiert, welchem die Kaſchefs (Vorſteher der fünf Kreiſe, gewöhnlich Hauptleute desſelben Regiments) untergeordnet ſind; jedoch ſteht der Bey wieder unter dem Paſcha (General) von Karthum, welcher letztere Gouverneur des ganzen Belled Sudan iſt *). Der Bey oder Gouverneur iſt ſowohl in Civil- als Militärſachen die obere Inſtanz, und entſcheidet auf der Stelle; in wichtigen Fällen müſſen aber erſt die Befehle von Karthum eingeholt werden; im Juſtizfache fällt der Kadi das Urtheil und der Gouverneur läßt es vollziehen; doch iſt das gewöhnlich nur ein Dunſt, den man dem Volke vormacht, um ſich das Anſehen von geordneter Gerechtigkeit zu geben, denn jeder Spruch geſchieht nach Willkür. Die Einkünfte beſtehen in den gewöhnlichen Contributionen und in den Mauthen, allein dieſe werden nie nach Verhältniß repartirt, ſondern wenn eine Steuer von Cairo ausgeſchrieben iſt, ſo muß ſie das Land gewöhnlich doppelt erlegen, was auch eine ganz natürliche Sache iſt, denn alle Stellen im Lande werden mit Beamten beſetzt, welche ſolche vom Gouverneur erkaufen. Es verſteht ſich nun von ſelbſt, daß einer den andern zu überbieten ſucht, und dieſes um ſo viel mehr thut, als er weiß, daß es ihm mit der Zeit wieder hereinkommt. Auf eine lange Dauer wird freilich nicht gerechnet, denn wenn einer kommt und einige Beutel mehr bezahlt, ſo findet der Oberſt leicht eine Urſache den früher angeſtellten von ſeinem Amte zu entfernen und dieſes neuerdings zu vergeben. Es trachtet daher ein jeder in möglichſt kurzer Zeit ſo viel zu erpreſſen, daß er ſeine gehabten Auslagen hereinbringe, und auch etwas gewinne. Einem jeden Kaſchef oder Kreishauptmann werden wieder einige Unterofficiere beigegeben, und in ent-

*) Sennaar, Kordofan; Dongola ſteht auch unter ihm, gehört aber nicht zu dem Belled Sudan.

fernte Orte verlegt; dieſe ſo wie die Schech el belled oder Dorfrichter müſſen auch zu Zeiten Geſchenke an die Kaſchefs machen. Die Schechs ſind auch auf ſich bedacht, und endlich die als Schreiber angeſtellten Kopten — alle — alle ſaugen an dem trübſeligen Erwerb der armen Einwohner, und man erſieht leicht, was das arme Volk erdulden muß. Mehemed Ali, ungeachtet der weiten Entfernung, von dem willkürlichen Verfahren der Gouverneure und Unterbeamten in Kenntniß geſetzt, hat allem aufgeboten dieſem Unweſen Schranken zu ſetzen. So wurde der größte Theil der Angeſtellten 1838 und 1839 in Unterſuchung gezogen, in andere Provinzen verſchickt, kurz alles angewandt ein gerechtes Verfahren zu erzielen; doch alles vergebens. Trotz alles guten Willens des Vicekönigs konnte der am Lande nagende Krebs nicht geheilt werden, und wenn auch wirklich ſo viel ungerechtes Gut, welches die Beamten zuſammen raubten, eingezogen wurde, ſo hatte der Vicekönig und nicht das Volk den Nutzen. — Letzteres erhält nichts zurück, was auch leider nicht ſo leicht ſtattfinden kann, weil man die einzelnen Perſonen, die hiebei betheiligt ſind, nicht erfährt, und Mehemed Ali ſich nicht im geringſten darum bekümmert. Es iſt wahr, aller Orten ſind Spionen, welche die Handlungen der Beamten genau beobachten und ſie wieder höhern Orts mittheilen, doch wie geſagt: der Staat zieht dann das geraubte Gut ein, und das arme Volk erhält nichts. Auch ſind die Beamten zu viel mit einander verkettet, als daß einer dem andern etwas in den Weg legen ſollte. Die Richter werden beſtochen, und es geht meiſt mit einer einfachen Verſetzung ab. Iſt indeß der entdeckte Betrug zu groß, ſo wird ein ſolcher Beamter ſogleich in eine andere Provinz verſetzt, und ihm dann der Proceß gemacht, damit er keine Gelegenheit finde, ſich mit ſeinen Richtern in Einverſtändniß zu ſetzen; dann iſt er freilich verloren, aber — der Staat zieht das geraubte Gut ein, und der Nachfolger raubt und preßt wieder ſo viel als er kann, ſo lange es geheim gehalten wird. Zudem iſt es ein Hauptübel, daß der Vicekönig die Gouverneurs beſonders glimpflich und ſchonend behandeln muß, denn er weiß nur zu gut, wie gefährlich es wäre, dieſe gegen ſich zu empören; im Augenblicke wäre das Belled Sudan verloren und nicht ſo leicht wieder zu gewinnen. Die Truppen der Garniſon beſtehen aus eingeborenen Negern; dieſe gehorchen blind, und

zwar dem der ihnen etwas mehr gibt, oder bloß verſpricht, oder ſie auch nur milde behandelt. Das Land haßt den Vicekönig, indem es glaubt, daß alle die Mißhandlungen, die es erleidet, von ihm anbefohlen werden; würde daher ein Gouverneur gegen die Regierung ſich empören, ſo würde das ganze Land im Augenblick ſeine Partei ergreifen, wenn er demſelben nur den Nachlaß einiger Abgaben zugeſtände. Und mit Gewalt der Waffen dieſes wieder zu erobern, wäre nicht ſo leicht als es vor zwanzig Jahren geſchah; denn man weiß recht gut, welchen Widerſtand die nur mit Lanzen und einigen Schwertern bewaffneten Kordofaner und Sennaarer den Türken leiſteten, und jetzt ſind im Arſenal zu Karthum 15,000 Gewehre, was den Inſurgenten keinen kleinen Vorſchub gäbe. Dieſes weiß Mehemed Ali alles recht gut, und handelt daher klug, die Gouverneure auf ſeine Seite zu bringen. Deßhalb iſt das Anſehen der letztern viel größer, als das des Vicekönigs. Sie haben auch mit weniger Ausnahme unumſchränkte Vollmacht, und ſind ſo zu ſagen Herr über Leben und Tod, ſo wie über das Eigenthum des Volkes. Es ſind zwar Geſetze eingeführt, doch dieſe werden nicht beachtet, und jedesmal nach Willkür verfahren, ja oft aus Laune ein Urtheil gefällt, welches ſich durch nichts rechtfertigen läßt. Von letzterem hatte ich, während meines Aufenthaltes in dieſem Lande, mich ſelbſt überzeugt. Ein Türke, welcher viele Waaren mit ſich führte, wurde in der Wüſte der Bayuda *) ermordet und ſeine Waaren geplündert. Alle Nachforſchungen über den Thäter waren fruchtlos, und man konnte nur ſpäter ſo viel erfahren, daß die Waaren in Darfur verkauft worden ſeyen, und muthmaßte, daß der Thäter in Kordofan ſeyn müſſe. — Es wurden mehrere Perſonen eingezogen und verhört, doch alles vergebens; der Thäter war nicht auszuforſchen. Da zog eine Wahrſagerin, welche durch das Werfen einer Handvoll Muſcheln in den Sand Vergangenheit ſowohl als die Zukunft errathen will, aus ihrem myſtiſchen Spiele den Schluß, daß der Sohn des Schechs von Haraza der Mörder ſey. Dieſes wurde dem Gouverneur Mohammed Bey bei einer Pfeife Tabak geſprächsweiſe mitgetheilt. Dieſer, ein äußerſt ſchwacher Kopf, der dem Geſchwätze eines alten Weibes mehr glaubte als dem geſunden

*) Zwiſchen Ambukol und Karthum.

Menſchenverſtand, nahm dieß als Wahrheit an, und ließ den Angeſchuldigten ſogleich durch Soldaten nach Lobeid bringen; man warf ihn in einen Kerker, legte ihm Eiſen an, und die Unterſuchung ging ſogleich vor ſich. Obſchon er ſich ausweiſen konnte, daß er zu jener Zeit in einem ganz andern Orte ſich befand, auch dieſes mit Zeugen beſtätiget war, ſo wurde doch auf das Zeugniß einer Wahrſagerin mehr geachtet, und der Unglückliche auf die grauſamſte Weiſe gemartert, um ihn zum Geſtändniß zu bringen. Der Gouverneur ließ ihn an Händen und Füßen binden und neben ihm ein großes Feuer anzünden, hierauf nahm ein Soldat einen brennenden Aſt und brannte ihn am Körper. Es wurden ihm zwanzig Wunden beigebracht, und als ſich derſelbe vor Schmerz und Wuth beinahe wie ein Wurm krümmte, ließ der Gouverneur Einhalt thun; — kurze Zeit darauf wurde der wahre Thäter aufgefunden und nunmehr erwieſen, daß der ſo ſchrecklich Gemarterte unſchuldig war. Doch ſeine Leiden konnte ihm keiner mehr abnehmen und an ſonſtige Entſchädigung war gar nicht zu denken. Wenn einer etwas verſchuldet, ſo wird gewöhnlich das Verhör, ſobald derſelbe eingebracht iſt, ſogleich vorgenommen, das Urtheil alsbald gefällt und auch faſt immer in derſelben Stunde vollzogen. Zur Ueberführung des angeklagten Verbrechens ſind jedoch immer zwei Sachen erforderlich: entweder daß der Verbrecher auf der That ertappt wird, oder ſolches eingeſteht. Läugnet er, ſo wird er gemartert, und ſo geſchieht es auch leider ſehr oft, daß der Unſchuldige für den Schuldigen leidet. Stiehlt einer einen Sklaven oder Ochſen, ein Kamel, Eſel oder dgl., dem wird die Hand abgehauen. Dieß geſchieht durch den erſten beſten Schlächter, den man auf der Straße trifft; der Delinquent muß die Hand auf einen Block legen, welche zwei Männer feſt andrücken, hierauf hackt der Schlächter dieſe ab; ſogleich wird der Stumpf in ein bereit gehaltenes Gefäß mit faſt ſiedender Butter getaucht, um das Blut zu ſtillen und den Brand zu verhüten, und ſodann mit einem Lappen zugebunden. In Zeit von zehn Minuten iſt alles geſchehen und der Abgeurtheilte kann ſogleich nach Hauſe gehen. Ein Mord, mit Ausnahme der Neger, iſt jedoch eine äußerſt ſelten vorkommende Sache; 1838 geſchah ein einziger Fall dieſer Art. Der Mörder wurde ergriffen, und nach kurzem Verhör an einem vor des Gouverneurs Hauſe

aufgerichteten Galgen gehängt. Zum Lobe Mehemed Ali's muß man ſagen, daß gegenwärtig für einen reiſenden Europäer gar keine ſolche Gefahr mehr ſtattfinde, als es der Fall unter der Regierung von Darfur war, wo die Djelabi ohne eine anſehnliche Bedeckung es gar nicht wagen durften eine Reiſe zu unternehmen. Jetzt kann man das Land ohne Furcht durchwandern. Ich bin faſt immer ganz allein oder nur in Begleitung meines Bedienten gereist, und habe auch nicht den geringſten Anſtand wegen Räubereien gefunden; im Gegentheil wurde ich überall mit zuvorkommender Gaſtfreundſchaft aufgenommen, noch mehr, als man nach und nach begriff, daß ich, obgleich von weißer Farbe, doch kein Türke, ſondern ein Franke ſey. Uebrigens kommen noch öfters kleine Diebereien vor, was einigen Negern beinahe angeboren iſt, denn alles was ſie ſehen, wünſchen ſie zu haben, und gibt man es ihnen nicht gutwillig, ſo finden ſie ſchon Gelegenheit es ſich zuzueignen; allein nie findet man, daß mehrere Perſonen zuſammen bei einem Diebſtahl mitwirken. Der einzige Berg Deyer, welcher von freien Negern bewohnt wird, die bis jetzt auf keine Art und Weiſe unterjocht werden konnten, iſt noch zu fürchten, denn die Bewohner leben bloß von Raub und Plünderung. Sie machen in großer Anzahl Raubzüge in die benachbarten Gegenden, ſelbſt bis Milbes, drei Stunden ſüdlich von Lobeid, und ſtehlen und rauben was ihnen unter die Hände fällt, Vieh und Menſchen, die dann entweder zum eigenen Gebrauch verwendet oder wieder an andere verkauft werden. Die Djelabi und andere Leute meiden dieſen Berg auf weite Entfernungen, um den Deyer-Negern zu entgehen.

Um die Vergehen oder Verbrechen der Sklaven iſt es jedoch eine ganz eigene Sache. Dieſe Menſchenclaſſe wird hier gar nicht als Menſch, ſondern wie das Vieh betrachtet und behandelt. Jeder Herr eines Sklaven iſt auch der Richter über Vergehen, die ſich der eine oder der andere im Hauſe zu Schulden kommen läßt. Erſticht oder erſchlägt ein Sklave einen andern, ſo muß der Herr, wenn beide Sklaven ſein Eigenthum waren, den Verluſt tragen, und kann bloß den Thäter züchtigen, und dann verkaufen wenn er will. Man ſieht einen ſolchen Fall hier ſo an, als wenn z. B. in Europa ein Pferd das andere ſchlägt und beide einem Eigenthümer angehören; — iſt jedoch der ermordete Sklave Eigenthum eines an-

dem Herrn, ſo muß der des Mörders den Schaden erſetzen, und erſt dann, wenn er etwa ſich weigern ſollte oder zu wenig gäbe, wird die Klage vor Gericht gebracht, allein nicht wegen Mord, ſondern wegen Schadenerſatz. Nur wenn ein Sklave einen Freien umbringt, wird er vom Gericht zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Die Staatseinkünfte beſtehen theils im baarem Gelde, theils in Producten oder Sklaven. Ein Syſtem in der Repartirung exiſtirt gar nicht, ſondern der Gouverneur beſtimmt die Steuer, und nun iſt es Sache der Kaſchefs und Schechs el Belled, ſolche hereinzubringen. Bei wem man etwas vermuthet, der wird gezwungen ſolches herauszugeben, oder man nimmt ihm das Vieh u. dgl. mit Gewalt weg. Im Jahre 1838 mußte das Land außer den Abgaben an baarem Geld, Hornvieh, Butter und Sklaven noch 40,000 Ardeb (118,880 böhmiſche Scheffel) Dohen, und die Bakkara Hirten-Völker 12,000 Ochſen und Kühe abgeben. Von den Dorfbewohnern wird nur dann Vieh genommen, wenn ſelbe kein baares Geld auftreiben können, und ein großer Ochſe wird von der Regierung dann zu 35 Piaſter (3 fl. 30 kr. C. M.) angenommen; 8000 Ochſen wurden einige Jahre hindurch nach Cairo abgeſchickt, welche aber größtentheils unterwegs zu Grunde gingen. Nunmehr hat man es eingeſehen, wie unſinnig es ſey, dieſe Thiere auf eine ſo weite Strecke zu verſchicken, und der Viehtransport nach Cairo hat aufgehört, hingegen werden viele nach Karthum transportirt. Das baare Geld kommt durch Steuern, Zölle, Verkauf von Sklaven und andern Producten in Einnahme. Mit welcher Grauſamkeit man aber beim Einſammeln der Steuern und Abgaben verfährt, iſt unmöglich zu beſchreiben, und es iſt zu verwundern, wie es bei der wenigen Induſtrie, welche in dieſem Lande betrieben wird, noch möglich ſey, jährlich ſolche Summen zu erpreſſen. Doch lange kann es nicht mehr dauern, denn von Jahr zu Jahr ſchwindet das baare Geld, und die wenige Induſtrie iſt von keiner Bedeutung. Dann iſt das Volk entweder gezwungen auszuwandern, wie dieß bereits an vielen Orten geſchehen iſt, oder ein allgemeiner Aufſtand wird erfolgen; es bedurfte nur eines Anführers, ſo wäre es ſchon 1838 geſchehen.

In vielen Gegenden entsteht durch zu vielen oder wenig Regen Mißwachs, oder die Ernte wird von Heuschrecken ganz vernichtet, oder es geht ein großer Theil des Viehes durch Krankheiten zu Grunde, allein dieses alles zusammen wird gar nicht berücksichtigt, und die bestimmte Contribution ohne Gnade und Barmhezigkeit eingefordert. Im Jahre 1838 waren mehrere Dörfer durch eine mißrathene Ernte gezwungen sich in die Wälder zu flüchten, und daselbst von einer Baumfrucht, hier Egelit genannt, und von Milch zu leben, allein die Regierung wußte sie recht gut aufzufinden, und nahm ihnen sodann alles Vieh ab. Wenn ein Dorf gar nichts mehr hat, um die Abgaben zu entrichten, so muß dasselbe eine Anzahl Sklaven stellen, welche entweder als Recruten für die Regimenter verwendet oder öffentlich verkauft werden; im ersten Falle wird ein solcher Gestellter von der Regierung zu 150 à 300 Piaster (15 à 30 fl. C. M.) im Werthe angenommen, Kinder zu 30 Piaster und höher, aber stets niedriger als der Platzpreis, damit der Sklavenhändler Mehemed Ali immer noch etwas mehr auf Rechnung seines ohnehin schon im höchsten Grade gedrückten Volkes gewinne. Im allgemeinen wird jetzt schon ein großer Theil der Abgaben in Sklaven entrichtet, es fallen hiebei öfters wirklich empörende Scenen vor; sollte es wirklich der Fall seyn, daß Mehemed Ali, wie er es versprochen, die Sklavenjagden einstellt, so bleibt er immer noch der größte Sklavenhändler, weil er seine Staatseinkünfte durch Stellung von Sklaven zu decken sucht, und letztere als baares Geld annimmt. Es ist auch wirklich leichter in diesem Lande einen Sklaven zu stellen, als einen Thaler baares Geld aufzutreiben, und dieser Stand der Dinge nimmt von Jahr zu Jahr mehr zu als ab. Wie kann so mancher Europäer Mehemed Ali einen Civilisator seines Volkes nennen, da doch der schlagende Beweis vorliegt, daß er sein eigenes Volk dazu zwingt, Sklaven zu rauben, damit sie ihre Contributionen entrichten können! Viele von diesen Unterthanen finden ihren Tod, denn die Neger vertheidigen auch ihre Freiheit hartnäckig; verliert ein Kordofaner in diesen Privat-Raubzügen seinen Vater, Bruder oder Freund, so wirft er die Schuld auf die freien Neger, er sucht den Tod seines Vaters zu rächen, sein Herz wird grausam, er wird endlich ein Mörder, und Niemand trägt die Schuld daran

als Mehemed Ali, der große Sklavenhändler. Sollte auch der Fall wirklich eintreten, daß keine Sklaven mehr nach Cairo gebracht werden, ſo vermuthe ich nur allzuſehr, daß Mehemed Ali's Sklaven, welche er anſtatt Contribution in Kordofan ꝛc. annimmt, an die Djelabi verkauft werden, um ſolche nach Arabien zu transportiren, wohin heutzutage noch viele Tauſende gehen.

So viel ich jedoch in der Zeit meines Aufenthaltes in dieſem Lande bemerken konnte, und wovon ich mich zum Theil vollkommen überzeugte, ſo bleiben dem Staate noch viele Hülfsquellen zur Deckung der Einkünfte, ohne daß er gezwungen wäre, zu ſolchen unmenſchlichen Mitteln, als die Sklavenjagden und Lieferungen ſind, ſeine Zuflucht zu nehmen. Das Zuckerrohr wächst hier ohne Pflege, und iſt von einer vorzüglichen Güte; zu Indigo iſt der Boden an vielen Stellen ſehr geeignet, und es ließe ſich noch ſo manches Andere erzeugen, wenn man nur wollte, und es nicht an manchen Orten ſehr an Waſſer fehlte, denn obwohl der weiße Nil dicht an Kordofan verbeifließt, ſo kann doch ſein Waſſer mittelſt eines Canals für die Bewäſſerung Kordofans nicht benutzt werden; ein ſolcher Canal würde Millionen koſten, weil das Land viel zu hoch liegt, als daß ein einfacher Canal gegraben werden könnte. Hornvieh könnten jährlich 20,000 Stück nach Aegypten ausgeführt werden, an Weiden fehlt es nicht, nur müſſen die Viehtransporte vernünftigern Händen anvertraut werden, als es der Fall bisher war, wo nur jeder nach Willkür handelte. Bis jetzt hat Mehemed Ali die großen Gummi-Wälder in Nuba noch nicht benutzt; ſie würden dem Staate einen bedeutenden Nutzen bringen, und mehr als ihm die verächtliche Sklavenjagd einträgt. Er brauchte nur den zehnten Theil ſeiner Truppen anzuwenden, welche er zu Sklavenjagden braucht, um ſelbe als Aufſeher beim Einſammeln des Gummi anzuſtellen, und den Nuba-Negern hiefür nur den Lohn, ſo wie es in Kordofan ſtattfindet, zu geben. Staat und Einwohner würden dabei gewinnen und die Neger ihrer Freiheit genießen. Das Zutrauen dieſer Neger zur Regierung würde ſteigen, wenn ſie ſähen, daß ſie als freies Volk und nicht als Sklaven behandelt werden. Induſtrie, Handel und Ackerbau würden ſich mehr emporſchwingen, und ein jeder mit Freuden eine Arbeit vornehmen, wenn ein noch ſo geringer Gewinnſt zu gewärtigen wäre, weil er nicht für ſeine Freiheit und für ſein Leben zu

zittern hätte. Die Nuba-Gebirge könnten jährlich 10 bis 20,000 Cantar Gummi von der besten Qualität liefern, und Mehemed Ali würde bald finden, daß er so leicht und mit weniger Kosten zwei Cantar Gummi erhält als einen Sklaven, und daß ihm zwei Cantar Gummi mehr Gewinnst abwerfen, als ein Sklave. Die Gouverneure und Beamten betrachten Kordofan als ihr Eigenthum und die Einwohner als Sklaven, und behandeln auch selbe darnach, daher das Land auf alle mögliche Art und Weise gedrückt wird. Im Jahre 1838 entschloß sich Mehemed Ali, eine Reise nach Sennaar zu unternehmen; vielleicht waren ihm so manche Unterdrückungen zu Ohren gekommen, wo es Processe und damit bedeutende Summen für ihn abwerfen konnte. Er ließ auch bei seiner Ankunft in Karthum die großen Schechs von Kordofan vor sich rufen, und von seinen Unterthanen die Klagen vorbringen. Als er alles genau untersucht und sich von den geschehenen Mißhandlungen überzeugt hatte, ließ er sogleich den Schuldigen den Proceß machen: der Gouverneur von Kordofan wurde abgesetzt, und alle Stabsofficiere nebst noch neun andern Officieren und Kopten in Untersuchung genommen. Es wurde freilich viel ungerecht zusammengebrachtes Gut eingezogen, allein wie schon früher gesagt Mehemed Ali gewann dabei, und nicht das Volk; nach seiner Abreise blieb es wie vorher. Er hat zwar dem Gouverneur und den übrigen Beamten strenge Befehle hinterlassen, und aufs schärfste verboten sich keine Grausamkeiten zu erlauben, doch dieses alles ist nicht hinreichend den Druck zu erleichtern. Mehemed Ali war doch so klug, als er nach Fazogel reiste, und zufällig ihm eine Colonne Sklaven vorgestellt wurde, welche kaum einige Tage früher ihre heimathlichen Berge verlassen hatten, allen die Freiheit zu schenken. Warum? weil einige Europäer in seiner Begleitung waren. In Kordofan wurde kein solcher Befehl ertheilt, und alle 5000 Mann mußten gestellt werden. Ich war der einzige Europäer damals in Kordofan, und der Gouverneur ersuchte mich auch, nach Europa keine Erwähnung davon zu machen. Nur dann, wenn ein Gouverneur nach Kordofan kommt, welcher nicht im eigenen, sondern bloß im Interesse des Staates und des Volkes handelt, und außer einem Staatsbeamten auch ein Mensch ist, dann kann dem Lande nach und nach aufgeholfen werden.

Viertes Capitel.

Sitten und Gebräuche.

Die Wohnungen werden in Kordofan Tukkoli genannt, und ſind von einer ganz einfachen Conſtruction. Das Haus, gewöhnlich 10 — 12 Fuß im Durchmeſſer, iſt rund; dieſes Haus hat nur eine einzige Oeffnung, welche als Thüre, Fenſter und Rauchfang zugleich dient, und nur ſo groß iſt, daß ein Mann ganz gebückt hineinſchlüpfen kann. Ein jedes Haus ſieht dem andern ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern, weil hier keine Architektur angewandt werden kann; und ſo wie vor Jahrhunderten, ſo auch jetzt, werden die Wohnungen der Neger nach derſelben Form und mit dem nämlichen Material verfertigt; man ſteckt in die Runde die für die Größe des Hauſes erforderliche Zahl Holzſtäbe, welche oben eine Gabel bilden; in dieſe wird ein zweites ganz ähnliches Stück aufgeſetzt und die Enden in einer Spitze zuſammengebunden, ſo daß dieſe zweite Lage eine Zuckerhutform erhält und das Dach bildet. Das Ganze wird dann verflochten, mit Dohenſtroh belegt, und die Spitze des Daches bildet einen Korb, der dem ſchwarzen Storche zum Neſte dient, welcher gewöhnlich in den Monaten Mai und Julius von ſeiner Wanderung zurückkehrt, und nun in dem für ihn bereitſtehenden Neſte ſeine Jungen ausbrütet. Iſt auf einem oder dem andern Tukkoli kein Storchneſt vorhanden, ſo werden zur Zierde auf der Dachſpitze auf eine ſenkrecht aufgerichtete Stange zwei bis vier Straußeneier geſteckt. Dieſe Häuſer ſind trotz der einfachen Conſtruction doch im Durchſchnitt ſo feſt gebaut, daß in der Regenzeit kein Waſſer eindringt, und man ſich darin trocken aufhalten kann. Für eine Familie werden gewöhnlich zwei bis fünf ſolche Tukkoli gebaut, und ſodann mit einem Dornenzaun eingehegt; in dieſem Dorngehege wird eine Oeffnung gelaſſen, welche das Thor bildet und ebenfalls mit einem Dornſtrauche verſchloſſen wird, welches man jedesmal beim Ein- und Ausgehen wieder an ſeinen Ort ſtellt. Dieſes geſchieht nicht aus Furcht vor Dieben oder ſonſtigem Einbruch, ſondern bloß um die hungrigen Kamele von den Häuſern entfernt zu halten, welche ſonſt in ganz kurzer Zeit ein Haus bis auf das Gerippe auffreſ-

ſen würden. Dieſe Dorneneinzäunungen ſind für einen Fremden öfters ſehr gefährlich, und wenn man nicht gerade ſein Blut vergießt, ſo geſchieht es doch ſelten, daß man ein- oder ausgeht, ohne ein Stück der Kleidung daran hängen zu laſſen. Die Koſten bei dem Bau eines Hauſes ſind ſehr gering, und daher auch dem Aermſten nicht unmöglich ſich ſein eigenes Tukkoli aufzurichten. Das Holz kann ſich jeder im Walde unentgeltlich holen, und wer gerade kein Dohen baut, und ſomit kein eigenes Stroh beſitzt, iſt freilich genöthigt dieſes zu kaufen; doch koſtet dieſes nie mehr als höchſtens fünf bis zehn Piaſter, und für dieſe Summe erhält man die nöthige Quantität, daß auch bei dem ſtärkſten Regen kein Tropfen Waſſer durchgeht. Die Arbeiter werden nicht bezahlt, denn ein jeder hilft ſeinem Nachbar unentgeltlich. Dieſe Häuſer haben noch einen beſondern Vortheil, denn außerdem daß das Material faſt nichts koſtet, auch der Bau nur ſehr geringe Mühe erfordert, ſo kann ein jeder, wenn ihm der Platz nicht gefällt, oder ein unverträglicher Nachbar den Aufenthalt in deſſen Nähe nicht angenehm macht, das Haus von acht bis zwölf Männern in zwei Abtheilungen weiter tragen, und an einem andern Platze eben ſo ſchnell wieder aufſetzen laſſen. Bricht in einem oder dem andern Orte ein Feuer aus, ſo wird da nicht gelöſcht, denn dieſes wäre auch vergebliche Mühe, ſondern die der Brandſtelle zunächſt ſtehenden Häuſer werden fortgetragen, und ſomit dem Feuer Einhalt gethan. Auch geſchieht es, daß ganze Dörfer fortgetragen werden, weil ein Inſect den Aufenthalt an einem ſolchen Orte unerträglich macht. Es iſt dieß der Ricinus, hier Kurat genannt; er vermehrt ſich ſehr ſtark, und hält ſich im Sande auf; wenn ſich nun einer mit dem bloßen Körper auf den Sand ſetzt, ſo nähert ſich dieſes Thierchen ſogleich, und beißt ſehr empfindlich. Die Kamele fürchten dieſes Inſect ſo ſehr, daß ſie in einem ſolchen Orte nicht aufzuhalten ſind, und ſogleich fortlaufen. Nur wenn man ſich auf Strohmatten ſetzt, iſt man vor dem Biß dieſes Thierchens ſicher, denn ſie kriechen ſelten auf eine ſolche.

In jeder Familie iſt auch noch eine Hütte (Moraka genannt), worin das erforderliche Mehl gerieben wird. Dieſes geſchieht in einer ausgehöhlten ſteinernen Platte, welche in die Erde feſt eingegraben iſt, und in welcher ein Mädchen, gewöhnlich eine Sklavin, das Getreide (Dohen) mit einem andern walzenartig geformten

Stein zu Mehl reibt. — In einer Familie von acht Perſonen iſt das ganze Jahr hindurch ein Mädchen beſchäftigt, das erforderliche Mehl zu reiben; dieſe obwohl ſehr einfache Arbeit erfordert doch ziemliche Anſtrengung, und nur Mädchen, welche das vierzehnte Jahr erreicht haben, können hiezu verwendet werden; jüngere können dieſe Arbeit nicht aushalten. Auch die Erwachſenen haben genug zu leiden, denn in der Hitze, welche in einer ſolchen Hütte herrſcht, den ganzen Tag den ſchweren Stein hin und her zu wälzen, erfordert keine geringe Anſtrengung, und der Schweiß rinnt immer ſolchen armen Geſchöpfen über den ganzen Körper herab. Dennoch hört man ſie den ganzen Tag ſingen; freilich ſind es nur Lieder, durch die ſie ihrer Sehnſucht nach der Heimath etwas Luft machen. Dieſe Lieder haben etwas ganz Eigenthümliches, und ſind mit weniger Ausnahme, ſo wie es beinahe im ganzen Orient der Fall iſt, immer der Erguß eigener Gefühle. Man findet nur wenige Lieder, die einer von dem andern lernt; denn gewöhnlich ſingt ein jeder, was er ſich denkt, ohne Rückſicht auf Sylbenmaaß oder Tact. Nur zu ihren Tänzen haben ſie eigene Melodien, die jedoch auch mehrmals mit Variationen eigener Erfindung abwechſeln. So hört man nun dieſe Mädchen meiſtens in Molltönen und kaum in der nächſten Hütte hörbar ſingen: „die Sonne verſteckt ſich hinter die Berge, kommt Leutchen, zum fröhlichen Tanze, die Kühe ſind gemolken, die Arbeit geendet, zündet das Feuer an, mein Geliebter kommt und holt mich nach Hauſe u. dgl.“ Mancher läuft bei dieſen Geſängen eine Thräne über die Wangen, wenn ſie ſich in ihre heimathlichen Berge denkt; doch auch hier muß die Zeit das ihrige beitragen, um den Kummer dieſer armen Geſchöpfe zu lindern, denn ſind nur ein bis zwei Jahre vorüber, ſo gedenken nur noch wenige ihrer Heimath. In Aegypten habe ich ſehr oft Sklaven und Sklavinnen geſprochen, die ſich kaum mehr ihres Vaterlandes erinnerten, um ſo weniger als ſie eine Behandlung finden, die ihnen im eigenen väterlichen Hauſe nie zu Theil werden konnte; ſie nehmen die Sitten der Völker an, unter denen ſie zu leben gezwungen ſind, und lachen oft ſelbſt über die einfältigen Gebräuche ihrer Heimath. In den Hütten der Verheuratheten befindet ſich eine aus Lehm gemachte kleine Erhöhung von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Schuh, in welcher ein irdener Topf bis an den Rand eingemauert iſt; die-

ſes heißt Tirankul, und dient dazu, um die Geſchlechtstheile einzuräuchern. In dieſen Topf wird ein zu feinen Spänen geſchnittenes Holz, Klet und Telch genannt, gelegt und angezündet, womit ſodann der Betreffende ſich einräuchert. Dieſer Rauch iſt ſehr ſtärkend, und die Haut zuſammenziehend, auch werden über dieſem Topf die Hemden mit Sandelholz eingeräuchert. Die etwas bemittelteren oder angeſehenen Einwohner eines Dorfes, wie z. B. die Schechs oder die Djelabis, haben außer den oben beſchriebenen Hütten noch eine, welche in Viereckform gebaut ſind und Rakuba heißen; ſie ſind durchgängig geräumiger gebaut als die gewöhnlichen Wohnungen, und haben zwei Eingänge, damit die Luft mehr durchſtreichen kann; doch ſind ſie wegen der außerordentlichen Leichtigkeit, mit der ſie aufgebaut werden, in der Regenzeit nicht zu bewohnen. Dieſe Art öffentliche Gebäude dienen auch zum Aufenthalt für Reiſende, und ſind jedenfalls den finſteren und warmen Tukkoli vorzuziehen. Ueberhaupt ſind auch letztere mehr für die regneriſche Witterung als für die trockene Jahrszeit gebaut, weil in dieſer das Volk ſich mehr im Freien aufhält. In Bari und Lobeid, wo ſich mehrere Türken und Dongolawi aufhalten, welche ſchon mehr auf Bequemlichkeit ſehen, findet man geräumigere Wohnungen, nach Art der in den ägyptiſchen Städten gewöhnlichen. Jene von Bari ſind feſter und dauerhafter als die in Lobeid, welche wörtlich genommen aus Sand gebaut ſind. Ein europäiſcher Baumeiſter wäre in der größten Verlegenheit ein ſolches Haus aufzuführen, wenn er das Material, welches bloß aus Sand und Holz beſteht, betrachtete; doch wie die Schwalben ebenfalls aus einem leichten Stoffe feſte Neſter bauen, die mit der Zeit faſt ſteinhart werden, ſo entſteht auch hier in Lobeid ein Haus, das, wenn gerade nicht der Ewigkeit, doch auf eine längere Zeit manchem Unwetter trotzt und deſſen Bewohnern einen ſicheren Aufenthalt gewährt. Ich habe in mehreren Orten des Orients zu bemerken Gelegenheit gefunden, daß öfters recht niedliche Häuſer ſo zu ſagen aus Nichts aufgeführt werden, öfters zweiſtöckige Häuſer in der Zeit von fünf bis ſechs Wochen von Grund aus aufgebaut und ſogleich bewohnt, weil man die Wände aus einem dichten Holzgerippe verfertigt und ſodann mit wenigen Ziegelſteinen ausfüttert. Die Mörtelverkleidung läßt davon nichts ſehen; ein ſolches Haus hat das

Anſehen eines ganz von Stein erbauten Gebäudes, und ſtürzt in der Regel nicht leicht ein, beſonders da die Häuſer Gaſſen bilden, an einander feſtgebaut ſind, und ſo eines das andere unterſtützt; doch in Kordofan, wo jeder ſein Haus iſolirt erbaut, das Holz zwar nicht, aber alles übrige mangelt, iſt es wörtlich ein Schwalbenneſtbau. Wenn ſich daher in Lobeid einer den Platz zu ſeinem Hauſe ausgeſucht hat, ſo wird der Grund ungefähr ½ Schuh tief gegraben, der ausgehobene Sand, ſo viel man deſſen bedarf, in einer höchſtens zwei Schritte von der Bauſtelle entfernten Grube mit Waſſer gemengt, und ſo die erſte Lage von ungefähr zwei Fuß Höhe gelegt und gegen zwei bis drei Tage ausgeſetzt, damit die Sandmauer feſt werde. — Letzteres iſt um ſo nothwendiger, als im entgegengeſetzten Falle, bevor noch das Haus ſeine beſtimmte Höhe erlangt hat, alles zuſammenſtürzen würde. Sobald die nöthige Höhe erreicht und die Mauer ausgetrocknet iſt, werden als Dachſtuhl dünne Balken horizontal darüber gelegt, mit Strohmatten bedeckt, hierüber eine dünne Schicht Sand geſtreut, letztere genetzt und ſodann mit feinen Quarz-Steinen überſchüttet und feſt geſchlagen. Ein ſolches einem Papiermaché nicht unähnliches Machwerk würde auch bei dem erſten Regen gleich dieſem einweichen und in ſich zuſammenſtürzen, wenn man nicht dadurch vorbeugte, daß man dem Ganzen einen Ueberzug von Kuhmiſt gibt, welcher das Waſſer nicht eindringen läßt. Doch kann man ſich vorſtellen, welch einen angenehmen Geruch ein ſolches Haus die erſten Tage gibt, und was für eine gefällige Farbe dieſes erhält. — In der Regenzeit muß dieſe Verkleidung mehrmals wiederholt werden, und doch dringt der Regen öfters ein. Ich habe in einem ſolchen Hauſe gewohnt, und da that mir ſowohl bei Tage als bei der Nacht mein Regenſchirm die beſten Dienſte.

Ziehbrunnen haben die meiſten Orte viele, im Durchſchnitt aber ſchlechtes Waſſer, bei mehreren Orten iſt der Brunnen außerhalb. Auch verſiegen öfters die Quellen in dieſen Brunnen, wie es im Jahre 1839 der Fall war, wo viele Dörfer ohne Waſſer waren, und man hat in einigen Orten die Erfahrung gemacht, daß in Gegenden, wo früher in der Tiefe von zehn Fuß Waſſer im Ueberfluß ſich vorfand, nunmehr 20′ Tiefe erforderlich ſind, um zum Waſſer zu gelangen. In Lobeid fand man vor ungefähr fünfzehn Jahren auf zwanzig Fuß Tiefe Waſſer, gegenwärtig erſt auf

fünfzig Fuß. Während der Regenzeit fehlt wohl das Waſſer nie, allein dieſe dauert nicht lange, und was in den Tümpeln zurückbleibt, verſiegt entweder ſchnell, oder wird in kurzem ſo verdorben, daß man es ohne den Tod zu holen nicht trinken kann.

Die innere Einrichtung in den Tukkoli iſt eben ſo einfach wie dieſe ſelbſt, und außer einem Angareb (Bettſtelle mit Riemen überzogen), einem ledernen Schild und einigen Lanzen finden ſich bloß folgende Gegenſtände: ein Topf, Burma genannt, zum Waſſer, ein zweiter zum Kochen und ein dritter zu Meriſſa (eine Art Bier), ferner eine flache Thonſchüſſel, Doka, zum Brodbacken, einige halbe Kürbisſchalen zum Trinken, eine hölzerne Schüſſel, Gedda genannt, für die gekochten Speiſen, und eine Strohſchüſſel von Dompalmen geflochten, Tabake genannt. — Die Milch wird in Körbchen aus Binſen geflochten aufbewahrt, und dieſe ſind ſo dicht, daß keine Flüſſigkeit durchrinnen kann, nachdem ſie, ſo lange ſie noch neu ſind, in ſiedendes Waſſer getaucht werden. Lebensmittel und andere Gegenſtände werden an den Seitenwänden aufgehängt, um ſolche vor den Mäuſen und vorzüglich den Thermiten zu ſchützen. Dieſe weißen Ameiſen ſind eine wahre Landplage, und es iſt nichts vor ihnen ſicher; ja ſogar das Holzwerk wiſſen ſie zu zernagen und zu zerſtören, bis das ganze Häuschen einſtürzt. Sie halten ſich im Sande auf, am liebſten wo es etwas feucht iſt; man darf nichts auf die bloße Erde legen, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß ſie einem alles zerfreſſen. Man muß ſtets Kiſten und Koffer auf Steine ſetzen, denn auf dieſe kriechen ſie nicht hinauf. Auch die freie Luft iſt ihnen tödtlich. Zernagen ſie einen Gegenſtand, ſo laſſen ſie eine mit Sand vermengte Feuchtigkeit zurück, welche eine Rinde bildet und hart wird; unter dieſer treiben ſie ihr Zerſtörungsweſen; dieſe von ihnen gemachte Rinde iſt nicht gegen andere Inſecten gerichtet, welche ihre Feinde ſind und ſelbe an ihrer Arbeit ſtören würden, ſondern bloß weil ſie wie oben geſagt die freie Luft nicht ertragen können. Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, um zu erforſchen, wie, wo und in welcher Menge ſie bei einander leben; ich habe an mehreren Orten ein bis zwei Fuß tief nachgegraben, ohne nur eine einzige finden zu können, und doch, wenn ich eine hölzerne Kiſte an demſelben Orte wo ich früher gegraben hatte, auf die bloße

Erde ſetzte, ſo fand ich nach kurzer Zeit den Boden mit Hunderten dieſer Ameiſen bedeckt.

Die Tukkoli ſind bei einigen mit ſchönen buntfarbigen Strohmatten an den Seiten behängt; die Angareb auch mit buntfärbigen Strohmatten belegt, und dienen ſo zugleich als Sopha. In der Mitte der Hütte ſind ein oder zwei Stricke gezogen, an denen zweifingerbreite, aus Binſen geflochtene und unten etwas breit auslaufende Bänder hängen, in welch letztere engliſche blaue Porcellanteller gehängt ſind, um die Speiſen vor Ungeziefer zu ſchützen. In der Runde der Hütte iſt wieder ein Strick angebracht, wohin man gläſerne ſchwarze Flaſchen hängt, die mit Goldpapier verziert ſind; ein Theil derſelben iſt gewöhnlich leer, der andere aber mit den Parfums der Frauen, als Fett, Oel aus der Fächerpalme, Nelkenöl, Schebe, Telka ꝛc. gefüllt. An der Wand hängt ein Schild, ein zweiſchneidiges Schwert und Lanzen. Vor den Tukkoli iſt öfters ein aus Kuhmiſt geformter hohler Cylinder, welcher auf Steine geſtellt und mit einem Deckel hermetiſch geſchloſſen iſt; in dieſem befindet ſich ihr Getreide, doch haben es die meiſten in der Erde vergraben. Zu dieſem Behufe wird eine Grube ausgehoben, mit Strohmatten inwendig ausgelegt, das Getreide hineingeworfen, und ſodann wieder mit Strohmatten bedeckt, und über dieſes Sand geſchüttet und geebnet. Aborte findet man keine; ſie machen es wie die Katzen. Für das Hausvieh gibt es keine Stallungen, ſondern dieß wird in eine Dorneinzäunung zuſammen getrieben, welche in der Nähe der Tukkoli angebracht iſt. Doch muß die Dornenhecke ſehr dicht ſeyn, damit die wilden Thiere nicht des Nachts eindringen können; und doch geſchieht es nicht ſelten, daß Hyänen oder Löwen, wenn ſie ſtark von Hunger geplagt werden, durch die dichteſte Einzäunung durchdringen, und ein Schaf, eine Ziege oder ein Kalb holen.

Ihre Lebensweiſe iſt ſehr einfach und jede Arbeit bloß auf das Unentbehrlichſte beſchränkt. Sobald der Tag zu grauen anfängt, erhebt ſich alles, Jung und Alt, von dem Lager, und jeder, ſobald er ſich nach dem Religionsgebrauch Geſicht, Hände und Füße gewaſchen hat, geht an ſeine Arbeit; bei den meiſten beſteht aber die Arbeit darin, daß ſie ſich wieder auf das Angareb ſetzen. Zu bemerken iſt, daß keiner auf der bloßen Erde ſchläft, und ſelbſt der geringſte Sklave auf einer Decke liegt. In den

Häuſern der Vornehmeren trifft man ſtets ein oder zwei Angareb an, auf denen ſie ſchlafen, und die gemeine Claſſe nimmt Strohmatten, denn auf der blanken Erde würde es kein Menſch lange aushalten können, weil das Ungeziefer ſich in Unzahl in dem Sande aufhält, und einen ganz zerfreſſen würde. Freilich iſt das Bett eines Sklaven nicht von Eiderdunen gemacht und mancher Europäer würde des Morgens, wenn er von einer ſolchen Lagerſtätte aufſtände, es einem Lattenareſt vergleichen. Denn dieſe Strohoder beſſer geſagt Rohrmatte iſt aus einer Art Schilf geflochten, deſſen Stengel die Dicke des kleinen Fingers haben, und ſo wenig dicht gelegt ſind, daß man des Morgens ein jedes Stäbchen an dem Körper des Sklaven zählen kann. Ich habe öfters dieſe armen Geſchöpfe gefragt, wie es möglich ſey auf einem ſolchen Zwangbette zu ſchlafen; allein ſie verſicherten mich lachend: es ſchliefe ſich doch beſſer als wie auf der blanken Erde. In der Regel hat Niemand etwas unter dem Kopfe, nicht einmal einen Stein, und über ſich haben ſie bloß ihr Hemde, wer eines hat; damit bedecken ſie ſich den ganzen Kopf; auch empfindet man des Morgens, wenn man es unterlaſſen hat den Kopf mit etwas zu bedecken, eine gewiſſe Schwere und Unbehaglichkeit im Kopfe, welche den ganzen Tag dauert. Etwas zu frühſtücken iſt nicht gebräuchlich; obgleich von Abyſſinien und ſelbſt von Yemen, welches mit Kordofan in Verbindung ſteht, der Kaffee ſehr billig zu ſtehen kommt, kennt man doch dieſes Getränke ſehr wenig, und nur einige Djelabi und die in Kordofan wohnenden Türken trinken Kaffee; auch findet man im ganzen Lande, mit Ausnahme eines einzigen in Lobeid, kein Kaffeehaus, und auch dieſes wird nicht von Einheimiſchen, ſondern bloß von Türken beſucht. Nur bei einigen vornehmen Dongolawi findet man hin und wieder welche, die den Kaffee nicht ſo leicht ausgehen laſſen. Wenn jedoch ein Fremder einen der Angeſehenen am frühen Morgen beſucht, ſo wartet man ihm mit Pfeifen und Meriſſa auf, und außerdem wird ein Gericht aufgetragen, welches man zu den Leckerbiſſen rechnet, das aber einen andern als einen europäiſchen Magen erfordert, um ſolches verdauen zu können. Mir ſelbſt wurde einſt eine ſolche Ehre zu Theil. Eines Tages wurde ich in Denagle bei einem Djelabi zum Frühſtück geladen. Als ich mich zur beſtimmten Zeit einfand, wurde mir mein Platz auf einem mit ſchönen Teppichen belegten Angareb

angewieſen, und mit Pfeife und Meriſſa aufgewartet. Als ich ſpäter bemerkte, daß auf dem Feuerherde noch kein Feuer angezündet war, oder ſonſt eine andere Vorbereitung getroffen wurde, ich jedoch wußte, daß es mit einer bloßen Meriſſa nicht abgemacht ſeyn würde, und zu einem weitern Verbleiben mir die Zeit gebrach, ſo fragte ich ohne weitere Complimente: wo das Frühſtück ſey? Der Djelabi gab mir zur Antwort: es wird ſogleich bereitet ſeyn, und zeigte auf ein im Hofe herumlaufendes Schaf, indem er beifügte, daß er es nicht eher abſtechen laſſen konnte, bevor ich gekommen ſey. „Aber," erwiederte ich, „es wird gleich Mittag ſeyn, ich habe noch andere Geſchäfte zu verrichten, und kann mich daher nicht ſo lange aufhalten, bis das Fleiſch gekocht oder gebraten wird, um ſo weniger als noch nicht einmal ein Feuer angemacht ſey." Mein Gaſtwirth verſicherte mich, das Frühſtück werde gleich bereit ſeyn, und mir zu meinen Geſchäften noch hinlänglich Zeit übrig bleiben. Nun ſtieg meine Neugierde, mit was für einem Frühſtücke man mich zu beehren willens ſey, auf das höchſte, und ich verwandte kein Auge von dem mir zur Ehre zu opfernden Schafe; doch wie ſehr kam ich in Verlegenheit, als ein Sklave vor meinen Augen auf den Wink ſeines Herrn dem Schaf in aller Geſchwindigkeit den Kopf abſchnitt, hierauf ſogleich, ohne erſt früher das Fell abzuziehen, den Bauch aufritzte, den Magen herausnahm, reinigte, und in kleine Stückchen zerſchnitt, ſodann über dieſe in eine hölzerne Schüſſel gelegten Stücke die Gallenblaſe desſelben Thieres wie eine Citrone ausquetſchte, und zuletzt alles mit einem tüchtigen Quantum rothen Pfeffers beſtreute. Sobald alles dieſes, und zwar mit einer unbeſchreiblichen Geſchwindigkeit geſchehen war, nöthigte man mich ſchnell zuzugreifen, bevor das Gericht auskühle. Ich holte aber tief Athem, und bedankte mich recht ſchön, mich zugleich entſchuldigend, daß es einem europäiſchen Magen unmöglich wäre, dieſe würdige Speiſe zu vertragen und ich mich bloß mit dem Zuſehen begnügen wollte. Man lächelte mitleidig über meine Blödigkeit, und ließ ſich dieſen Leckerbiſſen herrlich ſchmecken. In der Folge habe ich öfters geſehen, daß man dieſer Speiſe einen beſondern Vorzug ſchenkt, und mehr um meine Neugierde als meinen Appetit zu befriedigen, ließ ich mich bewegen etwas davon zu genießen. Es ſchmeckt nicht ſo übel, in-

dem die Galle mit dem rothen Pfeffer zuſammen den friſchen Geruch des Rohen benahm, doch bis zum Sattwerden konnte ich es nicht bringen. Allein nicht nur in Kordofan, ſondern auch in Sennaar, ſo wie in Abyſſinien iſt dieß eine Schüſſel, welche, wie vorhin erwähnt, zu den erſten Leckerbiſſen gerechnet wird.

Die Arbeit, die ſie während des Tages zu verrichten haben, erfordert nur ſehr geringe Mühe, und ich habe in keinem Lande eine größere Faulheit geſehen als in Kordofan, denn ein jeder noch ſo Unbemittelte trachtet einen Sklaven zu kaufen, und dieſer Arme muß ſodann alles verrichten, damit nur ſein Herr den ganzen Tag im Schatten liegend recht die Faulheit pflegen kann. — Sie verrichten auch ſonſt keine andere als nur die nothdürftigſte Arbeit, und auch dieſe nur im dringenden Fall. Diejenigen welche Ackerbau treiben, haben dabei wenig Sorge; denn ſie haben hiebei nichts Anderes zu thun, als zur beſtimmten Zeit den Samen zu ſäen und ſodann nach drei Monaten das Getreide einzuernten. Handwerker gibt es ſehr wenige. Ihre Häuſer werden höchſtens alle drei oder fünf Jahre ausgebeſſert oder überbaut, und ſo hat jeder in der Regel gar nichts zu thun, weßhalb man ſie auch den ganzen Tag nur liegen und ſchlafen ſieht. — Die Weiber verrichten zwar die häuslichen Arbeiten, aber auch dieſe ſind unbedeutend, und wo es die Mittel erlauben, wird auch der größte Theil des Tages auf dem Angareb zugebracht. Die Männer haben keine Unterhaltungen; von den Dongolawi rauchen nur wenige Tabak, dagegen die Negerſtämme deſto mehr. Am Tanze des weiblichen Geſchlechtes nehmen ſie keinen oder nur ſehr geringen Antheil, und wenn ſie ſich nun recht müde gelegen und hinlänglich ausgeſchlafen haben, ſo kommen einige Nachbarn zuſammen, und nach faſt viertelſtundenlangen Begrüßungen und Nachfragen nach der Geſundheit wird höchſtens vom Gouverneur, den Kaſchefs oder von kranken Kamelen und Eſeln geſprochen. Die Politik bekümmert ſie ſehr wenig, und nur die Steuern, welche ſie des Jahrs einigemal zu entrichten haben, verurſachen ihnen einige kummervolle Tage. Da wird nun Rath gehalten, wie man dieſe zuſammen bringe, und wenn die Ernte gut war, folglich Meriſſa in Ueberfluß vorhanden iſt, mit dieſem manche herbe Stunde verwaſchen; dann werden ihre Unterhaltungen etwas lauter; man

tröſtet ſich mit dem lieben Herrgott, und die Rababa, eine mit fünf Darmſaiten überſpannte Leyer, verſcheucht vollends allen Kummer. Dieſes Inſtrument iſt eine ihrer Lieblingsunterhaltungen, und ſie können ſtundenlang dem einfachen Geklimper auf demſelben zuhören; auch wird es öfters mit Geſang begleitet; Erzähler, die ihnen, wie in Aegypten, Mährchen aus Tauſend und einer Nacht erzählten, findet man bei ihnen nicht. Ihre Unterhaltungen mögen noch ſo laut werden, und die Meriſſa noch ſo viel Wirkung machen, ſo geſchieht es doch höchſt ſelten, daß es zu einem Streite unter ihnen kommt; Fluchen und Schimpfen, wie es die Araber zu thun pflegen, hört man ſie faſt nie, und wenn es ja wirklich, was jedoch ein höchſt ſeltener Fall iſt, zum Streit kommt, ſo wird ſolcher ſogleich von der anweſenden älteſten Perſon geſchlichtet. Zum Schlagen kommt es nicht, ſie zerren einander nur bei den Hemden herum. Sie ſind ſehr gaſtfrei, und jeder, der, während ſie ſich unterhalten, bei ihnen vorübergeht, iſt ihr Gaſt, und muß an ihrem Vergnügen Theil nehmen. Bei den Dongolawi fand ich jedoch eine eigene Art, wie ſie ihre ſogenannten Ehrenſachen unter einander ausmachen. Es ſind gewöhnlich die jungen unverheuratheten Männer, welche meiſt einen Liebeshandel mit einander abzumachen haben. Bei den Verheuratheten, welche jedoch ſehr oft Urſache dazu hätten, geſchieht dieß nicht, denn dieſe ſind in ſolchen Sachen ſehr tolerant, und machen ſich aus einem artigen Kopfaufputze nicht ſehr viel. Deſto ſtrenger nehmen es die ledigen jungen Männer, und wenn daher etwas der Art vorfällt und die Streitenden ungeachtet der vermittelnden Freunde ſich nicht beſchwichtigen laſſen, ſo wird einer von dem andern förmlich herausgefordert. Das Duell geſchieht auf einem freien Platze und im Beiſeyn aller ihrer Cameraden, welche zugleich die Secundanten oder vielmehr Zeugen abgeben. In die Mitte des zum Duell ausgeſuchten Platzes wird ein Angareb geſtellt; die Kämpfer ziehen ihre Hemden aus, binden ſolche um die Lenden, und ſetzen jeder einen Fuß an das Bettgeſtelle, welches ſie nur in der Breite trennt. Sodann wird einem jeden derſelben eine Peitſche, aus der Haut des Nilpferdes geſchnitten, gereicht und beide noch einmal ermahnt, ihren Streit in Güte auszumachen. Wenn jedoch beide Theile entweder zu halsſtarrig ſind, oder ein gewiſſes Point d'honneur darein ſetzen, nicht nachzugeben, ſo beginnt auf ein gegebenes Zeichen der Kampf. Jeder

darf nur einen Hieb über den Körper geben, wobei jedoch der Kopf verſchont bleibt, ſodann haut der Gegner, und jeder einen Hieb nach dem andern. Es iſt furchtbar anzuſehen, wie ſie einander zerfleiſchen, denn bei der Kraft, mit der ein jeder Hieb ausgeführt wird, bei der nicht ganz feinen Waffe geſchieht es, daß nach den erſten Hieben die Haut fingerdick aufſchwillt, und ſpäter bei dem dritten oder vierten Hieb auf einer Stelle das Blut herausſpritzt. Es wird nun fortgefahren ohne den mindeſten Laut hören zu laſſen, und wenn der Schmerz noch ſo groß iſt; auch die Zeugen ſtehen kaltblütig herum. Es wird ſo lange fortgefahren, bis einer oder der andere die Peitſche vor Schmerzen oder Müdigkeit wegwirft; dieſes geſchieht dann ſogleich auch von dem Gegner, und nachdem ſie ſich die Hände gereicht, und ſomit angezeigt haben daß ſie verſöhnt ſind, erheben alle Cameraden ein Freudengeſchrei und wünſchen den Verſöhnten Glück. Die wundgeſchlagenen Rücken werden nun mit Waſſer gewaſchen und das Ganze mit einigen Krügen Meriſſa, welche ſchon gleich vor Anfang des Duells mitgebracht wurden und nun gemeinſam ausgetrunken werden, beſchloſſen. Es findet bei ähnlichen Veranlaſſungen noch ein anderes Duell ſtatt, das aber weit gefährlicher iſt, und öfters mit lebensgefährlicher Verletzung eines oder des andern Theiles endet; denn da ſtehen die Kämpfer nach der Länge des Angareb aus einander, und nehmen bei den wechſelſeitigen Hieben keine Rückſicht, ob ſolche in das Geſicht oder auf einen andern empfindlichen Theil des Körpers fallen, und ſo geht es nie ohne gefährliche Folgen ab. Doch ſind dieſe Art Duelle höchſt ſelten, und alle Händel werden auf die erſt beſchriebene Weiſe ausgemacht. Das Mädchen oder reſpective die veranlaſſende Urſache des Streites wird nie hiebei ins Mitleiden gezogen, ſondern man betrachtet ſolche meiſtentheils als unſchuldig, oder wenigſtens als verführt.

Das weibliche Geſchlecht iſt in der Regel viel arbeitſamer als die Männer, denn außerdem daß ſie alle Hausarbeiten zu verrichten haben, beſchäftigen ſie ſich noch insbeſondere mit dem Bereiten der Strohmatten, und flechten Körbe zur Aufbewahrung der Milch und Trichter zum Durchſeihen der Meriſſa; ferner verrichten ſie noch viele andere Geſchäfte, die eigentlich nur den Männern zukämen; ich ſah ſie ſogar Leder gerben, wogegen ihre Männer

ganz gemüthlich ihre Pfeife rauchten, und der Ruhe pflegten. Die Weiber sind überhaupt mehr als Dienstboten betrachtet, was noch mehr stattfindet, wenn sie das Unglück haben keine Kinder zu bekommen. In diesem Falle, wenn sie früher noch so sehr von ihrem Manne geliebt wurden, werden sie ganz verachtet, und der Gemahl hält sich sogleich bei einer Sklavin schadlos; wenn diese ein Kind bekommt, was selten fehlschlägt, wird sie sogleich zur Würde einer Gemahlin erhoben, und die erste, wenn nicht ganz fortgeschickt, doch gänzlich vernachlässigt. Auch ist es bei einigen Wohlhabenden Sitte, daß dem Weibe nach dem zweiten Kindsbette eine kleine Pension gegeben nnd ihr eine andere Strohhütte zur Wohnung angewiesen wird, denn sie altern sehr schnell; ein Weib mit vierundzwanzig Jahren gilt für alt. Man sieht daher auch viele Weiber wie Wahnsinnige herumlaufen, und bei ihren Schechs *)

*) Diese Schechs oder Heilige sind gewöhnlich, was man bei uns Blödsinnige nennt. Es sind unglückliche Geschöpfe, welche von der Mutter Natur vernachlässiget, hier als besondere Abgesandte Gottes betrachtet werden, um den Menschenkindern in seinem Namen zu verheißen was ihnen bevorsteht. — Diese armen Wichte werden öfters fast vergöttert, und alles drängt sich herbei, ihnen die größte Ehrfurcht zu bezeugen. Sie werden, wenn sie auf der Straße gehen, von Jung und Alt angehalten, ihnen Gesicht, Hände, ja sogar die Füße geküßt, und alles was sie nur wünschen angetragen; diese Geschöpfe sind meistens gegen alles unempfindlich, und nehmen wenig oder gar nichts an, ja man sieht sie in der Regel in dem ekelhaftesten Anzuge, ganz zerlumpt oder nackend herumgehen, obgleich, wenn sie nur den leisesten Wunsch äußern würden, sie die schönsten Anzüge bekämen. Dagegen sind es aber ihre Eltern, Geschwister oder sonstige Anverwandte, die von ihnen Nutzen zu ziehen wissen, und bedeutende Geschenke erhalten, um bei diesen Heiligen fürzusprechen oder die betreffende Gelegenheit zu verschaffen, dieses Orakel befragen zu dürfen. Theils abgerichtet, theils als Folge ihres Blödsinnes geben diese Menschen solche verkehrte oder unsinnige Antworten auf die an sie gestellten Fragen, daß man nicht einmal den Sinn enträthseln kann, und je toller sie sind, desto entzückter sind die Fragenden und zufrieden damit, in diesem ganzen Unsinn nur ein einziges Wort zu erhaschen, was ihren Wünschen entspricht. Zu diesen Heiligen strömen nun die Weiber in Unzahl, um Fruchtbarkeit zu erbitten. Außer diesen sind andere Schechs oder Fakirs, die Amulette schreiben, welche die Weiber an den Armen oder dem Kopfe tragen, und dabei fest versichert sind, ihre heißen Wünsche erfüllt zu sehen.

oder bei Wahrſagerinnen ſich Rathes erholen. Ganz natürlich wird dieſer jedesmal nach Wunſch gegeben, bleibt aber in der Regel ohne Wirkung. Die Weiber in Kordofan ſind ſehr fröhlich, und man hört ſie auch den ganzen Tag nichts als ſingen oder lachen; bei jeder Arbeit wird geſungen, was entweder einzeln oder in Geſellſchaft geſchieht; iſt die Tagesarbeit beendet, ſo kommen ſogleich die Mädchen der nächſten Nachbarn zuſammen und beginnen den Tanz, welcher gewöhnlich bis Mitternacht dauert. Sie lieben dieſe Unterhaltung bis zur Leidenſchaft, und wenn ſie den ganzen Tag hindurch die ſchwerſten Arbeiten verrichtet haben, welche ſelbſt einen Mann angreifen müſſen, ſo verſchwindet ſogleich alle Müdigkeit, wenn Abends vor den Hütten die Holzfeuer angezündet werden und die Tarabuka *) erſchallt. Auf dieſes Zeichen verläßt alles, Jung und Alt, die Hütten, und eilt dem Tanzplatze zu. Die Männer und alle ihre Weiber lagern ſich im Kreiſe, bilden die Zuſchauer, oder ſelbſt in den Geſang einſtimmend ſchlagen ſie den Tact mit den Händen. Die Mädchen treten nun einzeln vor, und beginnen den Tanz. — Dieſer in ſeiner Art und Weiſe höchſt einfache Tanz erfordert dennoch eine außerordentliche Anſtrengung und würde mancher unſerer ſchönen Landsmänninnen zu einer ſchwierigen Aufgabe werden. Denn obgleich die ſchwarzen Schönen ſich nur langſam und öfters in einem kleinen Raume bewegen, und nur mit den Füßen den Tact ſtampfend, zeitweiſe den Kopf zurückſchnellend, die Schultern aufwärts ziehen, öfters den Körper rückwärts beugen bis wo der Kopf die Erde berührt, ſo geſchieht dieſes alles mit einer ſolchen Muskelkraft, daß man kaum glauben kann, ein Mädchen von ſo zarter Körperconſtitution könne eine ſolche Stärke in den Muskeln beſitzen. Anfangs geſchehen dieſe Bewegungen alle ſehr langſam, werden jedoch immer ſchneller und ſchneller, bis ſie zum Schluſſe ſich ſo vervielſ

Dieſe letzte Art Profeſſion iſt überaus einträglich, und ich habe einige geſehen, die ſich ein kleines Vermögen dadurch gemacht haben, es ſehr gut verſtanden, den Leuten, wenn auch — was mehrentheils der Fall war — alles fehl ſchlug, etwas vorzumachen, und ein neues Amulet aufzudringen.

*) Eine Trommel, welche mit den Händen geſchlagen wird.

fältigen, daß man wirklich kein Mädchen, ſondern eine aus lauter Stahlfedern zuſammengeſetzte mechaniſche Figur zu erblicken glaubt. Wenn nun ein Mädchen ſich halb zu Tode getanzt hat, ſo tritt ſie wieder ganz beſcheiden in den Hintergrund, und eine andere nimmt ihre Stelle ein. Wenn eine ſich beſonders ausgezeichnet hat, und man ihr ein artiges Compliment machen will, ſo läßt man ſie vortreten, und ſchwingt ein Schwert einigemal über ihren Kopf, die Muſik verſtummt während dieſer Scene, wird aber nachher um ſo heftiger, was eine Art Vivatruf bedeuten ſoll. Dieſes Compliment geſchieht theils von einem ihrer Verehrer oder von einem anweſenden Gaſte. Ueberhaupt ſehen ſie es ſehr gerne, wenn ein Fremder ihren Tänzen zuſieht, weiſen ihm ſogleich den beſten Platz an, und warten mit Meriſſa in Ueberfluß auf. Die verheuratheten und ältern Weiber tanzen faſt nie, und geben bloß Zuſchauerinnen ab; unterdeſſen wiſſen ſie ſich außerdem noch auf eine andere Weiſe die Zeit zu vertreiben und bilden — comme chez nous — recht artige Klatſchclubs, wo es dem lieben Nächſten, der das Glück hat vorgenommen zu werden, nicht zum beſten ergeht, indem ſie auch nicht ein gutes Haar an ihm laſſen. Auch ſind es die verheuratheten Weiber, welche ſich aus der Uebertretung des ſechsten Gebotes — welches eigentlich bei den Muſelmännern ſtrenge geahndet wird — nicht viel machen, wogegen die Mädchen weit ſittſamer ſind. An einigen Orten rechnen es die Männer zu einer beſondern Ehre, wenn die Weiber mehrere Anbeter haben, doch iſt hier der Unterſchied, daß die Weiber die Männer aufſuchen.

Die Kleider der Männer ſowohl als Weiber ſind ſehr einfach, denn nur die Dongolawi, als die wohlhabendſten unter allen Stämmen, tragen lange Hemden mit breiten Aermeln und auf dem Kopf eine Takkie, ein weißes Käppchen mit einem weißen Shawl wie der Turban der Türken; rothe Kappen ſieht man ſelten, auch iſt die Takkie nur höchſtens einen Tag lang weiß, und wird ſehr bald durch Schmutz und Fett ſo ſchwarz als der Herr ſelbſt. Die übrigen Stämme gehen faſt ganz nackt, und binden bloß um die Lenden ein Baumwollentuch, von welchem ſie ein Ende um eine Schulter werfen; dieſe tragen auch auf dem Kopf nichts, und laſſen ihre Haare ſo lang wachſen als ſie wollen; einige tragen ſie in zehn bis ſechzehn Zöpfen geflochten,

die aber nie den Rücken erreichen. An dem linken Oberarme trägt jeder Mann einen zweiſchneidigen Dolch in einem Futteral und außer dieſem auch einige in rothes Leder eingenähte Zauberformeln, welche ihre Fakirs ihnen ſchreiben und verkaufen. Sind ſie auf Reiſen, ſo haben ſie über die linke Schulter an einem kurzen Riemen lange zweiſchneidige Schwerter in lederner Scheide gehängt, deren Griff ohne Bügel, mit einem bloßen Leder umnäht iſt. Bloß ihre Schechs haben ſchwere ſilberne Griffe an den Schwertern und darauf einen Knopf von der Größe eines Hühnereies und aus gleichem Metall; bei einigen iſt die Scheide mit Agat- und Glasſteinen geziert. Die Männer tragen auch große längliche Schilde, die ſie aus der Haut der großen Antilopen verfertigen und beim Gehen auf dem Rücken tragen. Auch faſſen ſie ſtets eine Anzahl Wurflanzen in einem ledernen Säckchen zuſammen und führen ſie um die Schultern gehängt mit ſich. Ihre Reiſen, wenn ſie kurz ſind, machen ſie zu Eſel, längere Reiſen zu Kamel oder Dromedar, und die Bauern, welche keine Kamele haben, machen kleine Reiſen auf Ochſen.

Die Kleidung der Weiber iſt von der der Männer niederer Claſſe nicht verſchieden; auch ſie tragen bloß ein großes weißes Baumwollentuch um die Lenden gebunden, von welchem ein Theil über eine Schulter geworfen wird; gehen ſie aus, ſo bedecken ſie den Kopf manchmal damit, bei der Arbeit aber haben ſie ſolche ganz um die Lenden gebunden. Dieſe Melaje, wie ſie dieſelbe nennen, iſt im Anfange weiß, dann grau und endlich ſchwarz; gewaſchen wird ſie ſelten, und geſchieht es, ſo bedienen ſie ſich einer Baumrinde, welche Egelit heißt, ſtatt Seife, und auf einem ausgegerbten Leder, welches man in eine tiefe Höhlung in den Sand legt, wird gewaſchen. Die Melaje der Dongolawi wird mit Seife gewaſchen, und iſt meiſtens mit einer breiten rothen Einfaſſung verſehen; ſie wird auch mit einer gewiſſen Sorgfalt gebunden, um dem Anzuge mehr Maleriſches zu geben. Der Kopf wird von dem weiblichen Geſchlecht bloß getragen, und die Haare in Locken gerollt, mit Butter oder Oel aus Sim-Sim eingeſchmiert; mit einer Pommade aus Speig, Machlep und Tuffer, welche auf Steinen gerieben wird und Telka heißt, reiben ſie ſich die ganze Haut am Körper ein. Ihre Oele und Butter geben dem Haare eine glänzende Farbe, ſo lange ſich nicht Staub mit vermiſcht hat, und

in kurzer Zeit wird namentlich die Haarpommade ranzig, ſo daß man es nicht lange in der Nähe einer dieſer Schönheiten aushalten kann, wenn man nicht ſeine Geruchsnerven empfindlich beleidigen will. Die Augenlieder werden mit Antimoniumpulver gefärbt. Einige Frauen, welche auf ihren Kopfputz halten, und denſelben nicht ſogleich in Unordnung bringen wollen, bedienen ſich beim Schlafen eines kleinen, ungefähr eine Spanne hohen hölzernen Bänkchens, welches oben etwas ausgehöhlt iſt, und in welche Höhlung ſie den Hals legen, damit die Haarlocken nicht gedrückt werden. Es iſt die unbequemſte Sache von der Welt, aber der Eitelkeit zuliebe gewöhnen ſich die Weiber ſo gut daran, als wie der Sklave an ſeine Feſſeln, und ſchlafen trotz der ungemächlichſten Lage, die ſie dieſem zufolge einnehmen müſſen, ſehr gut. Wie beſchwerlich dieſes anfangs wird, kann man ſich leicht vorſtellen, wenn man bedenkt, daß der Körper während des Schlafes nicht die geringſte Veränderung in der Lage erhalten kann; doch wie unſere Schönen es mit Vergnügen erdulden, wenn ihnen ein ſtrenges Mieder die Rippen zuſammenquetſcht, um eine ſchlanke Taille zu erhalten, ſo ertragen dieſe es, um ihren Kopfputz zu ſchonen, um ſo mehr als die Toilette dieſer Naturkinder eine längere Zeit erfordert, als die unſerer Europäerinnen, indem bei der Unzahl Locken, welche zudem durch das viele Oel und ſonſtige Fett und Staub zu einer Maſſe verwandelt werden, das Aufmachen eine geraume Zeit erfordert; denn da es an Kämmen, Scheeren, Zangen und Haarnadeln und ſonſtigen derlei Utenſilien gebricht, ſo muß ein einzelner hölzerner Stift alle dieſe Dienſte verrichten, und man kann denken, welche Zeit hiezu in Anſpruch genommen wird, bevor dieſe Hunderte von Löckchen des wolligen Haares in Ordnung gebracht werden. Die Weiber tragen auch Naſen- und Ohrenringe, meiſtentheils von Silber und Meſſing; jene von Gold ſind verſchwunden, oder wenigſtens ſehr ſelten geworden. Manche tragen noch Armſpangen und Ringe von Silber an den Füßen, letztere auch mit kleinen Korallen oder Glöckchen verziert. Die meiſten tragen Armſpangen von Horn oder Elfenbein, öfters zwei Zoll breit, und Ringe an den Füßen von Kupfer; dieſe ſind manchmal bis ein Pfund ſchwer. An den Kopf und Hals hängen ſie Schnüre von böhmiſchen Glasperlen; die Lieblingsfarbe iſt Lazurblau. An der

Stirne tragen auch einige kleine runde Goldblättchen, einen Zoll im Durchmeſſer, oder kleine runde Bernſteine etwa von dieſer Größe; an den Fingern ſilberne Ringe mit Karniolſteinen. Ueberhaupt alles was glänzt oder ſchimmert und eine recht grelle Farbe hat, wird von ihnen beſonders geliebt, und man hat manchmal Mühe ſein Lachen zu unterdrücken, wenn man eine ſolche ſchwarze Schönheit im vollen Putze erblickt. — Dagegen findet man aber auch viele, die ſich mit eigenem Geſchmacke, und nicht ſo überladen aufputzen, ſo daß ſie ein ganz gefälliges Ausſehen erhalten. Die Weiber, welche nicht wohlhabend ſind, tragen auf der Stirne kleine Perlen, rothe kleine Früchte, oder in rothes Leder eingenähte Zauberformeln. Am Arm haben ſie elfenbeinerne oder hornene, auch zuweilen an den Füßen kupferne Ringe, oder eine große milchweiße Glasperle. An den Hals hängen ſie blaue Glasperlen und in die Ohren und Naſen meſſingene Ringe. Die unverheuratheten Mädchen gehen ganz nackt, und haben bloß um die Lenden einen ledernen Gürtel gebunden, an dem mehrere Hunderte feine Riemchen herabhängen, den ſie Rahat nennen; öfters iſt er noch mit Agatſteinen geziert. Auch ſie putzen ſich gerne und behängen Kopf und Hals mit Glasperlen. Die Knaben gehen bis zum zwölften Jahre durchgehends nackt. Auch die Männer ſchmieren ihren Körper ſo wie die Weiber mit Oel, Butter oder andern fetten Subſtanzen ein, nicht um dem Körper eine glänzende Farbe zu geben, ſondern mehr um die Haut vor dem Aufſpringen zu bewahren, welches bei der ſtechenden Hitze, da ſie ſonſt gänzlich nackt gehen, natürlicherweiſe geſchehen müßte. Die Fußbekleidung ſind Sandalen aus rohem Leder mit Riemen gebunden, die Dongolawi tragen Sandalen von gegerbtem Leder mit buntfarbigen Riemchen verziert. Auf Reiſen tragen einige ein Schaffell, ſo wie die Bergleute das Hinterleder, damit ſie nicht mit dem bloßen Leibe auf den brennenden Boden zu ſitzen kommen.

Die Sklaven, welche man faſt in jedem Hauſe findet, und von denen die weiblichen zu den Haus- und die männlichen zu den Feldarbeiten verwendet werden, erhalten alle Jahre einmal und zwar zum Feſte des großen Beirams ein Stück Baumwollenzeug, welches ſie um die Lenden binden, und das ihre ganze Kleidung ausmacht; ſie werden ſehr gut behandelt, und haben bei den meiſten dieſelbe

Koſt wie ihr Herr; nur erhalten die meiſten männlichen Sklaven, damit ſie nicht entlaufen können, Feſſeln an die Füße. Ich ſah nie, daß ein oder der andere Sklave wegen zu wenig Arbeit von ſeinem Herrn mißhandelt worden wäre; nur wenn er Verſuche zum Entfliehen macht, wird er geſchlagen. Die Sklavenmädchen laufen frei und ohne Feſſeln herum, und genießen eine leichtere Behandlung, vorzüglich wenn ſie jung und ſchön ſind, und der Patron ſie in die Rechte eines Weibes einſetzt. — Die von dieſen Sklavinnen erzeugten Kinder gehören dem Eigenthümer der Sklavin, und können von demſelben auch verkauft werden, was jedoch in Aegypten nicht mehr der Fall iſt, da ein ſolches Kind gleich den Aegyptiern behandelt wird. Doch werden viele dieſer armen Geſchöpfe öfters durch ihre Herren ſehr mißbraucht, weil einige Eigenthümer einen Gewerbszweig daraus machen. Sie werden daher auch meiſtens nach einigen Jahren ausgemuſtert, und gewöhnlich an Sklavenhändler verkauft, welche ſie dann nach Cairo herunter bringen. Man muß ſich ſehr in Acht nehmen, wenn Europäer Sklavenmädchen kaufen, und vorzüglich vor denen hüten, welche ganz gut arabiſch ſprechen; viele davon ſind mit allen möglichen Schlichen genau bekannt. Viele Sklaven ſind den Eigenthümern gar nicht feil, wenn ſie gut abgerichtet ſind, und nur, wenn ſie den Islam nicht angenommen haben und ſterben, behandelt man ſie nicht beſſer als das Vieh. Dieſe Kinder der Natur gebärden ſich öfters ganz ſeltſam, wenn ſie einen oder den andern ihnen früher gänzlich unbekannten Gegenſtand in die Hände nehmen, und man muß herzlich lachen, wenn man ſieht, wie ſie alles verkehrt machen. Mir ſelbſt kam einmal ein komiſcher Fall vor, denn als ein ſolches Mädchen einſt an Kopfſchmerzen litt, und ſich von mir ein Tuch erbat, um den Kopf einbinden zu können, lieh ich ihr, weil ich gerade nichts Anderes bei der Hand hatte, meine Flagge. *) Des andern Tages beſuchte ich ſolche, da ich glaubte ſie ſey noch krank zu Hauſe; man ſagte mir aber, ſie befinde ſich beſſer und

*) Ein jeder Europäer, welcher auf dem Nil reiſet, pflanzt gewöhnlich ſeine Nationalflagge auf. Dieſes iſt um ſo nothwendiger, als man hiedurch den vielen Anfragen, welche in verſchiedenen Orten geſchehen und von der Ortspolizei ausgehen, ausweicht und keine Zeit verliert.

ſey ausgegangen; doch wie erſtaunte ich als ich das ſchöne Kind auf dem Marktplatze in Geſellſchaft mehrerer ihrer Freundinnen antraf und es mit meiner Flagge in Form eines Weiberrocks umgebunden aufgeputzt ſah. Mein Lachen vermehrte ſich, als ich den zweiköpfigen Adler gerade vor der Mitte des Leibes erblickte. Es waren auch mehrere Türken da, welche von gleicher Lachluſt angeſteckt wurden, aber die Schöne, und auch ihre Freundinnen fanden dieſen Putz ſo artig, daß mich mehrere mit Bitten beſtürmten, ihnen auch ſolche Phantaſien zu ſchenken, und ich alle mögliche Mühe anwenden mußte, ihnen dieſes auszureden, und einleuchtend zu machen, daß ich keine ſolche Putzſachen mehr beſäße, und auch dieſe ſelbſt zurück verlangen müſſe. Das wollte den ſchönen Kindern nicht gefallen, und mit äußerſter Noth gelang es mir, meine Flagge wieder zurück zu erhalten, um ſolche ſeiner Zeit auf einem geeignetern Platze aufzuziehen.

Die Hauptnahrung beſteht aus Dochenbrod, der Aſſida und Woika. Sobald die Dochen auf einer ſteinernen Platte zu Mehl gerieben iſt, wird ſolches in einen Topf geſchüttet, und ſodann mit Waſſer zu einem dünnen Brei gemacht; darauf wird unter einer aus Lehm gebrannten Platte (oder einer eiſernen, welche Doga genannt wird), die man auf drei Steine ſtellt, ein Feuer angezündet, dieſe wenn ſie heiß iſt mit Butter beſtrichen, und der Teig in Größe und Form der gewöhnlichen Kuchen darauf geſchüttet; wenn die eine Seite gar iſt, wird das Brod gewendet, die Platte aber nochmals mit Butter beſchmiert. Dieſe Kuchen ſind einen Finger dick, und für einen Europäer ſehr unverdaulich: ſie blähen ſehr ſtark auf; die Urſache liegt aber an der Frucht, theils auch weil die Hülſen von dem Mehl nicht abgeſondert ſind, und das Brod nicht ausgebacken iſt. Bei den Wohlhabendern wird eine etwas beſſere und ſchmackhaftere Art Brod gemacht; man läßt den Teig, nachdem das Mehl geſäubert iſt, mehr flüſſig werden, und ſtreicht denſelben mittelſt eines eigenen kleinen Beſens auf die Platte auf, und verfährt übrigens wie bei erſterer Art. Es erfordert ſehr viel Zeit, bevor für den Hausbedarf die nöthige Quantität gebacken wird, und man braucht mehr als eine Stunde, um für zwei Perſonen zum Mittagsmahl das nöthige Brod von der letzten Art zu machen. Es wird alle Tage friſches Brod gemacht, und ſtets nur von weiblichen Händen, denn da

es in ganz Kordofan keine Mühle gibt, ſo muß jeder im Hauſe das nöthige Mehl mahlen, und dieſes geſchieht, wie ſchon früher erwähnt, durch eigene Sklavinnen. Die Aſſida und Woika ſind das gewöhnliche Gericht der Kordofaner. Die erſtere beſteht in gekochtem Mehl nach Art der italieniſchen Polenta; doch auch hier findet in der Zubereitung ein weſentlicher Unterſchied ſtatt, denn die ärmere Claſſe nimmt das Mehl wie es iſt, wogegen die Wohlhabenden ſolches einigemal in Waſſer ausſchwemmen, wodurch es weißer und reiner wird. Die Woika wird auf folgende Art zubereitet. Man nimmt getrocknetes Rindfleiſch, welches zu dieſem Behufe in fingerdicke Streifen geſchnitten, an der Sonne getrocknet iſt, und ſich in jeder Haushaltung vorräthig findet; dieß ſo wie auch trockene Bamie ſtößt man in einem hölzernen Mörſer zu grobem Pulver, ſodann werden in einem Topfe Zwiebel mit Butter geröſtet, Waſſer darangeſchüttet, und wenn dieſes kocht, muß es eine Perſon quirlen, wogegen eine andere das Fleiſch- und Bamiepulver nach und nach hineinſchüttet, bis es zu einem dicken Brei wird. Endlich wird dieſe Ragout auf die vorher beſchriebene Aſſida geſchüttet und aufgetragen. Es iſt von gutem Geſchmack und äußerſt nahrhaft, auch viel geſünder als alle übrigen Fleiſchſpeiſen. Fleiſch wird auch viel verzehrt, denn es iſt ſehr billig, und zudem beſitzt faſt jeder Ziegen und Schafe. Das Rindfleiſch eſſen jedoch die Türken nicht, und auch den Europäern iſt es nicht anzurathen, weil es ſehr unverdaulich und von ſchlechtem Geſchmacke iſt. Die Okka zu 2¼ Wiener Pfund koſtet nicht mehr als 20 Para — 3 Kreuzer — und es wird zu Lobeid auf dem Marktplatze ohne Knochen verkauft. Auf dem Lande iſt es um die Hälfte billiger, und man macht den Preis nach dem Augenmaße des vorliegenden Stückes, ohne es zu wägen. Auch an Hühnern, Tauben und verſchiedenen Arten Gazellen iſt kein Mangel, nur ſind das Gerichte, die man bloß in den Häuſern der Wohlhabenden oder bei großen Feſtmahlen auftiſcht. Am Mittag wird in allen Familien gegeſſen: zuerſt ſpeiſen die Männer, und wenn dieſe fertig ſind, die Weiber mit den Kindern. Man breitet eine Strohmatte auf dem Sande aus, ſetzt in die Mitte die hölzerne Schüſſel mit der Aſſida und Woika, und das erforderliche Brod dazu in einer flachen Strohſchüſſel. Alles was in der Hütte gegenwärtig iſt, Einheimiſche oder Fremde, an die man keine Ein-

ladung zu machen nöthig hat, ſetzen ſich mit unterſchlagenen Beinen auf die Strohmatte um die Schüſſel herum und auf eine von dem Hauswirthe mit dem Worte Bis-milla (im Namen Gottes) geſchehene Aufforderung greift alles zugleich mit den Händen in die Schüſſel. Jeder faßt was ihm in die fünf Finger hineingeht und führt ſolches zum Munde; das Brod wird gewöhnlich dazu genommen und ſo fortgefahren bis der letzte Biſſen aus der Schüſſel heraus iſt. Hört der Fremde früher auf zu eſſen, ſo fordert ihn erſt dann der Hauswirth dazu auf, nicht aus Ceremonie, ſondern aus wahrer Herzensgüte. Während des Eſſens wird wenig geſprochen, ſondern ein jeder trachtet vorerſt ſeinen Appetit zu ſtillen. Auf den Dörfern wird auch dicke ſaure Milch mit eingebrocktem Brod in der Schüſſel zum Mahl aufgetragen. Die ärmere Claſſe hat nicht immer die Aſſida, ſondern nur die Wolka mit Milch und Brod. Wenn es ſchon mit der Schüſſel auf die Neige geht, ſteht einer nach dem andern auf; der Hausherr erhält keinen Dank, verlangt auch keinen, ſondern man betrachtet es als eine ſich von ſelbſt verſtehende Sache, daß ein jeder, wenn er gerade zur Eſſenszeit anweſend iſt, geſättigt werden müſſe. Vor und nach dem Eſſen werden die Hände gewaſchen, dasſelbe findet des Abends bei Sonnenuntergang ſtatt.

Während des Eſſens wird nur Waſſer in halben Kürbisſchalen zum Trinken herumgereicht, und erſt wenn alles vorüber iſt, die Meriſſa vorgeſetzt. Dieſe Art Bier findet man mit weniger Ausnahme in allen Dörfern Kordofans, auch ſelbſt bei den nomadiſirenden Völkerſchaften; es fehlt höchſt ſelten und nur dann, wenn eine äußerſt ſchlechte Dochenernte eintritt. Die Meriſſa wird auf folgende Art bereitet. Man nimmt die Dochen, läßt ſolche vorerſt, wie bei uns in Deutſchland die Gerſte, keimen und trocknet ſolche an der Sonne, hierauf wird die Dochen zwiſchen Steinen zerquetſcht, Brodkuchen geformt und ſodann die letztern in einen Topf gelegt, Waſſer darauf geſchüttet, und wenn nach zwei Tagen alles hinlänglich ausgegohren hat, ſeihet man es durch einen aus Binſen verfertigten Seiher. Dieſe Meriſſa muß dann ſogleich getrunken werden, denn ſchon am dritten Tage wird ſie etwas ſauer, was bei der großen Hitze ganz natürlich iſt, indem man nirgends Keller hat um ſolche länger aufbewahren zu können. Bill-Bill iſt dieſelbe Meriſſa, nur öfter durchgeſeiht, bis

ſie etwas klarer wird; wird aber Bill-Bill überdieß noch mit Zucker, Muscatnüſſen, Gewürznelken oder andern beliebigen Droguerien angeſetzt, ſo hat man Sanſugot. Dieſes letzte Getränke wird auf verſchiedene Art gemacht, iſt ſehr angenehm zu trinken und kühlt ungemein. Ueberhaupt iſt es für die Geſundheit ſehr vortheilhaft mehr Meriſſa als Waſſer in dieſen Gegenden zu trinken, und ich rathe einem jeden Reiſenden vorzugsweiſe dieſes zu thun, um ſo mehr als ich mich ſelbſt überzeugt habe, daß, ſobald ich anfing Meriſſa und Branntwein und kein Waſſer zu trinken, mich das Fieber und die Dyſenterie, welche früher gar nicht zu vertreiben war, ſogleich verließ. Auch habe ich Männer gekannt, die das ganze Jahr keinen Tropfen Waſſer und nichts als Meriſſa tranken, und dieſe befanden ſich am geſündeſten, wogegen die Waſſertrinker in der naſſen Jahreszeit ſtets mit Fieber behaftet waren.

In den Gegenden, wo ſich die Bewohner viel mit Ackerbau beſchäftigen, wie es am Fuße des Berges Kordofan der Fall iſt, iſt die Meriſſa ſtets im Ueberfluß zu finden, und man ſieht auch hier faſt den größten Theil der Männer das ganze Jahr berauſcht, da ſie vom Morgen an bis in die Nacht den Meriſſatopf nicht vom Munde bringen. In Lobeid, ſo wie auch in einer großen Anzahl Dörfer findet man eigene Schenkhütten, woſelbſt die Meriſſa von recht artigen und hübſchen Kellnerinnen ſervirt wird, welche auch gute Tänzerinnen ſind und hiedurch viele Gäſte anziehen. Sie ſind aber auch ſo raffinirt, daß man wirklich verſucht iſt zu glauben, ſie hätten in einer europäiſchen Hauptſtadt Unterricht erhalten. Als Mehemed Ali vor einigen Jahren die Freudenmädchen in Aegypten abſchaffte, haben einige Emigrantinnen ein Aſyl in Kordofan, ſo wie in Sennaar gefunden. Der Gouverneur und andere Türken, wenn ſie Gaſtmähler geben, laſſen zur Beluſtigung ihrer Gäſte immer dieſe gewandten Tänzerinnen kommen, welche von einem Spaßmacher begleitet außer ihren freien Tänzen auch einige plaſtiſche Vorſtellungen geben, die, wenn auch noch ſo trivial, ja ſogar gegen den Islam verſtoßend, doch den Zuſchauern großes Vergnügen machen. Ich ſah ſolche Traveſtien in Gegenwart des Gouverneurs, wo das Gouvernement, reſpective die Repräſentanten desſelben, ganz getreu dargeſtellt und auch Sachen aufgeführt wurden, welche nur zu oft in der Wirklichkeit vorkom-

men; doch alles dieß wird nicht übel aufgenommen, ſondern vermehrt im Gegentheil die Lachluſt der Getroffenen.

Branntwein wird nur in Lobeid und zwar aus Datteln gebrannt, welche man aus Dongola erhält. Die Einwohner trinken ihn gern, doch kommt es ihnen zu hoch ſich ein ſolches Vergnügen zu verſchaffen und ſich in Branntwein ſtatt in Meriſſa zu berauſchen, denn die Bouteille koſtet 9 Piaſter oder 54 kr. C.-M., und daher ſind es nur die Wohlhabenden und die türkiſchen Officiere, welche Branntwein trinken. Große Feſte, ſo wie ſie in Aegypten gehalten werden, ſieht man in Kordofan keine, denn die Einwohner haben einestheils keine Mittel, um hierauf große Summen zu verwenden, und dann iſt es auch nicht üblich, wie z. B. an andern Orten, bei Hochzeiten, Beſchneidungen und andern ähnlichen Gelegenheiten, große Feſte zu halten; denn wenn ein Mann heurathen will, ſo geht er zu dem Vater der auserwählten Braut und macht, noch bevor er mit letzterer ein Wort gewechſelt hat, den Contract, was er ſeinem zukünftigen Weibe an Heurathsgut geben wolle.

Das Heurathsgut beſteht entweder in Geld oder Rindern, Schafen, Ziegen, oder ſonſtigen Wirthſchaftsgegenſtänden, und iſt ſogleich Eigenthum des Weibes, wenn ſie auch gleich nach kurzer Zeit von ihrem Mann geſchieden wird. Ueberhaupt hat es weiter keine großen Ceremonien nöthig, denn wenn der Bräutigam mit dem Vater der Braut Handels einig geworden, ſo nimmt der erſtere ſeine Auserwählte mit nach Hauſe, zerhackt den Rahat oder Jungfrauengürtel mit einem Meſſer in unzählige Stücke, bekleidet ſodann ſelbe mit einer Melaje als dem Zeichen, daß ſie nunmehr ſein Weib iſt, und die Ceremonie hat ein Ende; höchſtens werden die nächſten Nachbarn zu einem Mahle geladen, denſelben Meriſſa vorgeſetzt und das Ganze ſchließt mit dem gewöhnlichen Tanzen. Gehörte die Braut einem der Stämme an, welche die Beſchneidung haben, ſo war ſie freilich gezwungen, ſich zwanzig Tage vor der Hochzeit einer neuen Beſchneidung zu unterwerfen. Wenn nun ein Weib von ihrem Manne mißhandelt wird, oder ſonſt eine erhebliche Urſache vorhanden iſt, ſo verlangt ſie von ihm geſchieden zu werden, und dieſes geſchieht ohne den geringſten Anſtand; ſie nimmt ihr Heirathsgut und, wenn Kinder vorhanden ſind, die Mädchen zu ſich, und die Knaben bleiben beim Vater. Es geſchieht

auch oft ohne erhebliche Urſachen, daß eine Eheſcheidung zu Stande kommt, denn wenn der Mann ſeiner Frau nicht genug Telka*) gibt, ſo kann ſie ſchon auf eine Scheidung antragen. Auch gibt es viele Männer, welche ihren Weibern, wenn ſie, was oft ſchon nach der zweiten Niederkunft der Fall iſt, altern, eine Art Abfertigung geben und ſich neuerdings mit einem Mädchen verheurathen; dieſe abgedankten Weiber erhalten dann ein Tukkoli und den nöthigen Lebensunterhalt, gewöhnlich 20 Para oder 3 kr. täglich. Dieſes können freilich nur die Wohlhabenden thun, doch hat in der Regel ein Mann höchſtens zwei Weiber, mit welchen er gerichtlich verheurathet iſt; indeß hält ſich noch ein jeder eine Anzahl Sklavinnen, bei denen er ſich vorzüglich dann, wenn ſeine Weiber alt werden, ſchadlos hält. Auch halten ſie ſich nicht viel an die Clauſeln, welche bei den Muſelmännern die Religion bei Heurathen vorſchreibt, und worauf die Türken vorzüglich ſtreng halten. Bei der Geburt eines Kindes findet wenig oder faſt gar keine Feierlichkeit ſtatt; auch wird einem ſolchen Weibe von ihrem Manne während dieſes leidenvollen Augenblicks wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt, weil ein jeder weiß, daß dieſe Geburten ſchnell und meiſt glücklich vor ſich gehen. Höchſtens die Hebamme und eine ältliche Anverwandte befindet ſich bei der Gebärenden in der Hütte, und nachdem das Kind zur Welt gekommen iſt, gibt man der Mutter ein Getränk, beſtehend aus Natron, getrockneten Datteln und Milch, welches ſehr kühlt, oder auch nur Waſſer zu trinken, und ſchon am zweiten Tag, öfters ſchon am erſten verläßt ſolche ſchon das Bett und verrichtet ihre gewöhnlichen Arbeiten. Die Eltern lieben ihre Kinder ſehr, und man ſieht ſie nie ſolche wegen eines Vergehens ſchlagen. Die Pflege der Kinder bis zu einem reiferen Alter iſt ganz der Mutter überlaſſen, der Vater bekümmert ſich wenig um ſeine Kinder. Wenn die Mutter die Kinder entwöhnt — und oft erhalten ſogar auch die Säuglinge in Waſſer eingeweichtes Brod zur Nahrung — und ſie haben noch nicht ein Jahr erreicht, ſieht man ſie mit einer Zwiebel in den kleinen Händchen, an welcher ſie mit ſolchem Vergnügen, wie unſere europäiſchen Kinder an Zuckerwerk nagen. Auch wildwachſende

*) Eine zum Einſchmieren des Körpers verfertigte Pommade, aus Speig, Machleb und Tuffer.

Früchte werden ihnen gereicht, und dennoch sieht man sie meistens frisch und gesund, nur daß viele bis zu einem gewissen Alter dicke Bäuche haben, welches eine Folge des Brodessens ist, da dieses selbst Erwachsenen große Blähungen verursacht. Sind die Kinder ganz klein, so legt man sie auch in Wiegen, welche aus einem Baumwollentuch bestehen, das mit Stricken an allen vier Enden an einen Balken gebunden wird.

Die Beschneidung geschieht wie bei allen Muselmännern gewöhnlich zwischen dem vierten bis sechsten Jahre. Doch fand ich auch einige Stämme, bei denen die Beschneidung der Mädchen gebräuchlich ist. Dieses ist aber ein Volksgebrauch, der mit der Religion in gar keiner Verbindung steht, und wahrscheinlich dieses zum Grunde hat, daß der Bräutigam, der ein Mädchen heurathet, versichert seyn kann, daß er eine reine Jungfrau erhalte, worauf bei diesen Stämmen sehr viel gehalten wird. Die Türken und andere haben bei ihren Hochzeitsfeierlichkeiten eine eigene Ceremonie, wobei der Bräutigam am Tage der Hochzeit sich und seine Gäste von der Jungfrauschaft seiner Braut überzeugt, allein hier wird doch auch mitunter falsches Spiel gemacht, was bei der Beschneidung nicht stattfinden kann. Diese Art Beschneidung der Mädchen geschieht, wenn sie 5 oder höchstens 7 Jahre alt sind, und es ist eine Feierlichkeit, wobei keine Kosten gescheut werden, und worauf die Aermern schon ein Jahr vorher sparen, um es ja an nichts mangeln zu lassen. Vier bis acht Tage lang vor der Beschneidung wird täglich, und die letzte Zeit den ganzen Tag und tief in die Nacht abwechselnd gesungen und getanzt, den Tag aber, wo diese Operation stattfindet, dauern Tanzen und Singen die ganze Nacht hindurch. Es werden Sänger und Tänzerinnen von Profession hiezu gedungen, Merissa ausgetheilt, kurz alles aufgeboten, um dem armen Geschöpf Unterhaltung zu verschaffen, und es den herben Augenblick der es erwartet vergessen zu machen. Tritt nun die verhängnißvolle Stunde ein, so werden alle Männer aus der Hütte entfernt. Die Mutter und einige Weiber bleiben zurück, theils um das Mädchen während der Operation zu halten, theils um ihr Muth einzusprechen. Sobald als man dasselbe auf ein Angareb gelegt hat, werden ihr von den umstehenden Weibern die Füße, Arme, der Kopf und überhaupt der ganze Körper so fest gehalten, daß sie sich gar nicht bewegen

kann, und ſodann nähert ſich eine ältliche Matrone mit einem ganz ordinären Barbiermeſſer und verrichtet die Operation. In dieſem Augenblick wird es in- und außerhalb der Hütte bis zum Tollwerden luſtig; jeder klatſcht in die Hände, daß ſie brennend heiß werden, die Trabuka wird ſo geſchlagen, daß das Fell ſpringen möchte, und die Sänger ſtrengen alle ihre Kehlen an, daß man faſt taub wird, um die Schmerzenslaute der kleinen Leidenden zu übertönen; dennoch dringen dieſe durch allen dieſen Lärm durch. Der Schnitt geſchieht von unten hinauf, und es werden den Mädchen die Schamtheile abgeſchnitten; hierauf ſucht man das Blut mit Butter zu ſtillen und legt eine fein geſchlagene Baumrinde ſtatt Charpie auf die Wunde, in welch letztere man ein Stückchen Holz von der Stärke eines Federkiels hinein ſteckt, um den Wundentheil nicht ganz verwachſen zu laſſen; die zwei großen Fußzehen werden nun feſt zuſammen gebunden, und in einer ſolchen geſtreckten Lage muß die kleine Patientin 20 Tage lang auf dem Angareb liegen bleiben. Während dieſer Zeit erhält ſie nur ſehr wenig zu trinken und wird des Tags höchſtens zweimal aus dem Bette gehoben. Die Heilung geht gewöhnlich glücklich von ſtatten, allein es geſchieht ſehr oft, daß ein ſolches Mädchen im zweiten Jahre oder ein wenig ſpäter ſich einer zweiten Operation unterwerfen muß, indem ſie hier ſehr jung heurathen. Wenn daher der Bräutigam mit dem Vater der Braut den Contract hinſichtlich der Ehe geſchloſſen hat, ſo übergibt er ſeiner Zukünftigen ein Modell aus Thon oder Holz geformt und nun geſchieht der zweite Schnitt, welchen ſie mit mehr Geduld ertragen, weil ſie gleich nach überſtandenen Leiden in den Eheſtand treten. Auch hier dauert es zwanzig Tage bis das Mädchen geheilt iſt, worauf der Bräutigam, wie ſchon geſagt, das Rahat zerhackt und ſeine Braut in die Melaje kleidet.

Eine andere eben ſo ſchmerzvolle, aber auch mehr verabſcheute Operation findet an den Sklavenknaben ſtatt, welche als Wächter für die Harems der Türken und anderer Moslems beſtimmt ſind. Dieſes verrichtet ein Schech in Lobeid, Sultan Themr genannt.*) Es werden gewöhnlich Knaben von 8 bis 9 Jahren zu ihm gebracht und verſtümmelt. Dieſes geſchieht in ſeinem Hofe, wo-

*) Siehe die Hauptſtadt Lobeid.

ſelbſt der arme Knabe wie ein anderes Stück Vieh geſtreckt auf den Boden gelegt wird. Ueber die Füße und Bruſt legt man ihm mit Sand gefüllte Säcke, welche ſo ſchwer ſind, daß der Knabe unter der Laſt kaum Athem ſchöpfen kann. Mit einem Schnitt von unten nach oben mit einem ordinären Barbiermeſſer werden dem Unglücklichen die Geſchlechtstheile herausgeſchnitten, hierauf das Blut mit zerlaſſener Butter geſtillt und ebenfalls fein geſchlagene Baumrinde auf die Wunde gelegt und zur Erhaltung der zum Uriniren erforderlichen Oeffnung ein kleines Stück Blei in der Dicke eines Federkiels hineingeſchoben. Der Patient bleibt 20 Tage lang in der Behandlung und wird ſodann ſeinem Herrn zurückgegeben. Mehr als die Hälfte ſtirbt während der Operation oder während des Marſches nach Aegypten, und nur ſehr wenige langen an dem Ort ihrer Beſtimmung an. Sie ſind auch öfters mehr als das Doppelte theurer wie die gewöhnlichen Sklaven. Der Eunuchen-Schneider erhält für jeden Knaben, den er verſtümmelt, zehn Realen à 15 Piaſter; auch werden ihm öfters zwei Knaben übergeben, von welchen einer dem Eigenthümer zurückgegeben werden muß, während der andere an Zahlungsſtatt gegeben wird. Es werden zwar auch in Sennaar und Oberägypten Verſchnittene gemacht, doch ſind es die von Kobeid, welche man vorzugsweiſe ſucht.

Wenn Jemand ſtirbt, ſo hört man dieſes ſogleich an dem Geſchrei Lu, Lu, Lu, Lu, welches die Weiber anſtimmen und das ſie ſtoßweiſe mit einem nachhaltenden Tone hervorbringen. Nicht nur die Leidtragenden, ſondern auch die gerade zur Zeit anweſenden Weiber ſtimmen in das Klaggeſchrei ein; dieſes dauert bis zum Sonnenuntergang und erneuert ſich des folgenden Tages wieder. Der Verſtorbene wird gewaſchen, in ein weißes Baumwollentuch gehüllt, wenn er ſo viele Mittel hatte, auf einer Trage auf den Begräbnißplatz gebracht und daſelbſt eingeſcharrt. Die hinterbliebenen Weiber weinen noch durch einige Tage und zwar immer in Geſellſchaft ihrer Freundinnen um den Verſtorbenen, bis ſich dann ihr Kummer gelegt hat und ſie, vorzüglich wenn ſie noch jung ſind, aufs neue ſich zu verheirathen wünſchen. Dieſes Klagen iſt nicht allein bei ältern Perſonen gebräuchlich, ſondern wenn ein Kind von wenig Tagen ſtirbt, wird demſelben ebenfalls einige Tage lang gleiche Ehre zu Theil. Die Negerinnen ſind ſowohl für Freude

als Schmerz ſehr empfänglich, und ich habe öfters Weiber geſehen, die ſich aus wahrem Schmerz und nicht bloß zum Schein wie unſinnig im Sand herumwälzten und ſich in die Arme biſſen, daß das Blut herausfloß.

Es gibt Gegenden in Kordofan, wo auch die ackerbauenden Bewohner in einem Jahre zwei verſchiedene Dörfer bewohnen, denn in den fruchtbarſten Strichen mangelt es an vielen Orten, vorzugsweiſe in der trockenen Jahreszeit, gänzlich an Waſſer, und ganze Dörfer ſind genöthigt öfters einige Meilen entfernte Dörfer wieder zu beziehen, wo ſie Ziehbrunnen haben. All' ihr Hausgeräthe überladet keinen Ochſen, und ſo iſt eine ſolche Umſiedlung ſehr bald bewerkſtelligt. Bei denjenigen Stämmen, welche ſich mit Ackerbau beſchäftigen, findet man ſehr wenig Pferde oder Kamele, dagegen deſto mehr Rinder, Schafe und Ziegen. Die Ochſen müſſen daher zum Reiten und Tragen abgerichtet werden. In einigen Dörfern ſind die Rindviehheerden ſehr bedeutend. Wenn nun die Heerden des Dorfes ausgetrieben werden, ſo reitet der Hirt auf einem Ochſen derſelben entweder vor oder nach, jedes Thier hat ſeinen eigenen Namen und wird von dem Hirten, wenn es zurückbleibt oder von der Heerde abſeits tritt, angerufen. Dieſe Thiere hören es genau und folgen gleich. Entfernt ſich aber eines zu weit von der Heerde und hört den Ruf des Hirten nicht, ſo reitet dieſer demſelben nach und bringt es ohne Mühe zurück. Dieſe Hirten reiten ſehr gut und man muß ſich verwundern, wenn man einen derſelben auf den meiſtens ſehr jungen Ochſen im vollen Galopp daher ſprengen ſieht. Sie ſitzen auf dem bloßen Rücken des Thieres und haben nur eine Schnur durch die Naſenlöcher gezogen, welche ihnen als Zaum dient. In vielen Dörfern, welche ſehr iſolirt und von andern weit entfernt ſind, ſo daß ſich die Heerden nicht ſo leicht vermiſchen können, haben dieſe keine Hirten, ſondern wenn in der Frühe die Kühe gemolken ſind, ſo werden die Gehege geöffnet und das Vieh herausgelaſſen; nun gehen alle zu dem Brunnen, wo ſie in ausgehöhlten Baumſtämmen zu trinken erhalten, und wenn alle verſammelt ſind und getrunken haben, geht ein alter Ochſe, welcher den Wegweiſer macht, voran und die ganze Heerde folgt. Es iſt zu verwundern, wie ſie jedesmal pünktlich ihrem Führer folgen, welcher ſie öfters mehr als zwei Stunden weit vom Dorfe auf einen Weideplatz führt und wieder

zurückbringt; das Allermerkwürdigſte iſt aber, daß ſie, ſie mögen eine Viertel- oder zwei Stunden weit entfernt geweſen ſeyn, dennoch pünktlich eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang wieder bei den Brunnen eintreffen. Ich ſah dieſes in dem Dorfe Lebet, wo ich die Heerde mehr als zwei Stunden weit vom Ort entfernt antraf, und zu meiner großen Verwunderung keinen Hirten ſah. Bei meinem Eintreffen im Dorfe erkundigte ich mich ſogleich, was dieſes bedeute, und erhielt die Antwort, daß es ſchon ſeit undenklichen Zeiten in dieſem, ſo wie auch in mehreren andern Dörfern gewöhnlich ſey, daß man die Heerde allein auf die Weide gehen laſſe, und daß ſich höchſt ſelten ein Stück verlaufe. Um jedoch in einem ſo ſeltenen Falle dennoch das verloren gegangene Thier aufſuchen zu können, iſt es nothwendig, in der Frühe, wenn die Heerde auszieht, die Richtung die ſie nehmen zu beobachten. Einige Monate vor meiner Ankunft, ließ ich mir erzählen, blieb eine Kuh von der Heerde zurück; als ſie jedoch in der Nacht auch noch nicht nach Hauſe kam, beſtieg der Eigenthümer bei Tagesanbruch ein Kamel, verſah ſich auf vier Tage mit Waſſer und Brod, ritt der Spur des Weges, den die Heerde den vorhergehenden Tag genommen hatte, nach, und gelangte richtig zum Weidplatze; er umritt ſolchen in allen Richtungen und fand die Spur eines Kamels und einer Kuh, verfolgte dieſe zwei Tage lang, bis ſie ihn zu einem Lager der Kabobiſch brachte, woſelbſt er auch wirklich ſeine Kuh noch lebend fand und ſie ohne den geringſten Anſtand ausgeliefert erhielt. Die Kühe, welche im ganzen Lande nur zweimal des Tags und zwar früh bei Sonnenaufgang und des Abends gemolken werden, geben ſehr wenig Milch, und dieſe wird ſchon nach einer Stunde ſauer und dick; hieran iſt wohl am meiſten ſchuld, daß die Binſenkörbchen, in welche die Milch gemolken wird, nie rein ausgewaſchen werden können, und es daher unmöglich iſt, die Milch längere Zeit aufzubewahren. Das Buttermachen geſchieht ſehr ſchnell und ohne große Schwierigkeiten, denn ſobald die Milch gemolken iſt, wird ſolche in lederne Schläuche gethan, dieſe an ein Holz angebunden, hin und her gerüttelt und in kurzer Zeit iſt die Butter fertig; auch pflegt man eine kleine gelbe Frucht der Milch beizugeben, welche das Buttern ſehr befördert. In vielen Dörfern wird jede Woche einmal Markt gehalten, wo ſich ein jeder mit dem Erforderlichen verſehen muß, weil ſonſt an andern Tagen nichts

zu finden iſt, was vorzüglich mit Tabak der Fall iſt — ein Artikel, der für Viele mehr Werth hat, als Lebensmittel. Einen Beweis hievon mag Nachſtehendes liefern. In einem Dorfe, wo gewöhnlich Wochenmarkt gehalten wird, brach ein Feuer aus und die Hütte eines alten Mannes verbrannte mit Stumpf und Stiel. Von der Ferne zuſehend tröſtete ſich dieſer mit einem Allah-Kerim (Gott iſt gnädig). Später kam er auf mich zu, und ich, eine Jeremiade erwartend, hatte ſchon ein kleines Geſchenk für ihn in Bereitſchaft; doch wie wunderte ich mich, als er letzteres zurückwies und mich nur bat, ihm eine Handvoll Tabak zu ſchenken, da ihm ſein ganzer Vorrath mit verbrannt wäre.

Die Kordofaner ſind ein ſehr gutmüthiges Volk, und man findet überall auf der Reiſe eine herzliche und freundſchaftliche Aufnahme. Langt man des Mittags oder Abends in einem Dorfe an, ſo ſucht man ſich nach Belieben eine Hütte aus, welche die Bewohner auch ſogleich verlaſſen und ganz zur Dispoſition des Gaſtes laſſen. Sie ſelbſt begnügen ſich zu ihrem nächſten Nachbar zu gehen, oder ſie bringen, wenn es das Wetter erlaubt, die ganze Zeit im Freien zu. Wenn man auch ihre Koſt nicht verachtet, ſo hat man keinen Pfennig Auslagen, weder für ſich noch für den Bedienten und Kamele, welche ihr Futter unweit des Dorfes finden. Alle Dienſte, die man von ihnen verlangt, leiſten ſie gerne und ohne den geringſten Widerſpruch, und von dem läſtigen „Bakſchiſch" der Aegyptier hört man hier nichts. Das einzige, was dem Fremden läſtig fällt, iſt, daß ſie bald nach ſeiner Ankunft ſich in Menge einfinden und ihren Beſuch abſtatten. Der Richter und die angeſehenen Perſonen des Dorfes treten in die Hütte ein und die übrigen lagern ſich im Freien herum. Nun fangen vorerſt die Begrüßungen an, und ſodann werden hundert Fragen geſtellt, wo man herkomme, wohin man reiſe, was einem unterwegs begegnet ſey, ob man von keinem neuen Kriege und dergleichen hört, kurz ſie laſſen einen gar nicht zu Athem kommen, und kaum daß man mit einer Antwort fertig iſt, ſind ſchon zehn andere Fragen neuerdings geſtellt. Noch ärger geht es aber dem Bedienten, von dem man alles zu erforſchen ſucht; man fragt ihn, wer der Fremde ſey, ob es eine vornehme Perſon wäre, von welcher Nation und was noch ſonſt wiſſenswerth iſt; hört man, daß es ein Franke ſey, dann wird der Zudrang erſt recht groß. Alle Kranken des Dorfes

werden herbeigeſchleppt und für ſolche Rath und Medicin verlangt. Alles Proteſtiren, man ſey kein Arzt, hilft nichts, denn ein Franke muß es ſeyn, und da bleibt nun nichts Anderes übrig, als einem jeden, wenn man ſonſt keine gewöhnlichen Hausmittel anwenden will, mit der Hoffnung auf den lieben Gott zu tröſten. Eine beſondere Freude wird ihnen erzeugt, wenn man Kaffee mit Zucker aufwartet oder wenigſtens eine Pfeife guten Tabak bringen läßt. Ein jeder macht nur einige Züge aus derſelben und reicht ſolche ſeinem Nachbar, und ſo geht die Pfeife immer in der Runde herum. Doch darf man nicht glauben, daß ſie ſich, wenn die Pfeife leer und der Kaffee ausgetrunken iſt, wieder entfernen, im Gegentheil ſie werden nur geſprächiger, da die erſte Scheu ſich verloren hat, und man hat kein anderes Mittel dieſer läſtigen Beſuche ſich zu entledigen, als die Stellung anzunehmen, wie wenn man vor allzu großer Müdigkeit vom Schlafe befallen würde. Sehen ſie nun, daß man die Augen ſchließt, ſo ſtehen alle ſogleich auf und entfernen ſich ſo ſtille aus der Hütte, daß man es kaum wahrnimmt. Hat man nun die Männer einmal los, ſo hat man noch nicht das Aergſte überſtanden, denn nun kommen die Weiber, welche von der Neugierde geplagt ſind, einen Franken zu ſehen. Sie ſammeln ſich gewöhnlich in einer Entfernung von der Hütte die man bewohnt, und warten mit Sehnſucht auf den Augenblick, bis man aus der Hütte tritt und ſich ihnen zeigt; anfangs ſcheuen ſie ſich näher zu treten, doch es bedarf nur eine kurze Zeit oder ein Stück Zucker, welches man ihren Kindern gibt, und ſie werden ſo bekannt als wenn man Jahre lang unter ihnen gelebt hätte. Diejenigen Dörfer, welche auf der Straße nach Dongola oder Kartum liegen, ſind wegen der häufigen Durchmärſche der Truppen, und vorzüglich bei den immerwährenden Reiſen der türkiſchen Officiere ſehr geplagt. Letztere, wenn ſie in einem Ort ankommen, nehmen ſogleich von der beſten ihnen geſtatteten Hütte Beſitz; den Einwohnern wird keine Zeit gelaſſen ihre wenigen Habſeligkeiten herauszunehmen, denn mit Peitſchenhieben jagt man ſie hinaus, und alle Schimpfworte, die nur exiſtiren, werden den armen Leuten zu Theil; ſodann wird mit einem befehlenden Ton alles, was man an Lebensmitteln benöthigt iſt, verlangt, und wehe wenn es nicht gleich herbeigeſchafft wird; dann gibt es von neuem Peitſchenhiebe, und Hühner, Tauben u. dgl., was nicht

gutwillig verabfolgt wird, wird von dem Officier oder deſſen Bedienten auf der Straße vor den Häuſern zuſammen geſchoſſen. Von einer Bezahlung iſt keine Rede, und deßwegen trifft man in dieſen Orten, welche den öftern Durchmärſchen der Aegyptier ausgeſetzt ſind, ſehr wenig Geflügel oder ſonſtige Lebensmittel, denn es wird alles verborgen gehalten. Erfahren ſie aber, daß der Reiſende ein Franke ſey, ſo wird ihm alles gegeben, was er nur verlangt, und alle Preiſe, welche ſie verlangen, ſind ſehr billig, ja manchmal nehmen ſie gar nichts an. Auch bieten ſie alles auf, dem Fremden das zu ſeiner Weiterreiſe Erforderliche herbeizuſchaffen, wogegen die Türken ſehr oft an vielem Mangel leiden müſſen. Ueberhaupt ſind die Kordofaner, wenn man ſie nur ein wenig beſſer behandeln möchte, das gutmüthigſte Volk von der Welt, und von ihren Nachbarn in Sennaar, welche doch einer und derſelben Regierung angehören und beide unter demſelben Breitengrade liegen, ja großentheils von demſelben Stamme ſind, ſehr verſchieden.

Nur diejenigen Dörfer, welche an den Gränzen ſind, machen eine Ausnahme, und ſtehen bei ihren eigenen Landsleuten nicht im beſten Rufe. Beſonders ſind es Haraza an der Straße nach Dongola, Lebet an der Straße nach Kartum, und Caecie an der Straße nach Darfur, wo ſich der Reiſende beſonders in Acht zu nehmen hat; der letztgenannte Ort iſt jedoch der ſchlechteſte unter allen. In Haraza hatte ich ſelbſt bei meiner Durchreiſe einen Auftritt, der von ernſten Folgen hätte ſeyn können, wenn nicht mein Bedienter mit einer Nothlüge den älteſten Sohn des Schechs in Furcht geſetzt hätte. Es iſt nothwendig ſich in dieſem Ort mit Trinkwaſſer zu verſehen, weil man bis nach dem zwei kleine Tagreiſen entfernten Katsmär keines antrifft, und auch die, welche nach Dongola reiſen, müſſen Vorrath an Waſſer bis zu den Felſenhöhlen in Semmeria einnehmen. Der Schech des Orts, welcher der Eigenthümer aller Brunnen zu ſeyn ſich dünkt, läßt dieſes nur gegen Geld verabfolgen, und die Djelabi müſſen ihm gewöhnlich 1 bis 5 Thlr. zahlen, wenn ſie ihre Waſſerſchläuche füllen wollen. Als ich nun Waſſer verlangte, forderte er mir 6 Thlr. ab, denn er glaubte ein Franke müſſe ohne weiteres mehr bezahlen, und war auch auf keine Widerrede gefaßt, weil er mich nur mit einem Bedienten allein ſah; da ich jedoch ſchon vorher dieſe willkürlichen

Erpreſſungen kannte, auch mir Andere den Rath gaben, denſelben keinesfalls mich zu unterwerfen, weil er kein Recht habe, das Waſſer, welches Eigenthum des Gouvernements ſey, für ſeine Rechnung zu verkaufen, ſo verweigerte ich ihm feſt die verlangte Summe, worauf er mir nach langem Hin- und Herreden endlich Waſſer aus einem Brunnen geben ließ, welches ſo ſchlecht war, daß es nicht einmal die Kamele trinken wollten. Sobald ich dieß von meinem Bedienten erfuhr, befahl ich dieſes Waſſer ſogleich auszuſchütten und verlangte von dem Schech ein gutes Trinkwaſſer, um ſo mehr, als ich wußte, daß es gute Brunnen gebe. Allein dieſer wollte mir keines mehr geben, auch von dem ſchlechten nichts mehr. Ich war nun ſo erzürnt über das freche Betragen dieſes Menſchen, daß ich meine Piſtole aus dem Gürtel zog und ihm ſolche mit der Drohung auf die Bruſt ſetzte, ihn ſogleich niederzuſchießen, wenn er nicht augenblicklich den Befehl gebe, mir das zu meiner Reiſe nothwendige Waſſer aus dem guten Brunnen zu verabfolgen. Mein Bedienter bat mich nicht zu ſchießen, nahm den Sohn des Schechs auf die Seite und ſprach leiſe zu ihm, daß er mir nicht trauen dürfe, indem ich vor 12 Tagen ebenfalls einen Schech in Dongola erſchoſſen hätte, weil er mir einen ähnlichen Anſtand gemacht hatte, und daß ich als Franke vollkommen Recht habe jeden, der ſich meinen rechtmäßigen Forderungen widerſetze, niederzumachen; dieß wirkte, und der früher ſo widerſpänſtige Menſch bat mich um Verzeihung und erſuchte mich zugleich in meine Wohnung zu gehen, wo ich in kurzer Zeit das verlangte gute Waſſer erhalten werde. Dieß geſchah auch wirklich, und außerdem erhielt ich noch von demſelben einen fetten Hammel zu meiner Reiſe, wofür er durchaus keine Zahlung annahm, und mich überhaupt in allem was ich noch verlangte, nach Wunſch befriedigte.

Dieſer Schech hat viele und zur Giraffenjagd ſehr gut abgerichtete Pferde, und durch ihn wurden die meiſten Giraffen, welche nach Europa und Amerika kamen, eingefangen; als ich dort war, hatte er 24 lebendige Söhne und Töchter. Es iſt ſehr nothwendig, wenn man eine Reiſe nach Kordofan unternehmen will, vorerſt gehörig die Charaktere der verſchiedenen Nationen, welche dieß Land bewohnen, zu ſtudiren und ſie auch danach zu behandeln, denn was bei einem durch Strenge und Furcht erzweckt wird,

kann bei einem andern nur durch besonders freundliches und einschmeichelndes Benehmen erreicht werden, wogegen man im entgegengesetzten Fall das Schlimmste zu erwarten hätte. Vorzüglich sind es die Neger, die man besonders mit Güte behandeln muß, wogegen bei den Arabern und Dongolawi Strenge und Furcht nothwendig wird. Ich habe während meiner 19monatlichen Reisen in diesen verschiedenen Ländern mehr auszustehen gehabt und daher mehr erfahren, als jene Reisende, welche auch in diese Länder kamen, aber solche nur in Begleitung von Militär und einer Menge Kawassen, Bedienten und sonstigen Reisegefährten wie durchflogen, wogegen ich einen einzigen Bedienten, und die letzte Zeit gar keinen hatte. Oft mußte ich die größten Qualen des Hungers und Durstes erleiden, und eine kurze Zeit mit Heuschrecken und schlechtem Kamelfleisch — an Brod war gar nicht zu denken — vorlieb nehmen. Einmal war ich 36 Stunden ohne Wasser, so weit mein Auge reichte, sah ich nur Sand und Firmament, kein Wurm belebte die traurige Oede, Gerippe von Menschen und Kamelen lagen als Denkmäler des Elends umher zerstreut; ein heißer Wind wühlte glühenden Sand auf, daß die Sonne sich verdunkelte, und ich bei jedem Schritt mein Grab zu finden erwartete; einer unserer Kameltreiber, ganz entkräftet, fand hier sein Grab, und der von dem Winde aufgetriebene Wüstensand bedeckte in kurzer Zeit seine Gebeine. Auf meiner Flucht aus Kordofan nach Sennaar fehlte mir öfters der Schlaf, der so vieles vergessen macht. Was mußte ich nicht erdulden auf meiner Rückreise durch die schreckliche Wüste von Abuhamed nach Krusko am Nil? Die Mittel fehlten mir um ein zweites Kamel anzuschaffen. Auf meinem einzigen Kamele hatte ich meine Sachen und die Schläuche mit Trinkwasser, das Kamel war zu stark geladen, daher konnte ich nicht aufsitzen, und war zwei ganze Tage lang genöthigt, täglich 21 Stunden zu Fuß der Karawane zu folgen in diesem Sande und in der brennenden Hitze. Der Mensch überwindet viel, ja mehr als man glauben kann. Nach 8 Tagen langte ich in Krusko an, wo ich den Naturforscher Hrn. Kotschy antraf; nur er weiß es, wie entkräftet, verhungert und verdurstet ich in seinem Zelte ankam, wo er mich drei Tage lang erquickte, denn er kam von Cairo. *)

*) Es versteht sich von selbst, daß diese mit Provision versehen sind, hin-

Ich habe daher alles aufbieten und mich in manche herbe Lage ſchicken müſſen, um wieder lebend herauszukommen. Freilich iſt es bei der Strenge des Gouvernements nicht ſo leicht möglich, daß einem Reiſenden, welcher noch überdieß mit einem Paſſe von letzterm verſehen iſt, vorzüglich im Innern des Landes ein Leid widerfahre, dagegen aber hat man an den Gränzen, vorzüglich gegen Darfur und Takele, alles Schlimme zu erwarten, denn wer fragt danach, wenn ein einzelner Reiſender von dieſen öfters nomadiſch herumziehenden Völkern ausgeplündert oder gar umgebracht wird. Es müßte ein außerordentlicher Zufall eintreten, daß man die Spur eines Einzelnen, der verloren ging, auffinden ſollte, da keiner den andern verräth; es iſt daher ſehr nothwendig, ſich in den Charakter dieſer Leute einzuſtudiren, damit man nie Gefahr laufe mit ihnen in Colliſionen zu kommen. Ich erwähne nur einen Vorfall, der am weißen Nil an der Gränze der Schelluk ſich ereignete, und mir und meinem Bedienten leicht das Leben gekoſtet hätte; nur dadurch, daß ich den Charakter dieſer Menſchen genau kannte, half ich mir aus der Verlegenheit, indem ich ihnen ihre ſchwache Seite abgewann. Ich hatte am Ufer des Nils mein Zelt aufgeſchlagen und ſchickte meinen Bedienten aus, um das für die Nacht erforderliche Brennholz zu holen; denn es iſt nothwendig, daß man in dieſen Gegenden, wenn man im Freien am Ufer campirt, die ganze Nacht ein Feuer unterhalte, theils wegen der Krokodile, welche hier in Unzahl zu treffen und die ſehr gefährlich ſind, theils wegen der Nilpferde; obwohl letztere einem nichts zu Leide thun, ſo iſt dennoch ihre Bekanntſchaft nicht angenehm; zudem könnten Löwen und andere Raubthiere bei der Nacht nicht ganz angenehme Beſuche abſtatten, und man kann ſie nur durch ein Feuer, das man die ganze Nacht brennen laſſen muß, entfernt halten. Zu gleicher Zeit, als mein Bedienter ausging um ſich nach Holz umzuſehen, kam ein Boot mit Holz beladen und von einem Neger gerudert über den Fluß herüber und

---

gegen jene welche aus der Belled-Sudan kommen nur mit rothen Linſen zurückkehren. Ein ſonderbarer Zufall führte uns beide in fünf Jahren in drei Welttheilen ſchon das fünftemal ganz unerwartet zuſammen; das letztemal auf der Inſel Cypern am Ende des verfloſſenen Jahrs in einem elenden Dorfe.

landete gerade unweit meines Zeltes. Mein Bedienter ging sogleich auf diesen Neger zu und verlangte von ihm eine Quantität Holz, weil in der Nähe keines zu finden war. Der gutmüthige Neger gab ihm sogleich die Hälfte seines Vorraths, allein mein unbescheidener Diener verlangte, als ich mich entfernt hatte, noch mehr, was aber der Neger geradeswegs abschlug; hierauf schimpfte der Bediente und sein Gegner war auch nicht stumm geblieben, bis sich beide zu balgen anfingen. Allein der Neger, als der viel stärkere, prügelte meinen Bedienten tüchtig durch, welcher nun zu schreien anfing. Ich erblickte diese Balgerei, und da ich das Vorgefallene nicht wußte, sondern bloß meinen Bedienten unterliegen sah, nahm ich meine Doppelflinte, schlug auf den Neger an und gebot ihm denselben loszulassen; er sprang sogleich auf, ergriff seine Lanze und schleuderte solche, ehe ich nur bemerken konnte was er zu thun willens war, gegen mich, doch zum Glück streifte diese nur meine türkischen Pumphosen. Er war jetzt ohne Waffe, und ich legte abermals mein Gewehr auf ihn an. Der Neger blieb ruhig und sagte bloß: „schieß zu, ich sterbe, und was ist dieses!" Ich sah, daß mit Furcht bei ihm nichts auszurichten sey, legte mein Gewehr nieder, ging auf ihn zu und fragte ihn um den ganzen Hergang der Sache, worauf er mir alles erzählte. Als ich nun das Unrecht meines Bedienten einsah, wollte ich den Neger besänftigen, indem ich ihn versicherte, daß ich meinen Bedienten schon bestrafen würde. Allein all mein Zureden half nichts, der Schaum stand dem Neger vor dem Munde, und er erwiederte mir, daß wir beide es noch fühlen sollten. Da er aber sah, daß er allein zu schwach sey, um gegen uns zwei aufzutreten, lief er schnell davon, indem er sein Lu, Lu, Lu *) weit hinaus erschallen ließ. Dieses war für uns kein gutes Zeichen, und setzte uns in keinen geringen Schrecken. An Flucht war gar nicht zu denken, indem wir auf keinen Fall entkommen wären, und so ersann ich

*) Lu, Lu, Lu, Lu; dieses Geschrei hat eine dreifache Bedeutung, nämlich für Freude, Leid und Aufruf bei Gefahr, so wie Aufmunterung zum Kampfe. Nur die Betonung dieser Laute zeigt eines oder das andere an und läßt sich nur durch ein öfteres Hören erkennen, nicht aber beschreiben.

ein Mittel, um wenigſtens einen Ableiter gegen die erſte Wuth unſerer Feinde zu haben. Ich band meinem Bedienten mit einem Stricke die Füße und Hände, legte ihn auf die Erde und nahm einen naheliegenden Baumaſt in die Hand, indem ich zugleich mich ſtellte als ob ich den Bedienten ganz unbarmherzig ſchlüge; dieſer ſpielte ſeine Rolle auch ſehr gut, und ſchrie als wenn er am Spieße ſtäke, wenn ich nur die leiſeſte Bewegung mit der Hand machte, denn ſchon ſahen wir von weitem eine Maſſe Menſchen auf uns zulaufen, deren Lanzen in der Abendſonne ſchimmerten, und das Geſchrei der Weiber, welche den Männern nachfolgten, verhieß uns nichts Gutes; doch je näher ſie herbeikamen, deſto beſſer ſpielten wir unſere Rollen, und mein Bedienter konnte vor Schreien kaum mehr athmen. Nun riefen mir die nächſten zu einzuhalten, und als ich dieſes ſogleich befolgte, krümmte ſich mein Diener wie wahnſinnig im Sande herum. Der Neger, welcher die Veranlaſſung zu der ganzen Scene gab, trat auf mich zu, nahm mich bei der Hand und ſprach: „habe keine Furcht, es wird dir nichts Leides geſchehen, weil du das Unrecht, das mir dein Bedienter zufügte, eingeſehen und ihn hiefür beſtraft haſt.“ Ein ältlicher Mann band ſogleich die Stricke von den Händen und Füßen des Inquiſiten los, und kam mit mehreren andern auf mich zu, um über das Ganze ſich aufklären zu laſſen. Es waren Bakara. *) Ich ließ den alten Mann mit dem mehr beſprochenen Neger in mein Zelt eintreten, auch mehrere andere folgten nach, worauf ich ihnen Kaffee zu trinken gab und ſie aus meiner Pfeife rauchen ließ. Da war die Freundſchaft gleich wieder hergeſtellt und alles beſänftigt. Man frug wo ich herkam und wohin ich reiſe, das Geſpräch lenkte ſich auch auf andere Gegenſtände, und als endlich die Nacht eintrat, entfernten ſie ſich nach und nach alle bis auf fünf Männer, welche die ganze Nacht bei mir als Wache blieben, in Geſellſchaft einige Töpfe Meriſſa austranken und das Feuer unterhielten, wobei das Holz, welches die Urſache zu dem ganzen Auftritt war, auch ganz verbrannt wurde. Des Morgens als ſie von mir ſchieden, gaben ſie mir noch eine junge Gazelle auf die Reiſe.

*) Bakara ſind Araberſtämme und treiben Hornviehzucht.

Ich kann die Gastfreundschaft und das herzliche Benehmen der Kordofaner nicht genug loben, und habe so viele Beweise ihrer besondern Güte erhalten, daß ich in meinem eigenen Vaterlande und von meinen nächsten Verwandten nichts Besseres erwarten könnte, vorzüglich als ich das Unglück hatte, in der Wüste zu erkranken und nicht mehr die Kraft hatte, auf dem Kamele zu sitzen ohne herunter zu fallen; ich lag erschöpft auf dem Sande, bis mir vom nächsten Dorfe Hülfe geleistet wurde; zum Glück war das Dorf nur eine halbe Stunde entfernt, ein gutmüthiger Bewohner trug mich in seine Hütte, und 30 Tage lang brachte ich in derselben im Bette zu. Ich kann die Theilnahme dieser gutmüthigen Leute, welche sie bei meinen Leiden bezeigten, nicht beschreiben. Einer überbot den andern um mir einen Dienst erweisen zu können. Tag und Nacht saßen einige Weiber und Mädchen abwechselnd an meinem Bette, von denen mir eine des Tags die Fliegen abwedelte und eine andere mit einem Fächer von Straußenfedern Luft machte; die Hitze war öfters 40° R. in meiner Hütte weil sie keine Zugluft hatte. Besonders war es eine junge schöne Sklavin, Agami genannt, welche eine solche Theilnahme für mich zeigte, daß sie öfters Thränen vergoß wenn sie meine Leiden sah. Alle meine Medicamente, die ich aus Vorsorge bei mir hatte, thaten keine Wirkung, ich lag fortwährend im Fieber und war schon nach fünf Tagen so schwach, daß ich mich nicht mehr bewegen konnte, und die guten Weiber mich in und aus dem Bette heben mußten; ich war schon fest überzeugt daß ich meinem gewissen Tode entgegen gehe. Da nun keine Besserung zu sehen war, so band man mir Amuletten an die Arme, legte mir einige unter den Kopf und suchte hiedurch die Krankheit zu heben; ich ließ dieß alles gern geschehen, um nur die guten Leute nicht zu kränken, und man hatte sogar, als meine Krankheit gar nicht nachlassen wollte, aus einem nahen Dorfe eine berühmte Wahrsagerin geholt, welche nun ihre Muschel in den Sand warf und heraus-prophezeite, daß der Franke noch nicht sterben werde. Sobald sich nun diese entfernt hatte, nahmen mich die Weiber aus dem Bett heraus, setzten mich mit dem Rücken gegen die Thür auf ein Bund Stroh, zogen mir mein Hemd aus, und faßten mich, da ich so schwach war daß ich nicht aufrecht sitzen konnte, unter den Armen. Plötzlich fühlte ich eine Erschütterung an meinem ganzen

Körper daß mir beinahe der Athem ausging, denn man hatte mir einen ganzen Binsenkorb voll kaltes Brunnenwasser über meinen erhitzten Körper gegossen. Hundert andere wären augenblicklich daran gestorben, doch meine etwas festere Constitution widerstand. Ich wurde sogleich abgetrocknet, wieder in das Bett gelegt und sofort mit mehreren leeren Säcken und Schaffellen zugedeckt. Ich fühlte mich etwas besser und gerieth in einen Schlaf, den ich schon lange Zeit entbehrt hatte. Als ich erwachte, sagten mir die Weiber, ich hätte nur sehr wenig geschwitzt und man müsse das Douchebad wiederholen, damit ich recht in Schweiß gerathe; ich ließ dieses Wagstück nochmals geschehen, weil ich keine andere Wahl hatte. Hierauf wurde auf die nämliche Art wie früher verfahren, was mich aber nicht mehr so erschütterte, weil ich schon darauf vorbereitet war. Ich gerieth nunmehr auf dieses Bad in einen solchen Schweiß, daß ich mich nach dem Aufwachen neuerdings in einem Bade zu befinden glaubte. Doch dadurch brach sich meine Krankheit und ich fühlte mich so gestärkt, daß ich das Bett verlassen und im Schatten der Dompalmen einige Zeit herum gehen konnte. Sobald als sich die Kunde im Dorfe verbreitete, daß ich mich besserte, kamen alle zu mir mich zu begrüßen, und mir zu meiner Genesung Glück zu wünschen. Des Nachts wurde vor meiner Hütte ein Feuer angezündet und getanzt, wodurch man mir die große Freude, welche ihnen meine Genesung verursacht habe, bezeugen wollte; ich ließ Merissa herbeiholen und alles war froh und munter. Meine Gesundheit kehrte nunmehr eben so schnell zurück, so daß ich nach einiger Zeit meine Reise wieder antreten konnte. Es wird mir ewig unvergeßlich bleiben, was ich diesen guten Menschen zu verdanken habe, welche ohne alles Interesse und aus wahrer Nächstenliebe sich meiner in einer so traurigen Lage annahmen.

Fünftes Capitel.

Charakter der Einwohner.

Man findet nicht so leicht ein Land, in welchem die Einwohner so verschiedene und gegen einander so grell abstechende Charaktere haben als in Kordofan, denn öfters wenn man nur eine

halbe Tagreiſe weit von einer Gegend zur andern gelangt, ſo geräth man in Verſuchung zu glauben, daß es ſchon ein anderes Land ſey, welches eine von dem erſteren ganz verſchiedene Regierung und Religion habe. Nur ein kleiner Unterſchied in der Race der Einwohner, und der Charakter iſt ſchon ganz anders. Man findet eigentlich drei von einander ſchroff getrennte Racen, nämlich die eigentlichen Neger als die Ureinwohner, dann die Araber oder freien Leute, zu welchen auch die Bakkara gehören, und endlich die aus Dongola Eingewanderten. Die Neger, welche ſich mit Ausnahme vieler Sklaven zum Islam bekennen, und faſt in allen fünf Kreiſen vertheilt angetroffen werden, treiben vorzüglich Ackerbau, weßhalb ſie auch weniger Bedürfniſſe haben und kennen als die, welche Handel treiben und ſohin durch ihre Reiſen ſchon auf manche Bequemlichkeit aufmerkſam wurden, welche ihnen jetzt Bedürfniß geworden iſt. Dieſe Neger, vorzugsweiſe Nuba, haben einen gutmüthigen Charakter, ſind ſehr gaſtfreundlich, lieben ihre Kinder außerordentlich und beſitzen Ehrgefühl; in ihrem Benehmen ſind ſie ſehr redlich, und hat man es mit einem derſelben zu thun, ſo kann man verſichert ſeyn, nicht übervortheilt zu werden, auch hat man in ihren Wohnungen weniger zu befürchten als in ſo manchen andern viel ſicherer ſcheinenden europäiſchen Orten. Sie ſind treue Freunde und ſtehen einander in allen Nöthen bei; ſie lieben ihr Vaterland über alles, und nur die äußerſte Bedrückung, wie es der Fall unter der Regierung des Defterdars war, konnte einige Dörfer zwingen ihr Vaterland zu verlaſſen. Werden ſie jedoch erzürnt, ſo achten ſie dann auch ihr Leben nicht um ſich nur rächen zu können, aber bei ihrer Gutmüthigkeit iſt dieß ein äußerſt ſeltener Fall, und wenn man ſieht daß ein ſolcher Neger in Wuth geräth, ſo darf man nur gute Worte und keinesfalls Strenge anwenden um ſie wieder zu beſänftigen; es iſt daher ſehr nothwendig, ſie wie kleine Kinder zu behandeln. Ihre Geiſtesfähigkeiten ſind jedoch ſehr beſchränkt, und ſie ſtehen eigentlich zu ſagen auf der unterſten Stufe. Auch iſt nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß ſie je an Geiſtesbildung vorwärts ſchreiten werden, denn wie etwas vor hundert Jahren geſchah, ſo machen ſie es auch noch jetzt. Ihre Wohnungen, ihre Geräthe, kurz alles iſt eben ſo wie es zu Zeiten ihrer Voreltern war; man ſieht auch an allen ihren Arbeiten, daß ſie ſolche ganz

ſo verrichten wie es früher der Fall war, und auf eine Verbeſſerung eines oder des andern Gegenſtandes oder Aufſuchen neuer Gegenſtände zu denken, kommt ihnen gar nicht in Sinn. Es iſt dieß um ſo mehr zu verwundern, als dieſe Neger mei Ackerbauer ſind, feſte Wohnplätze haben und daher, wie doch ſo viele andere zuerſt auf ähnlicher Stufe der Bildung geſtandene Völker, nach und nach ſich vervollkommnen könnten; allein hier findet man einen fortwährenden Stillſtand in der Ausbildung. Man trifft wohl unter ihnen einzelne an, die etwas leſen und ſchreiben können, doch das will gar nichts ſagen, und ſohin ſteht bei ihnen noch alles in tiefem Dunkel. Auch trägt das Klima zu dieſer Stumpfheit des Geiſtes nicht wenig bei, und es iſt eine erwieſene Sache, daß ſelbſt Europäer, wenn ſie mehrere Jahre in dieſen Ländern zugebracht haben, an ihren Geiſteskräften ſehr leiden, und mit der Zeit vieles vergeſſen. Den Negern ſteckt aber dieſe Unempfindlichkeit ſchon im Blut, und es iſt daher unwahrſcheinlich, daß ſie je auf eine höhere Stufe der Civiliſation kommen werden; Weſtafrika kann vielleicht eine Ausnahme machen.

Dieſe Menſchen ſind, wenn ſie bekannt werden, ſehr treuherzig und machen aus ihren Handlungen ſelten, und auch erſt dann ein Geheimniß, wenn ſie durch eine Mittheilung ihr perſönliches oder auch das allgemeine Intereſſe gefährdet glauben. Desſelben Charakters ſind auch die Einwohner gleicher Race in den angränzenden Ländern, was man vorzüglich an den Sklaven, welche daher gebracht werden, zu bemerken Gelegenheit findet. Dieſe Sklaven ſind meiſtens Heiden, und dieß iſt eigentlich die Haupturſache, weßhalb ſie und die ihnen verwandten Stämme etwas härter behandelt werden. Bekennen ſie ſich jedoch mit der Zeit zum Islam, ſo werden ſie, wenn auch nicht frei, doch ſchon mehr als zur Familie gehörig behandelt. Das Loos dieſer Unglücklichen iſt aber auch ſchrecklich, denn ihres beſten Gutes, der Freiheit, beraubt, müſſen ſie auch alle ſchweren Arbeiten und zwar in Feſſeln verrichten, welche man ihnen anlegt um ſie an der Flucht in ihre oft ſehr nahen heimathlichen Gebirge zu hindern. Dieſe Feſſeln ſind jedoch nicht ſo wie bei uns die ſogenannten Springeiſen der Sträflinge, ſondern beſtehen aus einem Ringe an beiden Füßen, welche durch eine eiſerne Spange auseinander gehalten ſind, die ſich in zwei kleinen, an die größeren angebrachten Ringen bewegt, und dem

Sklaven nur einen Schritt machen läßt, ohne daß er je die Füße zusammenbringen kann. Die großen Ringe sind auf einer Seite so weit offen, daß das Fußgelenk hineingehen kann, und werden sodann aus Mangel eines Hammers mit einem Steine zusammengeschlagen, wozu man den Sklaven auf die Erde legt und ihm unter den Fuß einen Stein schiebt, welcher als Amboß dient. Es wird wohl alle mögliche Vorsicht hiebei angewandt, allein bei jedem Schlag empfindet der Unglückliche einen Schmerz. Man findet auch einige, doch höchst selten, welche Schlösser haben. Um die Ringe werden Fetzen herumgewickelt, damit der Fuß durch das Eisen nicht wund gerieben werde. Noch größeren Schmerz aber erleiden die Sklaven beim Abnehmen der Eisen ohne Schlösser. Denn da wird die eine Seite des Ringes an einen Baum angebunden, der Sklave legt sich auf den Rücken, und nun ziehen mittelst eines an der entgegengesetzten Seite angebrachten zweiten Strickes ungefähr acht Personen so lange, bis der Ring eine solche Oeffnung erhält, daß der Fuß heraus kann; es dauert manchmal eine Viertelstunde, bevor diese Ringe abgenommen sind.

Diese Neger sind im Anfang ihrer Sklaverei meist sehr ernst, sprechen, außer wenn sie gefragt werden, sehr wenig, und ihre Gedanken sind fortwährend an die Heimath gefesselt; sie ersinnen alle möglichen Mittel um sich flüchten zu können, und darum legt man ihnen auch die Eisen an. Es sind durchgehends starke Männer, welche zum Ackerbau verwendet werden, und nur wenige von dieser Gattung kommen nach Aegypten. Viele von ihnen wissen, daß der Urin mit der Zeit das Eisen durchfrißt, und so gelingt es auch daß sie nach und nach sich der Fesseln entledigen und sodann die Flucht ergreifen; ein Neger, welcher auf diese Art sich befreite, erzählte mir dieses selbst, doch leider mißlang seine Flucht, denn er wurde wieder ergriffen und zurückgebracht. Er hatte 14 volle Monate gebraucht, bis das Eisen so mürbe war, daß er es mit einem Stein vollends abschlagen konnte. Es gibt auch mehrere welche keine Fesseln tragen, vorzüglich jene, welche schon längere Jahre bei einem Herrn und sohin genau gekannt sind, und doch trifft es sich, daß auch diese nach vielen Jahren ein Heimweh empfinden und die Flucht ergreifen. Während meiner Anwesenheit geschah es selbst, daß ein solcher, der bereits 7 Jahre

lang im Hauſe ohne Feſſeln ging, plötzlich ohne eine Urſache zu haben die Flucht ergriff. Ein anderer Sklave, welcher Feſſeln trug, bot ſich bei ſeinem Herrn an, den Entlaufenen zurückzubringen, wenn er dann keine Feſſeln mehr tragen dürfe, und betheuerte hiebei, daß er lebenslang ſein Sklave bleiben wolle und ſeine Freiheit nicht verlange. Der Herr war freilich etwas unſchlüſſig, doch wagte er es, ließ den Sklaven, dem er noch ein Kamel mitgab, ausziehen, und wirklich brachte dieſer in kurzer Zeit den Flüchtling zurück. Der Herr hielt ſein Wort, nahm ihm die Feſſeln ab und kaufte ihm eine Sklavin zum Weibe, wogegen der Entlaufene in Feſſeln geſchmiedet wurde. Die Mädchen gehen frei herum, weil man nicht ſo leicht befürchten darf, daß ſie entlaufen, indem ſie doch in Bälde zurückgebracht würden, da ſie zu furchtſam ſind und ſogleich in den nächſten Orten erkannt würden. Doch geſchieht es auch daß ſie entkommen, was ich einmal ſelbſt erlebte. Ein Sklavenhändler in Lobeid hatte acht Mädchen in einem Hauſe beiſammen, welche nach Cairo beſtimmt waren und welche er in einem Zimmer, das keine Fenſter hatte, eingeſperrt hielt. Um jedoch noch ſicherer zu ſeyn, ſtellte er Nachts ſein Angareb quer vor die Thüre und ſchlief darauf; doch wie erſchrack er, als in der Frühe alle Mädchen aus dem Zimmer verſchwunden waren. Er lief wie unſinnig herum, ging zu allen Nachbarn und bat ſie ihm ſuchen zu helfen; doch alles war vergebens und der Mann glaubte nicht anders, als der Gottſeybeiuns habe ſie herausgeholt. Allein er wurde eines andern belehrt als er ſpäter bei genauer Nachforſchung in der Wand des Zimmers ein großes Loch fand, durch welches die Mädchen durchgeſchlüpft waren, und vor welches ſie eine Strohdecke vorgehängt hatten. Sie hatten einige Tage zuvor Waſſer an die Lehmwand geſchüttet, und hierauf das Loch mit leichter Mühe gegraben, denn dieſe Art Häuſer ſchmelzen wie Zucker, auf den man Waſſer ſchüttet. Es kam aber auch keines von dieſen Mädchen mehr zum Vorſchein. Die Kordofaner behandeln ihre Sklaven ſehr menſchlich, dagegen aber ſind es die Türken und leider auch zwei Europäer, welche ſich ſeit einigen Jahren kein Gewiſſen machen, an ihnen die größten Grauſamkeiten auszuüben, ja ſogar ihre Hände mit dem Blut der Unglücklichen zu beſudeln. Es war ein italieniſcher Arzt, welcher ſeinem Sklaven eigenhändig einen Strick um den Hals band und

ihn erdroſſelte; ein anderer, ein Renegat, machte mit dem eigenen Raſiermeſſer ſeinen Sklaven zum Verſchnittenen, wegen eines kleinen Vergehens das er ſich zu Schulden hatte kommen laſſen; derſelbe ſtarb aber in Folge dieſer Operation. Auch Mohammed Bey, Gouverneur von Kordofan, welchen jedoch Mehemed Ali gegen Ende des Jahrs 1838 nicht ohne vielen Grund entſetzte, war äußerſt grauſam gegen ſeine Sklaven, wovon folgende Thatſache einen Beweis liefern kann. Eine Sklavin ſeines Harems hatte ſich eines kleinen Vergehens ſchuldig gemacht, worüber er ſo erzürnte, daß er ſie in einen abgelegenen Brunnen zu werfen befahl, um ſie zu erſäufen. Einer der Bedienten, welcher des andern Tags zu dieſem Brunnen kam, fand das Mädchen noch am Leben, zeigte es ſogleich dem Gouverneur an, ob er das Mädchen, dem das Waſſer nur bis an die Arme ging, herausziehen ſolle, allein dieſer fühlte kein Mitleiden mit der Unglücklichen ſondern befahl Sand in den Brunnen zu werfen, bis die Arme verſchüttet war.

Die Arab, oder freien Leute, zu welchen auch die Bakkara und alle andern nomadiſirenden Stämme gehören, ſind von den Ureinwohnern gänzlich verſchieden, ſie züchten Kamele und anderes Vieh, und treiben nur ſehr wenig Ackerbau. Die zahlreichſten Bakkaraſtämme ſind el Giomme Hababin, Schech Abdel Machmud, Elhawasma, Schech Muſa, el Meſſeria, Schech Labaied, el Naſſarie, Hababin, el Hommer u. ſ. w. Außer dieſen ſind noch die Kabobiſch, Schech Sale, zu erwähnen. Dieſe Arab, wie ſie ſich nennen, ſind ebenfalls von ſchwarzer Farbe, und nur ein Stamm der Bakkara (Hababin) iſt kupferroth, obgleich ſie unter gleicher Zone leben und gleiche Lebensart führen. Daß alle dieſe Stämme bei der großen Völkerauswanderung im 7ten Jahrhundert aus Arabien nach Afrika herüber gewandert ſind, bezweifle ich ſehr. In ganz Arabien iſt mir kein Volksſtamm bekannt, der von ſchwarzer Farbe wäre, und während tauſend Jahren hat ſie auch das afrikaniſche Klima nicht ſo ſchwarz gemacht als ſie jetzt ſind. Und wäre dieſe Schwärze durch das Klima hervorgebracht, warum ſind die rothen Bakkara, wie man ſie hier nennt, nicht ſchwarz geworden, denn die kupferrothe Farbe geht leichter in das Schwarze über, als weiß in ſchwarz. Ihre Geſichtszüge haben nichts Aehnliches mit denen der Araber, ſie gleichen auch nicht den Negern, ſie haben keine hervorſtechenden Backenknochen

und keine aufgeworfenen Lippen, ihre Haare sind mehr glatt als gerollt, und viele tragen Zöpfe. Sie sind zum Theil noch aus ungemischtem Blut, und sprechen ein schlechtes Arabisch, wogegen andere arabische Stämme, die noch viel weiter von dem eigentlichen Arabien entfernt sind, wie manche Beduinenstämme, ihre reine Sprache beibehalten haben. Es hat viel mehr Wahrscheinlichkeit, daß sie seit Jahrtausenden ihre Wohnplätze in Afrika, an dem rothen Meer und in angränzenden Wüsten, und die sogenannten rothen Bakkara ihren Wohnsitz unter dem Wendekreis hatten; ihr Profil und die Art wie sie ihre Haare tragen, ist ganz gleich mit jenen Figuren, welche man an den Denkmälern von Ober-Aegypten und Nubien antrifft. Ihre Gemüthsart ist aber ebenfalls von der der Neger sehr verschieden, denn sie sind dumm, stolz, sehr mißtrauisch, verachten alle die nicht ihres Stammes sind, und suchen einen jeden, mit dem sie es zu thun haben, zu übervortheilen. Man kann sich nicht genug vor ihnen in Acht nehmen, und es ist immer nothwendig, wenn man mit ihnen über etwas einen Handel schließt, daß es in Beiseyn anderer, die nicht aus ihrem Stamme sind, geschehe, denn sonst ist man der Betrogene. Die Keuschheit ihrer Weiber und Töchter ist besonders lobenswerth.

Die Dongolawi, ein über einen großen Theil von Afrika, jedoch unter verschiedenen Namen ausgebreiteter Stamm, sind von großer athletischer Statur, an denen man wenig Fleisch, sondern nur Sehnen und Muskeln sieht. Auch sie haben gut geformte Gesichtszüge, jedoch etwas tief liegende, aber wie ein Stern blitzende Augen; ihr Bart ist schwach, sie tragen bloß einen Schnurrbart, seltener auch einen Knebelbart, und man sieht ihnen nicht so leicht das Alter an, außer wenn sie schon sehr bejahrt sind, und ihr Bart weiß geworden ist. Ihre Farbe ist verschieden, und geht von Bronze bis in das tiefste Schwarz, was davon herrührt daß sie sich schon viel mit fremdem Blut vermischten. Ihre Sprache hat mit der Nubasprache in den Wurzelworten viel Aehnlichkeit. Es sind die bemitteltsten Einwohner Kordofans, und fast der ganze Karawanenhandel ist in ihren Händen. Auch der kleine Handel mit den Negerbergen wird von ihnen betrieben, wo sie Sklaven, Elfenbein u. dgl. eintauschen. Sie sind aus Dongola in Kordofan eingewandert und man findet sie auch in

andern Negerſtädten, wo ſie ſich meiſtentheils des Handels wegen anſäſſig gemacht haben. Oefters ſind es auch Schulden oder andere Vergehen, weßhalb ſie flüchtig wurden und ſich anderwärts niederlaſſen mußten. Sie ſind ſehr froher Laune, aber ſcheuen jede Arbeit. Man erfährt aus ihrem Munde nie eine Wahrheit, und ſie ſind das lügenhafteſte Volk, das man nur auf Gottes Erdboden treffen kann; ſie laſſen eher ſich todtſchlagen, bevor ſie die Wahrheit ſagen, beſonders wenn es ihr eigenes Intereſſe betrifft. Sie ſtehlen nicht, aber betrügen wo ſie nur können. Wenn man mit ihnen Handel treibt, ſo darf man es ja nicht wagen, ihnen Geld anzuvertrauen, denn dieß iſt verloren, und ſie laſſen viel lieber Weib und Kind im Stich. Dankbarkeit kennen ſie nicht, und wiſſen bloß zu ſchmeicheln. Nimmt man von ihnen etwas an, ſo kann man auch verſichert ſeyn, daß ſie den andern Tag wenigſtens das Doppelte dafür verlangen. Ihre Weiber ſind ſehr leichtfertig. Vor den Bedienten aus dieſem Stamme muß man ſich ſehr in Acht nehmen, und ich rathe einem jeden Europäer, der eine Reiſe nach Kordofan macht, ſeine Bedienten in Kairo zu nehmen.

Sechstes Capitel.

Die Bakkara (Hirtenvölker).

Von dieſen Nomaden, welche keine beſtimmten Wohnplätze beſitzen, und jährlich einigemal ſolche wechſeln, gibt es verſchiedene große und kleine Stämme im Land; ſie bewohnen die ſüdlichen, ſüdöſtlichen und ſüdweſtlichen Gegenden von Lobeid. Jeder Stamm, groß oder klein, hat ſeinen Schech, welcher faſt als ein ſelbſtſtändiger Herrſcher betrachtet werden kann, indem außer einigen Unterſchechs, die übrigen aus dem Stamm von dieſem ganz abhängig ſind, und eher als Leibeigene betrachtet werden können. Sie zahlen an Kordofan Tribut, beſtehend in etwa 12,000 Ochſen, auch etwas Gold und Sklaven, doch muß er gewöhnlich mit Gewalt erhoben werden. Sie ſind nicht ſo wie die andern Einwohner in die Kreiſe eingetheilt, ſondern werden nur, wenn die Zeit zur Tributzahlung eintritt, ſtammweiſe aufgeſucht, und — geplündert. Sie treiben keinen Ackerbau, außer am See Arrat, wo wenig

und ſehr ſchlechter Reis gebaut wird, ſonſt bloß Rindviehzucht, und beſitzen außer Rindviehheerden auch einige Pferde und Kamele. Die Schechs ſind durchgehends wohlhabend und treiben ſtarken Handel mit Vieh, Butter und Sklaven, welche letztere ſie in den benachbarten Ländern rauben; ſie ſind ſehr kriegeriſch und räuberiſch, und leben in fortwährendem Kampfe nicht nur mit ihren Nachbarn, ſondern ſelbſt unter einander, denn wo zwei Bakkaraſtämme einander begegnen, oder ſonſt in der Nähe ſich befinden, geht es nie ohne Blutvergießen ab, und der Streit endet nicht eher, als bis der ſchwächſte Theil unterliegt oder zum Weichen gebracht wird. Wenn die trockene Jahrszeit eintritt, ſo ziehen ſie in die entfernteſten Gegenden, die von der Regierung Kordofans gar nicht gekannt ſind, und in welche man ſich auch nicht einzudringen getraut, um die Abgaben einzufordern, indem es für die Truppen nicht ohne Gefahr wäre. Denn eine große Macht abzuſenden, iſt dem Gouvernement nicht wohl möglich, weil man auf viele Hinderniſſe ſtoßen würde, und eine geringe würde dem Zwecke nicht entſprechen und ſehr leicht abgeſchnitten und aufgerieben werden. Sohin bleibt dieſes Volk während der trocknen Jahreszeit von allen Contributionen frei. Doch die Regierung leidet keinen Schaden hiedurch, indem man ſicher weiß, daß ſie in kurzem dieſe Gegenden, welche außerhalb Kordofan liegen, zu verlaſſen gezwungen ſind, und ſodann von ſelbſt in die Hände ihrer Dränger fallen. Es gibt vielleicht kein Volk, welches ſo viele und ſo gefährliche Feinde hätte. Alle Negerſtämme insgeſammt verfolgen wegen der geraubten Sklaven die Bakkara von einer Gegend zur andern, und ſuchen ſich auf alle mögliche Art an ihnen zu rächen; die Regierung bietet auch allem auf, dieſes Volk auf die unbarmherzigſte Art zu quälen, und endlich kommen noch die Zwiſtigkeiten unter den Stämmen ſelbſt; alles dieß zuſammen genommen wäre ſchon hinreichend, ſie zu einem fortwährenden Wechſel ihrer Wohnungen zu zwingen.

Doch ihre größte Plage iſt ein kleines Thier, eine Fliege, Johara genannt, welche in der naſſen Jahrszeit in ſehr vielen Gegenden Inner-Afrika's zahlreich erſcheint und höchſt verheerend iſt. Ihr Biß iſt für den Menſchen gar nicht ſchädlich, für das Vieh aber ſehr gefährlich, und man hat Beiſpiele daß in manchen Gegenden ganze Heerden von dieſem Geziefer in kurzer Zeit getödtet

wurden. Am meiſten aber leiden die Kamele, welche mit ihrem kurzen Schweif ſich dieſer Plage nicht erwehren können und zu Grunde gehen müſſen. Bei den Scheluk, Schabun, Runga, Kulla u. dgl. findet man keine Kamele, und man kann dieſe Länder bloß in der trocknen Jahrszeit beſuchen. Umſtände haben öfters die Djelabi verhindert, ihre Rückreiſe mit Kamelen bei Zeiten aus den beſagten Ländern anzutreten, und ſie verloren alle ihre Kamele durch den Biß dieſer Fliege, welche auch hauptſächlich Schuld iſt, daß die Bakkaras die für ſie ſonſt ſichern und für ihre Viehzucht äußerſt vortheilhaften Gegenden verlaſſen, und ſich in die Hände der Türken liefern müſſen. Ihre Lebensweiſe iſt ſehr einfach und beſteht bloß in der Pflege ihres Viehes und zuweilen in kriegeriſchen Uebungen.

Ich brachte einige Zeit am See Arrat bei einem Bakkaraſtamme zu, und hatte ſonach hinlänglich Zeit, mir von allem Kenntniß zu verſchaffen, indem ſie vor mir kein Geheimniß hatten, da ſie für gewiß wußten daß ich kein Türke ſey, und mich außerordentlich gaſtfreundſchaftlich aufnahmen. Ich würde aber keinem Europäer rathen, ſich ihrer Treue anzuvertrauen oder in ihre Nähe ſich zu wagen, ohne vorher mit einem ihrer Schechs Bekanntſchaft gemacht zu haben; ſein Leben wäre allen möglichen Gefahren ausgeſetzt, denn ſie kennen den Namen Europäer oder Franken, wie man ſie ſonſt nennt, gar nicht, und betrachten einen jeden, der von weißer Farbe iſt, als einen Türken und ſomit als ihren Feind. Doch iſt man mit ihnen bekannt, ſo kann man auch aller Gaſtfreundſchaft und des vollkommenſten Vertrauens ſicher ſeyn. Ihre Nahrung beſteht bloß in Fleiſch und Milch, und an letzterer iſt ſolcher Ueberfluß, daß man die Pferde damit tränkt, was dieſen beſonders gut bekommt; ich ſah auch faſt durchgehends ſehr ſchöne Pferde bei ihnen. Brod eſſen ſie ſehr wenig, auch wird es als ein Luxusartikel angeſehen, und bloß bei den Schechs gefunden. Ihre Wohnungen beſtehen aus Zelten mit Ochſenhäuten gedeckt, welche ſie in einzelnen Abtheilungen aufſchlagen, und ſo dann das ganze Lager, wie auch die Plätze, in welche ſie das Vieh zuſammen treiben, mit Dornſträuchern einzäunen. In der Mitte des Lagers gewöhnlich auf einer kleinen Anhöhe befindet ſich die Hauptwache, welche von einer gewiſſen Anzahl waffenfähiger Männer bezogen und täglich gewechſelt wird; die Mann-

ſchaft iſt mit leichten Wurflanzen 3—6 Stück an der Zahl und mit Schilden bewaffnet, und hat ihre Tarabuka (Trommel) bei ſich, um bei dem geringſten Vorfall ſogleich das ganze Lager allarmiren zu können. Auch wird bei dieſer Wache die ganze Nacht das Feuer unterhalten. Gewöhnlich tanzen ſie die halbe Nacht hindurch, um munter zu bleiben, ſind aber ſtets auf jeden Angriff vorbereitet, und können nicht ſo leicht überrumpelt werden. Die Weiber und Mädchen bringen die Zeit der Wache mit ihren Männern oder Brüdern auf der Hauptwache zu, und nehmen an den Tänzen Antheil. Der Tanz iſt von dem der übrigen Kordofaner ganz verſchieden, und hat etwas Phantaſtiſches, wirklich Impoſantes an ſich. An vier Ecken werden öfters große Feuer angezündet, und an jedes derſelben die Trommler, Sänger und Händeklatſcher geſtellt. Die Tänzer ſelbſt befinden ſich in der Mitte und in zwei Reihen, in einer die Weiber, in der gegenüberſtehenden die Männer mit ihren Lanzen, welche ſie öfters nach dem Tact zu ihrem Tanze auf den Boden ſtoßen. Anfangs iſt derſelbe gemäßigt, doch gerathen ſie ſehr bald in Ekſtaſe, und die Männer ſchwingen unter einem furchtbaren Geſchrei die Lanzen, als ob ſie ſolche gegen die Weiber, welche den Feind vorſtellen ſollen, wirklich ſchleudern wollten; letztere nehmen dann immer eine demüthige Stellung an und zeigen ihre Ergebenheit gegen die Angreifer. Man muß wirklich dieſen Tanz mit eigenen Augen geſehen haben, um ſich einen deutlichen Begriff davon machen zu können, und ich kann verſichern, daß man nichts Maleriſcheres ſehen kann, als dieſe tanzende Gruppe, bei dunkler Nacht, zwiſchen vier großen Feuern, und bei der außerhalb herrſchenden Todtenſtille, welche nur theilweiſe durch den einfachen Ruf des Nachtvogels, das Gebrüll eines Löwen oder das Geheul der Hyänen unterbrochen wird; dabei bilden die ausdrucksvollen Geſichter der Tanzenden das herrlichſte Gemälde. Die Weiber und Mädchen ſind gegen diejenigen, welche ſie kennen, ſehr freundlich und geſprächig. Sie reichten mir alle die Hand, und fragten wohl zehnmal hintereinander, wie es mir gehe, und was ich eſſen oder trinken wolle. Auch ſind ſie nichts weniger als ſcheu, und ich hatte ſogar Gelegenheit, der Toilette der Frau eines Schechs beizuwohnen. Dieſe Dame ſaß auf einem Angareb (Bettſtelle) von einer Menge junger und ſchöner Negermädchen umgeben, von

welchen eine jede einzelne ein besonderes Geschäft hatte. Die eine wedelte ihr mit einer Handvoll der schönsten weißen Straußfedern die Fliegen ab, die andere brachte die Haare in Ordnung, was wohl einige Stunden Zeit erfordert, um die ganz zusammen geklebten Locken mit einem spitzigen Holzstifte aufzumachen; eine dritte wusch ihr die Füße, und eine vierte rieb zwischen zwei Steinen Schwefel zum feinsten Mehle. Wieder eine andere hielt eine Kürbisschale mit Merissa in der Hand, um der Gebieterin, sobald sie es verlange, eine Kühlung zu reichen; ein Mädchen kam und hielt zerlassene Butter, mehr als ein Pfund in der Schale, welche der Dame, sobald alle Haare aufgelöst waren, über den Kopf gegossen wurde; was auf den Rücken herabtröpfelte, ward wieder von einem Mädchen über den ganzen Körper eingerieben; endlich wurde der Kopf eingepudert. Händevollweis streute man das feine Schwefelpulver auf die Haare, wo auch ein jedes Körnchen hängen blieb. In die Nasenlöcher wurde sodann ein massiver goldener, an die Arme zwei, beinahe zwei Zoll breite elfenbeinerne Ringe gesteckt. An die Stirne hing man ihr drei Stück Bernstein in der Größe eines Goldstücks, und um den Hals einige Schnüre böhmischer Glasperlen. Um die Lenden wurde ein Stück Baumwollenzeug gewickelt, ein Zipfel über die rechte Schulter geworfen, und somit die Toilette dieser schwarzen Fürstin geendet; hierauf besah sie sich nochmals im Spiegel, welchen eine halbe Kürbisschale mit reinem Wasser gefüllt vorstellt. Man glaube jedoch nicht, daß diese Frauen hierbei auch nur das Geringste außer Acht lassen, was den Anstand nur irgend verletzen könnte, denn wenn sie gleich, so wie alle übrigen Bewohner dieser heißen Gegenden, außer einem Baumwollenzeug oder ledernen Schurz (Rahat) um die Lenden beinahe ganz nackend gehen, so findet man nirgends eine Verletzung des sittlichen Anstandes. Die Weiber sind durchgehends schön zu nennen, und werden auch von ihren Männern nicht schlecht behandelt; ihre Arbeit besteht in Kochen und der Besorgung der übrigen häuslichen Bedürfnisse; doch geht es in den Kampf, so bleiben auch sie nicht müßig, ermuthigen die Männer durch ihr Geschrei, und tragen alles bei, um einen hartnäckigen Widerstand zu veranlassen.

Die Männer besorgen das Vieh und gehen auf den Sklavenraub, wozu ihnen die wenigen, aber ausgezeichnet schönen und

dauerhaften Pferde beſonders dienlich ſind. Wenn ein Bakkara-ſtamm in der Nähe der Negerberge ſich befindet, ſo wird die berittene Mannſchaft ausgeſandt, um Knaben und Mädchen einzufangen; dieſes Geſchäft ins Große zu treiben, wie Mehemed Ali, haben ſie noch nicht den Muth gehabt. Sie begeben ſich an Orte, wo ſich dieſe Kinder befinden, z. B. bei einzelnen Viehheerden oder Brunnen, lagern ſich daſelbſt im Hinterhalt und nehmen ſobald ſich eines dieſer Kinder denſelben nähert, ſolches zu ſich aufs Pferd, und jagen im Galopp davon. Geſchieht dieß auch in der Nähe einer Ortſchaft oder einer Negerſchaar und entſteht Lärm darüber, ſo ſind ſie doch immer ihres Raubes ſicher, weil die Schnelligkeit der Pferde ſie bald aus dem Bereich ihrer Verfolger bringt, die ohnedieß keine Pferde haben. Sie leben ſehr zufrieden und finden ſich ſehr glücklich, was mich auch einer ihrer Schechs verſicherte, indem er noch beifügte: wir haben ſchöne Pferde, ſchöne Weiber, gute Koſt, leiden ſonſt keinen Mangel und können uns auch reich nennen; doch unſere Feinde, die uns rings umgeben, und vorzüglich die Fliege, welche unſerm Vieh ſo gefährlich wird, verbittert uns das Leben, denn um der letztgenannten Plage zu entgehen, ſind wir gezwungen die ſichern Gegenden zu verlaſſen. In der Nähe der Neger dürfen wir auch nicht bleiben, weil ſie ſonſt wegen der ihnen geraubten Kinder gegen uns in Maſſe aufſtehen und uns alle vertilgen würden, und ſo ſind wir nun gezwungen, aus allen dieſen Uebeln noch das kleinſte zu wählen und uns in die Hände der Türken zu liefern, welche uns mit aller Härte und Grauſamkeit behandeln, und was wir ihnen nicht gutwillig abgeben, mit Gewalt rauben, doch Allah kerim (wie Gott will). Die Regierung in Kordofan verfährt in der That mit aller erdenklichen Grauſamkeit gegen dieſes Volk, denn ſobald ſie aus den entfernteren Gegenden zu fliehen genöthigt ſind und in der Nähe Kordofans erſcheinen, werden ſogleich Truppen abgeſandt, um den Tribut von ihnen einzufordern. Ich war ſelbſt Augenzeuge, wie dieſes geſchah, und ſah nichts als ein ganz unbarmherziges und grauſames Verfahren, welches leider der dortigen Regierung ganz gewöhnlich iſt. Ein Major mit drei Subalternofficieren und 200 Mann Infanterie, nebſt einigen Beduinen zu Pferd und etwa 50 Mann Landvolk, wurde von Lobeid aus beordert, von den nächſten Bakkara den jährlichen Tribut,

bestehend in 1000 Stück Ochsen, einzuholen. Die Bakkara, von der Ankunft ihrer Feinde bereits in Kenntniß gesetzt, boten allem auf, sie bei ihrer Ankunft auf das beste zu bewirthen. Es wurden täglich mehrere Rinder und Schafe geschlachtet, Merissa in Ueberfluß verabfolgt, alle Arten Lustbarkeiten veranstaltet, kurz alles angewandt, ihren Peinigern den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Officiere sowohl als Soldaten befanden sich bei diesem Leben vier Tage hindurch recht wohl, machten ihren Kef, und es ging alles friedlich und vergnügt vorüber, doch am fünften Tage änderte sich plötzlich die Scene. Der Major ließ einen Schech zu sich rufen. Mit allen üblichen Schimpfworten ihn begrüßend, sagte er zu ihm mit einem barschen Ton: weißt du noch, daß du mir voriges Jahr das allerschlechteste und magerste Vieh gegeben hast, von welchem mir ein großer Theil unterwegs crepirte, welchen Schaden ich Mehemed Ali aus meinem Eigenen ersetzen mußte! Um mich nun für dieses Jahr vor einem ähnlichen Schaden zu bewahren, mache ich dich hierauf aufmerksam, und damit es dir in besserem Gedächtniß bleibe, werde ich sogleich Sorge tragen. Hierauf befahl er dem Schech sich auf die Erde zu legen. Alles Bitten, alles Flehen und alles Versprechen half nichts. Zwei Corporale ergriffen den Verurtheilten, warfen ihn mit Gewalt zu Boden, und machten sich bereit, mit den in Händen habenden Nilpferdpeitschen an dem Schech die vom Major dictirte Strafe zu exequiren. Der Delinquent bot nochmals alles auf, den Major mit Bitten zu erweichen, und Nachsicht von demselben zu erflehen, versicherte zugleich, gegenwärtig nicht nur ein sehr gutes Vieh verabfolgen, sondern überdieß dem Major für den im vorigen Jahr gehabten Schaden ein Geschenk geben zu wollen. Das war es, was der Major verlangte, doch um den Schech noch mehr zu ängstigen und freigebiger zu machen, stellte er sich noch etwas unerbittlich, bis er endlich dem Flehenden erlaubte aufzustehen und nach Haus zu gehen, um die versprochenen Geschenke zu holen. Dieser eilte auch sogleich, sein Versprechen zu erfüllen, und gab dem Major vier große, massive goldene Nasenringe und jedem Officier zwei Sklaven. Dadurch wurde die frühere Harmonie wieder hergestellt, die verlangte Zahl Ochsen und zwar von den besten ausgesucht, und sodann der Rückmarsch nach Lobeid angetreten. Es geschieht bei allen Tributerhebungen, daß die Commandanten,

wenn ſie für die Regierung das Erforderliche eingeholt haben, ſich aller möglichen grauſamen Hülfsmittel bedienen, um noch für ſich und die Ihrigen ein Geſchenk zu erpreſſen. Ein Schech der Bakkara erzählte mir, was auch ſpäter die Soldaten beſtätigten, daß vor zwei Jahren, als der Tribut durch einen Major bei einer kleinen Bakkarahorde bereits erhoben war, und außerdem der Commandant ſowohl als die Officiere bedeutende Geſchenke erhalten hatten, dieſe damit noch nicht zufrieden, ſich eines beſondern grauſamen Mittels bedienten, um noch mehr herauszupreſſen. Ein Feldwebel, in das Geheimniß eingeweiht, ſtellte ſich betrunken, und ging in das Zelt des Schechs, in welchem die Weiber ſich befanden. Er benahm ſich daſelbſt ſo unanſtändig, daß die Weiber ihn fortgehen hießen. Er that es nicht und bemächtigte ſich einer Frau, welche, als ſie ſich des Zudringlichen auf keine andere Weiſe erwehren konnte, zu ſchreien anfing. Auf dieſes Geſchrei kamen ſogleich einige Bakkara, welche in der Nähe ſich befanden, in das Zelt, und einer derſelben verſetzte dem Feldwebel, als er deſſen unanſtändiges Betragen ſah, einen Stoß. Dieß wollte der Soldat; er fing ſogleich einen Lärm an, begab ſich zu dem Commandanten und beklagte ſich, daß ein Bakkara es gewagt habe, einen Soldaten Mehemed Ali's zu ſchlagen; für dieſe Beleidigung verlangte nun der Commandant eine eclatante Genugthuung, und ließ ſich ſogleich durch ſeine Soldaten aller Weiber und Mädchen des Schechs bemächtigen, und behielt dieſe als Geiſel. Hierauf wurde der Schech geholt, und ihm angedeutet, zur Genugthuung für die einem Soldaten der Regierung angethane Beleidigung ſogleich andere 200 Ochſen zu ſtellen, und um dieſem Befehle mehr Nachdruck zu geben, und dem Schech größere Furcht einzujagen, ließ der Unmenſch ein Weib und zwei Sklavinnen vor den Augen des Schechs durch Unterofficiere in Stücken hauen, und demſelben bekannt machen, daß alle ſeine Weiber und Sklavinnen ein gleiches Loos zu erwarten hätten, wenn die geforderte Lieferung von 200 Ochſen nicht ſogleich geſchehe. Der Schech hiedurch in die größte Angſt verſetzt, verſprach dieſes zu erfüllen, und in einigen Stunden war die aubefohlene Zahl Ochſen geſtellt, welche nun auch unter die in dieß Geheimniß Eingeweihten ausgetheilt wurden. Da nun gegenwärtig auf Befehl des Vicekönigs die Ochſenlieferungen nach Aegypten einſtweilen eingeſtellt ſind, ſo

haben auch die Bakkara keine ſolchen Plackereien mehr zu erdulden, man wird ſie aber auf andere Art peinigen. Denn ſeit mehreren Jahren mußten dieſe ſüdlichen Provinzen, als Dongola, Sennaar und Kordofan, jährlich gegen 12,000 Ochſen liefern, nur allein für Aegypten, wovon auf Kordofan allein 8—9000 Stück kamen, wovon durch die ſchlechte Aufſicht, die man bei dieſem Transport anwandte, beinahe mehr als die Hälfte unterwegs umfiel, und ſohin die Regierung mehr Schaden als Nutzen hatte. Man hatte wohl von Deppa bis Kairo in der Entfernung von einer Tagreiſe Schuppen errichtet, und daſelbſt für dieſen Transport Gras oder gehacktes Stroh aufbewahrt, allein da dieſe Schunen, wie man ſie hier nennt, ſtets unter ſchlechter Aufſicht ſtanden, und die Aufſeher den größten Theil der Fourage verkauften, ſo traf es ſich auch, daß den Ochſen immer eine ſpärliche Nahrung verabreicht wurde, und die ohnedieß erſchöpften Thiere keine Erholung fanden; auch wurde der Fehler begangen, daß man das am Wege ermattete oder ſonſt erkrankte Vieh nicht ausruhen ließ, ſondern ſolches ſtets mit dem geſunden forttrieb, bis es umfiel. So ging durch ſchlechte Verwaltung alljährlich die Hälfte Vieh zu Grunde, welche bei einer beſſeren Pflege hätte erhalten, und ſo der ohnedieß bedeutenden Conſumtion im nördlichen Aegypten ein großer Vorſchub geleiſtet werden können.

Siebentes Capitel.

Kabobiſch.

Oeſtlich von Bacher Abiad (weißer Nil) wohnt dieſes Nomadenvölkchen, deſſen Stammverwandte auch in der Provinz Dongola ſich finden. Sie ſind in ihrer Lebensweiſe etwas von den Bakkara verſchieden, verbleiben das ganze Jahr in Kordofan, nur wechſeln ſie öfters ihre Weideplätze. Sie treiben faſt keinen Ackerbau, auch ſehr wenig Viehzucht. Ihre Beſchäftigung beſteht bloß darin, die Transporte, welche die Regierung nach Dongola und Sennaar ſendet, auszuführen, und die Karawanen der Djelabi, welche nach allen Richtungen von Afrika abgehen, mit den nöthigen Kamelen zu verſorgen. Sie ſelbſt ziehen die wenigſten

dieſer Thiere auf, ſondern kaufen ſolche im Land. Man kann ſich keine Vorſtellung machen, welche genaue Kenntniß der Wege nach allen Richtungen der Wüſte ſie haben. Bei Tag oder Nacht orientiren ſie ſich ſo leicht, daß ſie auf das genaueſte die Entfernung von dem Punkte, wo ſie ſich befinden, zu jedem andern Ort angeben können. Ihre Seh- und Hörkraft iſt ſo ſcharf und fein, daß ſie auf die größten Entfernungen Gegenſtände, die ein Europäer nur mit bewaffnetem Auge erkennen kann, beſtimmt unterſcheiden, und des Nachts auf eine große Strecke Wegs den Gang der Kamele wahrnehmen können, ja oft auch in der Angabe der Zahl derſelben ſich nicht um vieles irren. Sie ſind deßhalb der Regierung zur Verſendung der verſchiedenen Producte und den übrigen Karawanen des Landes beinahe unentbehrlich; ihre Schechs, welche die eigentlichen Herren ſind, betrachten ihre Untergebenen als Leibeigene und behandeln ſie auch darnach; durch Negermädchen iſt dieſer Stamm ſchon ſehr vermiſcht. Die Schechs erwerben durch die Stellung der erforderlichen Kamele einen bedeutenden Gewinn, um ſo mehr als alle Auslagen, die ſie ſonſt unterwegs haben, faſt für nichts gerechnet werden können; denn das Futter für die Kamele finden ſie auf dem Wege, und die Knechte erhalten bloß etwas Mehl zum Brodbacken, was indeß nicht alle Tage geſchieht, oder Dochen, welchen ſie in Waſſer kochen und Belille nennen; mit einem Säckchen dieſer harten Pillen machen ſie die größten Reiſen und ſie können Hunger und Durſt zum Erſtaunen lang ertragen. Heuſchrecken ſind für ſie ein Leckerbiſſen, der Kopf, die Flügel und die erſten Glieder der Hinterbeine werden abgeriſſen, der Körper an einen hölzernen Spieß geſteckt und über Kohlen gebraten; ich konnte mich anfangs nie entſchließen ſelbe zu koſten, allein zwei verhängnißvolle Tage, deren man in Afrika viele erlebt, nöthigten mich auch von dieſen zu eſſen; die harten Pillen oder Belille waren mir zu trocken, und wollten nicht durch den Schlund gehen, daher nahm ich die Zuflucht zu den Heuſchrecken; es wollte anfangs doch nicht recht von ſtatten gehen, allein ich tröſtete mich mit Johann dem Täufer. Kranken Kamelen, welche die Karawanen öfters zurücklaſſen müſſen, wird, wenn ſie von den Kabobiſch angetroffen werden, ſogleich der Hals abgeſchnitten, und ein tüchtiges Mahl bereitet, das übrige Fleiſch laden ſie auf die Kamele und verzehren es noch, wenn auch die Maden ſchon dar-

an herumlaufen. Zum Brodbacken bedienen ſie ſich keiner Doga, ſondern ſie backen es auf eine ähnliche Art, wie es mehrere Negerſtämme thun, d. h. ſie legen in einem Kreiſe mehrere Steine dicht an einander, ſuchen aber gewöhnlich kleine Steine, wenn ſolche vorhanden ſind, weil ſie ſich ſchneller erhitzen, zünden ſodann darauf ein großes Feuer an, und ſobald das Holz zu Kohlen verbrannt iſt, nehmen ſie dieſe von den Steinen weg, legen auf letztere den aus Dochenmehl gemachten Teig ungefähr drei Finger hoch, und auf dieſen wieder die Kohlen; in kurzer Zeit iſt das Brod gebacken, oder beſſer geſagt die obere und untere Rinde verbrannt und inwendig der Teig noch ganz roh. Lohn erhalten ſie keinen, im Beiram gibt man ihnen ein Stück Baumwollenzeug und einen Thaler als Geſchenk. Auf den Reiſen muß man dieſe Kinder der Wüſte gut behandeln, denn wenn man auch ſonſt am Leben keine Gefahr zu befürchten hat, ſo ſchaden ſie doch denen die mit ihnen hart verfahren, auf eine ſehr empfindliche Art, indem ſie ſich gewöhnlich dadurch rächen, daß ſie in die Girbe oder Waſſerſchläuche mit ihren Lanzen einen faſt unbemerkbaren Stich geben, wodurch das Waſſer vor der Zeit ausgeht. Sie nennen ſich Sultane der Wüſte und man iſt ganz in ihren Händen. Sie können wohl leicht einen Tag, auch mehr ohne zu trinken aushalten, allein die Reiſenden werden hiedurch furchtbar gemartert, und ſo iſt es beſſer, dieſen armen Leuten, welche ſonſt auf keine Weiſe ſich aufdringen und um ein Geringes alle erforderlichen Dienſte leiſten, kein Leid zuzufügen. Alle ihnen übergebenen Waaren und Güter werden gut beſorgt, indem ihr Schech, mit welchem der Accord über alle Ladungen abgeſchloſſen wird, für die richtige Beſorgung verantwortlich iſt, und alles was von ſeinen Leuten etwa geraubt wird, oder ſonſt durch deren Nachläſſigkeit zu Grunde gehen ſollte, erſetzen muß; daher bezahlt man nur die Hälfte im voraus. Auf meiner Reiſe nach Kordofan fand ich bei der Felſenſchlucht Semmeria 17 Kamelladungen Gummi und Ochſenhäute am Wege liegen, welches die Kabobiſch aus einer mir unbekannten Urſache zurückließen und mit den Kamelen fortritten. Gummi und Häute hatten ſonſt keinen Schaden gelitten, und wurden auch ſpäter richtig nach Dongola gebracht. Doch machte der Divan von Lobeid an den Schech eine Forderung von 30,000 Piaſtern als Schadenerſatz der angeblich zu Grunde gegangenen Gegenſtände, und er

mußte dieſe auch bei Heller und Pfennig bezahlen. Dieſe Gegenſtände hatten der Regierung circa 1000 Piaſter gekoſtet, eine Ochſenhaut bezahlt die Regierung mit drei Piaſtern, das Gummi mit 15 Piaſter den Cantar; ſelbſt von dem ausgelegten Capitale hatte die Regierung nichts verloren, denn die Sache fiel in der trockenen Jahreszeit vor. Und ſo findet dieſe grauſame Regierung faſt jedesmal Mittel, auch bei dieſem ſonſt mit wenigen Abgaben belegten Volke Erpreſſungen zu machen, und ihnen den wirklich blutig verdienten Lohn wieder zu entreißen, denn es wird jedesmal die Zahlung ſo genau bemeſſen, und ſo viel von dem bedungenen Accord abgezogen, daß ihnen nur ſo viel übrig bleibt, um nicht zu verhungern.

Man hat genau berechnet, daß die Kabobiſch bei den vielen tauſend Kamelladungen, welche die Regierung und die vielen Djelabi nöthig haben, bedeutend gewinnen müſſen, indem ſie ſonſt keine weiteren außerordentlichen Auslagen haben. Um nun dieſen Gewinn zum eigenen Vortheil zu ſchmälern, wird alles aufgeboten, und alle erdenklichen Mittel erſonnen, die Schechs zu einem Schadenerſatz anhalten zu können. Das Gummi, gewöhnlich 4 Cantar auf eine Kamelladung gerechnet, wird vom Baum friſch geſammelt verſchickt. Von Kordofan nach Dongola ſind zwanzig Tagreiſen; durch Wind und Wärme trocknet das Gummi ein, und verliert an Gewicht. Bei der ſchlechten Verpackung wird am Wege auch vieles verſtreut, in Dongola ſelbſt bleibt ſolches auch wieder mehrere Tage an der Sonne liegen, bevor es gewogen wird, und ſo iſt es freilich eine ganz natürliche Folge, daß bei jeder Ladung ein Abgang ſtattfindet, und nun wird dem Schech der Schaden und zwar zu dem Preiſe angerechnet, um welchen die Regierung das Gummi in Alexandria an die Europäer verkauft. Es trifft ſich daher ſehr oft, daß dieſer von der ganzen ausgemachten Fracht nur den vierten Theil und auch ſolchen nicht immer in baarem Gelde erhält; denn man zwingt ihn, Baumwollenſtoffe, welche in Dongola fabricirt werden, an Zahlungsſtatt anzunehmen, und rechnet ihm das Stück, das an Ort und Stelle von der Regierung um 12 Piaſter verkauft wird, zu 20 Piaſter an. Durch ſolche Bedrückungen aller Art auf das äußerſte gebracht, entſchloſſen ſich die Untergebenen eines kleinen Schechs mit ihm im Jahr 1838 Kordofan zu verlaſſen, und ſich einen andern Wohnplatz in Darfur

zu ſuchen. Doch auch dabei gewann das arme Volk nichts, und gerieth wie man zu ſagen pflegt aus dem Regen in die Traufe. Denn als ſie nach Darfur kamen und ſich in den Schutz des Sultan Mohammed Fadel begeben wollten, ließ ihnen dieſer alle Kamele bis auf einige wenige, welche Brod und Waſſer trugen, wegnehmen, und ſie wieder über die Gränze weiſen, und ſo wurden ſie genöthigt in Kordofan ihren alten Peinigern wieder in die Hände zu fallen. Als Mehemed Ali auf ſeiner letzten Reiſe in Kartum ankam, und dieß alles erfahren hatte, ließ er Sale, den großen Schech der Kabobiſch, zu ſich rufen, ſchmeichelte ihm, um ihn zu gewinnen, auf alle mögliche Weiſe, indem er ihm ſogar die große Ehre erwies, ſich an ſeine Seite niederſetzen zu dürfen, und verſprach, als er ſich von allem dieſem Volke zugefügten Unrecht überzeugt hatte, die nöthige Abhülfe zu treffen. Der Vicekönig ließ auch ſogleich die Kamelfracht von 45 auf 80 Piaſter erhöhen, und ſo wurde der Schech Sale wieder zufrieden geſtellt. Mehemed Ali fragte ihn auch bei dieſer Gelegenheit, wie es komme, daß er, ein noch ſo junger Mann, ſchon einen grauen Bart hätte? worauf ihm dieſer zur Antwort gab: daran ſind deine Türken Schuld, daß ich vor der Zeit ergraut bin, denn ſie drücken und quälen mich auf alle nur erdenkliche Art, und machen mich ſo altern. Mehemed Ali tröſtete ihn, und verließ ihn ſodann mit allen den ſüßen Worten, welche ihm bei jeder Gelegenheit eigen ſind. Die Regierung ſieht auch zu gut ein, wie nothwendig es ſey, mit dieſem Völkchen in gutem Einvernehmen zu bleiben, weil die Dienſte, welche ſie leiſten, faſt unerſetzbar ſind, und auch ſonſt mit Gewalt gegen dieſen Stamm nichts auszurichten iſt, denn ſobald ſie nur im geringſten merken ſollten, daß man Zwangsmittel gegen ſie anwenden wollte, würden ſie in kurzer Zeit aus Kordofan verſchwinden. Allein nach Darfur iſt es eine zu gewagte Sache für ſie, ſüdöſtlich und ſüdlich iſt die mörderiſche Fliege, welche vorzugsweiſe den Kamelen ſo verderblich wird und ſie auch zum Theil zwingt zu bleiben. Doch wiſſen ſie ſich, wenn man Gewalt gegen ſie anwenden will, zu ſichern, wie mir ein Officier, der zugegen war, erzählte. Als die Regierung mehrere hundert Kamelladungen Güter abſenden wollte, und an die Kabobiſch Couriere mit dem Befehl abſandte, die nöthige Zahl Kamele nach Lobeid zu ſtellen, weigerten ſich dieſe zu gehorchen;

man ſandte demnach ein bedeutendes Militärcommando ab, um ſie zu zwingen; allein man täuſchte ſich ſehr, denn die Kabobiſch, hievon unterrichtet, nahmen alle ihre Kamele zuſammen, flohen in die Wüſte, und alles war vergeblich ſie einzuholen. Immer waren ſie eine halbe Tagreiſe voraus, ja man konnte ſie öfters in der Ferne erblicken aber nicht einholen, denn mit allen Wegen und allen Orten genau bekannt, war es ihnen ſehr leicht, ihre Verfolger zu täuſchen, und ihnen zu entkommen; ja als ſie am dritten Tage in der Gegend eines Brunnens ankamen, ließen ſie ihre Kamele ſaufen, verſahen ſich mit dem nöthigen Waſſer, verſchütteten ſodann den Brunnen und zogen weiter. Als nun die nachſetzenden Soldaten ebenfalls mit Kamelen an dem Brunnen anlangten, und dieſen zerſtört fanden, ſahen ſie ſich gezwungen, da es ihnen an Waſſer fehlte, wieder umzukehren und die Verfolgung der Kabobiſch gänzlich aufzugeben; ſo mußte ſich die Regierung gedulden, bis jene gutwillig ſich ſtellten.

Ihre Kleidung beſteht in einem Stück Baumwollenzeug, welches ſie um den Körper wickeln, und nur ſehr wenige von ihnen tragen Hemden; Kopfbedeckung haben ſie keine, außerdem tragen ſie auf Reiſen ein Schaf- oder Ziegenfell, ſo wie die Bergleute das Schurzfell umgebunden, um ſich niederſetzen zu können, welches ſonſt auf dem brennend heißen Sande unmöglich wäre; einige Wurflanzen und ihren Schild führen ſie ſtets bei ſich. Die Reiſenden, welche jene Gegenden beſuchen, können auf keine billigere Art reiſen, als wenn ſie ſich der Kabobiſch bedienen. In Dongola halten auch die Dongolawi Kamele, ich rathe aber jedem die Kabobiſch vorzuziehen, denn obgleich die Regierung von Lobeid nach Debba oder Dolip am Nil, in der Provinz Dongola, jetzt 80 Piaſter zahlt, ſo geben die Djelabi für denſelben Weg 60 Piaſter, auch zuweilen 45, und von Lobeid nach Kartum 30 Piaſter, und die Kabobiſch beſorgen auch lieber die Ladung der letztern, weil ihnen der, wenn auch geringere Preis doch immer ganz und in baarem ausbezahlt wird, wogegen die Regierung ihnen große Abzüge macht, und ſie noch Waaren an Zahlungsſtatt anzunehmen zwingt.

Achtes Capitel.

Dar-Hammer.

Dieſes Volk iſt vor mehreren Jahren aus Darfur in Kordofan eingewandert; doch befindet ſich noch ein ſtarker Zweig desſelben in Darfur. Ihre Beſchäftigung iſt Kamelzucht und Ackerbau; ſie beſitzen die ſchönſten Kamele in ganz Kordofan, doch machen ſie keine Transporte ſo wie die Kabobiſch, ſondern treiben bloß Handel mit den Kamelen, welche ſie an die Djelabi, Kabobiſch und andere benachbarte Stämme verkaufen. Für die Regierung müſſen ſie jedoch zu den Sklavenjagden und ſonſtigen großen Expeditionen nach Kairo die erforderliche Anzahl dieſer Thiere ſtellen. Sie bilden die Gränzwache gegen Darfur, indem immer einige tauſend kampffähige Männer, mit Schild und Lanzen, und ein Theil mit großen zweiſchneidigen Schwertern bewaffnet, bereit ſind, um einen allenfallſigen Angriff von Darfur aus zu hindern. Doch geſchah dieß bis jetzt noch nie, wohl aber ſo mancher Raubzug, den die Dar-Hammer in die nächſten Orte Darfurs unternahmen, und der von der ägyptiſchen Regierung nicht nur tolerirt, ſondern wozu auch aller mögliche Vorſchub geleiſtet wird, indem man mehrere Beduinen zu Pferde ſolchen Einfällen beigibt. Dieſes geſchieht für die Regierung, weil faſt immer die Zahl der Kamele, welche dieſe verlangt, dem Schech der Dar-Hammer zu ſtellen unmöglich wird, und dieſe in Darfur ſodann geraubt werden. Als vor einigen Jahren der Schech ſich im Divan zu Lobeid äußerte, daß er außer Stand ſey die verlangten Kamele zu geben, und er, um der an ihn gemachten Forderung entſprechen zu können, nach Darfur gehen und ſolche dort ſtehlen müſſe, wurde dieſer Vorſchlag nicht nur ſogleich genehmigt, ſondern auch dem Schech zur Ausführung dieſes ſo nützlichen Projects eine Anzahl Beduinen zu Pferde mitgegeben; ſo geſchieht es nun immer ohne eine weitere Anfrage, daß wenn Mangel an Kamelen iſt, man in den nächſten Orten Darfurs einen Einfall macht und dieſe raubt. Zu verwundern iſt es bloß, daß Darfur ſich dieſes alles gefallen läßt, und keine Repreſſalien ausübt.

Zwölf Stunden von Lobeid entfernt iſt der Wohnort des Schechs der Dar-Hammer. Ich hatte ihn in Lobeid kennen ge-

lernt, und machte ihm einen Beſuch. Er nahm mich auf das beſte auf, und ich fand Gelegenheit einem Divan, den er in ſeinen geräumigen Tukkolis hielt, beizuwohnen. Gegenüber der Thüre auf einem Angareb ſaß der Schech und ihm zur Seite eine ſeiner vier Weiber, welche er täglich wechſelt, und welche ſodann bei dem Divan gegenwärtig ſeyn müſſen; an ſeiner Seite lehnte ſein Ritterſchwert mit einem maſſiven ſilbernen Griff und Knopf, letzterer in der Größe eines Hühnereies. Kläger und Angeklagte ſaßen im Halbkreis auf dem Boden. Zu den Füßen der Frau ſtand ein großer irdener Topf mit Meriſſa, wovon dieſe auch während der Verhandlung fleißig beiden Theilen aus einer Schale darreichte. Doch geſchah dieß alles mit einer gewiſſen Ceremonie, welche beweiſen ſollte, daß der Schech als Schiedsrichter keine Parteilichkeiten kenne, und ihm beide Theile gleich ſeyen. Der Ausſpruch des Richters iſt immer kurz und beſtimmt, und wird auch jedesmal unbedingt angenommen und befolgt, indem dieſe guten Leute ſtets von dem Grundſatze ausgehen, daß ihr Oberhaupt ſich nie trügen kann. In ihrem häuslichen Leben ſind die Dar-Hammer von den übrigen Stämmen Kordofans wenig oder gar nicht verſchieden, und im Ganzen eine der gutmüthigeren Einwohnerclaſſen dieſer Provinz. Sie ſchnalzen auch mit der Zunge wenn ſie Ja und Nein ſagen wollen, wie die meiſten Bewohner Kordofans, und man muß dieß Schnalzen öfters gehört haben, um den Unterſchied zwiſchen Ja und Nein zu unterſcheiden. Ich habe während meines Aufenthalts in Kordofan nie etwas gehört, daß ſie einen Fremden ſchlecht behandelt, beraubt oder gar getödtet hätten, abgerechnet die Einfälle in Darfur, die ſie jedoch als nichts ſo Schlimmes betrachten, weil es unter dem Schutz und ſo zu ſagen auf Befehl der Regierung geſchieht. Ihr großer Schech, ein ſchöner Mann, in der Tracht von den übrigen nur durch ſein großes, mit einem ſilbernen Griff verſehenes Schwert unterſchieden, wird von ſeinen Untergebenen allgemein geliebt, und alle ſeine Befehle mit einer ſolchen Genauigkeit befolgt, daß nicht ſo bald eine Regierung ſich deſſen rühmen kann. Er war ſtets beritten, wenn er außerhalb des Hauſes ſich befand, und ſein Pferd könnte an jedem europäiſchen Hofe die Zierde des Marſtalls ſeyn, denn ich ſah auf meiner ganzen Reiſe nicht ein ſo ſchön gebautes Thier, und von einer ſo reinen Race wie dieſes. Die

Dar-Hammer ſind ſehr gaſtfrei gegen jedermann, und es braucht bei dieſen Kindern der Natur nur ſehr wenig um ſich beliebt zu machen, indem ſie wirklich ſehr wenig Bedürfniſſe kennen, und ſohin mit einer Kleinigkeit befriedigt werden. Die Weiber ſind nicht ſchön, doch gewöhnlich von ſanftmüthiger Natur, beſorgen das Haus ſo wie die Kinder, und beſchäftigen ſich in den und zwar nicht wenigen müßigen Stunden mit ihrem einfachen Putz. Ihre Tracht iſt wie bei den andern, nicht einmal ihr großer Schech hat eine Kopfbedeckung, was ihnen um ſo leichter wird, als ſie ein ohnedieß ſehr buſchiges Haar haben, welches ſo dicht iſt, daß die Sonnenſtrahlen ſelbes nicht ſo leicht durchdringen können.

Wo kein Waſſer iſt, kann Menſch und Thier nicht leben, ein großer Diſtrict von Dar-Hammer macht aber eine Ausnahme; es ſcheint unbegreiflich und doch iſt es ſo. Jedes Jahr, gewöhnlich drei Monate, iſt in verſchiedenen Gegenden kein Trinkwaſſer vorhanden, nachdem das in kleinen Teichen, welche ſie Fula nennen, geſammelte Regenwaſſer ausgetrocknet iſt. Ziehbrunnen oder Ciſternen gibt es keine, mit Ausnahme der Brunnen Redger. Diejenigen Ortſchaften, welche von dieſen Brunnen weit entfernt ſind, ſind genöthigt, für drei Monate alle Weiber, Kinder, alte und kränkliche Leute, die Ziegen, Schafe und einen Theil der Kamele nach den Brunnen Redger und nach Kätſchmar zu ſchicken; nur die erwachſenen Männer bleiben zurück, wie auch einige Kamele. Um das ihnen mangelnde Trinkwaſſer zu erſetzen, thun ſie folgendes. Sie bauen große Felder mit Waſſermelonen an, welche zur Zeit des Waſſermangels zu reifen anfangen. Die reifen werden täglich abgeſchnitten, der Saft ausgepreßt, aber nicht getrunken, ſondern zur Meriſſa benutzt, ſo wie zum Kochen der Aſſida und Woika. Kleider brauchen ſie ſich keine zu waſchen, denn ſie haben keine, und diejenigen, welche ein Hemd tragen, thun es auch ſonſt nicht, ſelbſt bei dem größten Ueberfluß von Waſſer. Die Kamele, welche zurückbleiben, erhalten täglich zweimal friſche Melonenſchalen anſtatt des Waſſers, in der Regel läßt man die Kamele nur alle drei bis vier Tage einmal ſaufen; da ſie täglich durch die Schalen ſo viel Waſſer erhalten als ihnen nöthig iſt, ſo leiden ſie nicht im geringſten an Durſt.

Neuntes Capitel.

Volksſtämme die an Kordofan angränzen, Scheluk, Nuba, Takele ꝛc.

In der Richtung von Südoſten gränzen an die urſprüngliche Provinz Kordofan die Scheluk, die Denky oder Jenky, wie man ſie auch nennt; letztere wohnen am öſtlichen Ufer des weißen Nils. Das Land der Scheluk in der weſtlichen Gegend des weißen Fluſſes umfaßt einen ſehr großen Strich Landes, welches nach dem Innern ſich bedeutend ausdehnt. Beide Völkerſtämme, die Scheluks ſowohl als Denky, ſcheinen in Hinſicht ihres Körperbaues, ſo wie ihrer Sitten und Gebräuche einerlei Volk zu ſeyn, allein die Sprache iſt verſchieden. Die Sultane der Scheluk waren einſt ſehr mächtig. Selbſt Sennaar, deſſen Gebiet ſich bis an die Gränze von Dongola zog, hatten ſie erobert, und letzteres Land wurde von einem aus des Sultans Familie bis zum Jahr 1821 beherrſcht, allein durch die Uebermacht der ägyptiſchen Truppen wurde Sennaar unter Mehemed Ali gebracht. Der Sohn des letzten Königs von Sennaar lebt noch gegenwärtig in einem elenden Dorfe; Mehemed Ali hat ihn aus beſondern Rückſichten zum Dorfrichter gemacht, wo er in ſehr bedrängten Umſtänden lebt. Die Scheluk und Denky erkennt man ſogleich, wenn ſie auch unter mehreren andern vermengt ſind: ſie haben etwas länglich gedrückte Köpfe, beſonders aber ſind ſie daran kenntlich, daß ihnen die untern vier Schneidezähne mangeln, welche ſie ſich im zehnten oder zwölften Jahre ausziehen, was eine Art religiöſer Ceremonie ſeyn, und ſo viel ich mir ſagen ließ, wie ein Act der Beſchneidung oder Taufe gelten ſoll. Sie ſind von ſtarkem Körperbau und überaus luſtig, doch werden ſie als Sklaven ſehr wenig geſchätzt, und ſtehen in Kordofan und Sennaar ſtets unter dem Preiſe der übrigen Sklaven; dieß rührt hauptſächlich davon her, weil ſie äußerſt dumm, faul und kindiſch ſind, und zu keinem Dienſt verläßlich gebraucht werden können. Man ſieht ſie auch den ganzen Tag herumlaufen, oder Spiele treiben, die nur den Kindern Freude machen können; ſie ſind auch ungetreu, und dürfen nie allein gelaſſen, ſondern müſſen immer andern Sklaven ſo zu ſagen zur Aufſicht zugetheilt werden. Nur diejenigen machen manchmal eine Ausnahme, welche ganz jung von Hauſe wegkommen. Sie werden auch nur zu den niedrigſten Arbeiten verwendet, und beinahe

nur wie die Laſtthiere behandelt. Mehemed Ali, welcher das erſte Linieninfanterieregiment faſt aus lauter Negern errichten ließ, gab in letzterer Zeit den Befehl, keine von dieſem Stamme mehr zu recrutiren, indem ihr Dienſt nicht nur von gar keinem Nutzen iſt, ſondern wegen ihrer ausgezeichneten Dummheit nur alle möglichen Nachtheile ſich erwarten ließen. Denn man hatte Beiſpiele, daß Soldaten aus dieſem Stamm, wenn ſie auf einem Poſten ſtanden, dem erſten beſten, der vorüberging, und ſie um ihr Gewehr anſprach, ſolches ohne Zögern überließen gegen ein kleines Geſchenk, ja auch noch die Patronen dazu hingaben; man war daher jedesmal genöthigt dieſe Menſchen fortwährend unter Augen zu halten, und ſie in keinem Falle ſich ſelbſt zu überlaſſen. In mehreren Erd- und Reiſebeſchreibungen werden die Schelluk als Cannibalen bezeichnet. Dieß iſt aber unrichtig, denn alle Erkundigungen, die ich hierüber von den Djelabi eingezogen, ſtimmen überein, daß dieſe Behauptung falſch ſey, und man nie auch nur das geringſte gehört hätte, was dieſe Meinung beſtätigen könnte. Als ich auf meiner Flucht von Kordofan in Tura am weißen Fluß anlangte, ſagte man mir, daß ein Europäer ſammt einer ſtarken Begleitung im erſten Orte der Schelluk ſich aufhalte, um für Mehemed Ali acht Stück Nilpferde zu fangen, und die Häute zum Ausſtopfen zu präpariren. Ich reiste von Tura gleich ab, in zwei ſtarken Tagmärſchen zu Kamel langte ich an Ort und Stelle an, die Nilpferdjäger traf ich wohl an, der Europäer, mit Namen Bartolo, hatte aber einige Tage früher die Reiſe nach Kartum auf dem öſtlichen Ufer angetreten. Ich wohnte der Jagd auf ein Nilpferd bei; ſie hatten bereits fünf erlegt, allein ſelbe waren ſo ſchlecht präparirt, daß ſie mit der Zeit verderben mußten, was auch geſchehen iſt; ſie liegen jetzt in Cairo ganz unbrauchbar. Hier hatte ich Gelegenheit die Schelluk ein wenig kennen zu lernen, ſo weit der kurze Aufenthalt mir Gelegenheit gab. In ihrem Lande ſind ſie eben ſo faul wie als Sklaven auswärts, man ſieht ſie nur herum liegen, und auch nicht die geringſte Arbeit verrichten. In der trockenen Jahreszeit ſchlafen ſie nicht in ihren Hütten, ſondern Jung und Alt ſchläft vereint wie eine Viehheerde im Freien. Die Schelluk gehen ganz nackend, und erſt, wenn ſie ſich verehelicht haben, binden ſie einen Streif Baumwollenzeug um die Lenden; die meiſten tragen nur einen Streifen eine Hand breit, um die Schamtheile zu

bedecken. Ihre Weiber werden ſehr mißhandelt, und gewöhnlich iſt ein Aberglaube die Urſache davon; denn geht der Mann auf die Jagd, und verfehlt bei einem Wurfe mit der Lanze das Wild, oder tritt ſich einen Dorn in den Fuß, ſo muß ſeine Frau die Schuld tragen, denn er beſchuldigt ſie, daß ſie in dem Augenblick, wo er den Fehlwurf that oder ſich einen Dorn eintrat, die Ehe gebrochen habe, und da hilft nichts, ſie bekömmt Schläge. Iſt jedoch der Ehebruch erwieſen, und die Klage bei dem Schech vorgebracht, ſo erhält ſie mit einem etwas gekrümmten Stock drei Schläge auf den Kopf, den erſten in die Mitte, ſodann auf jeder Seite einen Schlag, und zwar ſo unbarmherzig, daß das Blut ſogleich hervorquillt. Dieſe Strafen kommen ſehr häufig vor, weil der Ehebruch bei den Scheluks nicht ungewöhnlich iſt. Auch habe ich bei dieſer Negerrace die größten Zeugungsglieder zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Die Producte, die ſie ihrem Boden abgewinnen, ſind als nichts zu betrachten. Sie bauen nur ſo viel Dochen, als ſie glauben von einer Erntezeit zur andern auslangen zu können; auf unvorhergeſehene Fälle einer Mißernte oder eines andern Unglücks denken ſie gar nicht, legen daher auch keine Vorräthe an. Ihr Vieh ſoll nur an einigen Orten zahlreich ſeyn, und wächst ohne alle Pflege und Wartung auf. Salz haben ſie keines und müſſen dieſes von Sennaar oder Kordofan beziehen; der größte Theil der Bevölkerung hat nie Salz gegeſſen. Alle übrigen Bedürfniſſe, die ſie mit leichter Mühe ſelbſt erzeugen könnten, tauſchen ſie von ihren Nachbarn ein, und zwar wieder gegen ſolche Gegenſtände, die ihnen die Natur ohne alle weitere Beihülfe liefert. Ueberhaupt iſt dieſer Stamm das non plus ultra aller Trägheit und Dummheit und wenig von Thieren unterſchieden. Sie ſind deßhalb auch nicht für Reiſende ſo gefährlich, wie andere Stämme, welche ſtets auf Raub bedacht ſind, und nur auf wenigen von ihren Bergen wohnen Räuber von Profeſſion; die andern warnen auch jedesmal die vorbeireiſenden Djelabi, ſich dieſen Gegenden nicht zu nähern. Ihr vorzüglicher Reichthum beſteht nur an einigen Orten in Elfenbein, welches ſie aber auch ohne viele Mühe gewinnen. Sie ſtellen die Zähne reihenweiſe um ihre Hütten in Form einer Umzäunung und tauſchen ſolche an die Djelabi aus, welche in dieſe Gegenden kommen. Elephanten gibt es in dieſem Lande

ſo viele, daß ſie in Heerden zu mehreren Hunderten herumſtreifen, doch leben ſie den größten Theil des Jahres einzeln, bis ſie ſich dann zu einer gewiſſen Zeit, gewöhnlich vor dem Regen, in Heerden ſammeln, und über den weißen Nil nach der Richtung von Faſſokel ziehen. Ein altes Weibchen macht jedesmal den Führer, und beſtimmt den Platz zum Uebergang über den Fluß; letzterer geſchieht ſodann mit einem furchtbaren Toben, welches man ſich um ſo leichter erklären kann, wenn man dieſe ſchwimmenden Felſen in einer ſolchen Menge im Waſſer beiſammen weiß. Sie ſaugen mit ihren Rüſſeln das Waſſer ein, und ſpritzen es wieder aus, wie ein Springbrunnen, ſo daß die Strecke Waſſers, in welchem ſie ihr Weſen treiben, in einen Geyſer verwandelt ſcheint; ſie ſchwimmen ungeachtet ihrer Schwere doch mit einer ſolchen Leichtigkeit, daß es faſt unglaublich iſt, allein man hat mich verſichert, daß wenn dieſe Thiere einzeln überſetzen, das Waſſer oftmals ganz ruhig bleibt, und man dieſen Klumpen wie von einer unſichtbaren Macht fortgeſchoben glaubt. Sind ſie auf ihrer Wanderſchaft, ſo herrſcht die größte Ordnung in der Heerde; ihr Führer, das Weibchen, wendet ſich öfters um und gibt Laute von ſich, wenn ein Elephant aus der Colonne ſich entfernt hat, damit er ſich dem Zuge wieder anſchließe; öfters geſchieht es, daß eine Heerde ihren Zug mitten durch ein Dorf nimmt, ohne daß ſie den Hütten oder den Einwohnern den geringſten Schaden zufügen; einzeln thun ſie es niemals. Von dieſen Elephanten bleiben viele zurück, ſie ahnen ihren Tod, und wählen ſich dann einzeln ein Thal in der Nähe des Fluſſes, wo ſie bis zu ihrem Ende verbleiben, welches immer früher geſchieht, als die großen Heerden von ihren Wanderungen zurückkehren. Sie werden auch nicht geſtört, weil der Tod ohnedieß in kurzer Zeit ſie ereilt, und ſodann den Negern zu einer ſichern Beute macht. Es werden auch Jagden auf dieſe Thiere gemacht, jedoch nur dann wenn ſie einzeln und zerſtreut angetroffen werden; denn ſobald ſie ſich in großen Heerden geſammelt haben, wäre es äußerſt gefährlich ſie anzugreifen. Das Elfenbein iſt der einzige Handelsartikel in dieſer Gegend. Außer dieſem findet man bei einigen Scheluk, aber mehr bei den Jenky Goldſand, welchen ſie in den Gebirgen des blauen Fluſſes holen, doch nur in geringer Quantität; auch wiſſen dieſe blöden Menſchen den Werth desſelben nicht zu ſchätzen, und kümmern

ſich wenig um das Aufſuchen. Die Djelabi machen die beſten Geſchäfte mit ihnen. Der jetzige Sultan der Scheluk heißt Denap, ſein Reichthum beſteht in Elephantenzähnen. Von mehreren Djelabi wurde mir verſichert, daß in den Scheluklanden ein in Sennaar und Kordofan gänzlich unbekanntes Thier ſich vorfinde. Die Scheluk nennen es Denk, es ſoll größer als eine Ratte ſeyn, eine aſchgraue Farbe haben und im Ganzen den Affen an Geſtalt ſehr ähnlich ſeyn; die Vorder- und Hinterfüße gleichen den Händen und Füßen des Menſchen; der Schweif iſt ſehr kurz. Dieſes Thier lebt von Gummi und klettert auf die Bäume, kann jedoch nicht ſo wie der Affe von einem Aſt zum andern ſpringen. Kamele gibt es keine im Land wegen der verderblichen Fliege, welche hier Johara heißt.

Ungefähr 20—30 Stunden ſüdöſtlich und ſüdlich von Lobeid wohnen die freien Neger, welche aber auch zum Theil an Kordofan tributpflichtig ſind; doch wird dieſer Tribut immer nur mit Gewalt von dieſen Stämmen erhoben; ſie ſind insgeſammt an Körperbau und Geſichtszügen einander vollkommen ähnlich, ſprechen jedoch verſchiedene Sprachen, ſo daß man öfters in einem Tagmarſche ganz fremde Dialekte und Sprachen trifft; doch ſcheint es, daß die Takele, Kodero und Schabun im Grunde einerlei Sprache haben. Der größte Stamm, der mir bekannt iſt, nennt ſich Nuba und nimmt eine große Strecke des Gebirgszuges ein. Die Nuba ſind Republicaner, und erkennen kein anderes Oberhaupt als den Schech des Ortes, welcher aber auch nur eine paſſive Rolle ſpielt, und ſeine Gerichtsbarkeit über die Gränzen eines Dorfes nicht ausdehnen darf. Auch wird ein ſolcher Schech, ſobald er der Mehrzahl mißfällt, ſeiner Würde entſetzt, und an ſeine Stelle ein anderer durch Stimmenmehrheit geſetzt, was auch hauptſächlich Urſache iſt, daß dieſe Art Richter ihren Ausſprüchen keinen Nachdruck geben dürfen, und nur das Urtheil der Menge entſcheidet. Es hat ſich ſchon öfters der Fall ergeben, daß ein Schech, welcher theils durch ſeine perſönlichen Vorzüge, theils durch Vermögen ſich ein großes Anſehen unter dieſem Stamme erworben, endlich die Abſicht hatte, ſich zum Sultan oder Alleinherrſcher der geſammten Nuba aufzuſchwingen, allein dieß gelang nie, denn ſobald die Nuba-Neger nur die leiſeſte Ahnung von einem ſolchen Vorhaben hatten, wurde der unglückliche Uſurpator

ſogleich ermordet. Ihre Schechs ſind daher auch bloße Figuranten, und werden nur ſo lange geduldet, als ſie der Freiheit des Volkes, oder ihren ſonſtigen Rechten nicht zu nahe treten. Alle die Negerſtämme, welche ungefähr bis 10° der Breite wohnen, ſind leicht von einander zu unterſcheiden, mehrere an den Ohren- und Naſenringen, andere wieder an dem Mangel der untern Schneidezähne, andere an einem Loche in der Unterlippe, in welches ſie den Zahn von irgend einem Thier ſtecken, der ſodann mit der Oeffnung verwächst. Noch andere haben Einſchnitte im Geſicht. Dieſe Neger haben durchgehends ein vollkommen wolliges Haar, welches aber den Kopf nur ſparſam bedeckt, aufgeworfene dicke Lippen und klein gedrückte Naſen. Viele unter ihnen ſind weniger ſchwarz, als die in den ſüdlichern Gegenden wohnenden Neger, haben auch keine ſo hervorſtehenden Backenknochen und ſind im Durchſchnitt wohlgeformt. Die Mädchen haben ſchöne Brüſte, ſie ſind von unten nach oben gewölbt, und oben etwas hohl.

Dieſe Nuba wohnen in Dörfern, welche ſie meiſtens auf den unzugänglichſten Stellen des Berges bauen, und ſich möglichſt in Vertheidigungsſtand ſetzen; ihre Wohnungen ſind von Stroh und mit Dornen umzäunt, auch gibt es Häuſer von Stein. Doch muß ich bemerken, daß bei jenen Stämmen, wo monarchiſche Regierung iſt, die Bewohner weit friedlicher leben als jene republicaniſchen, wo ein Berg gegen den andern öfters wegen Kleinigkeiten zu Felde zieht, und der Stärkere den Schwächern zu Sklaven macht und verkauft.

Das Klima jener Gegenden iſt weit geſünder, als es in Kordofan der Fall iſt. Die Kleidung der Einwohner iſt ſehr einfach, und beſteht bloß bei erwachſenen Perſonen aus einem Stück Baumwollenzeug, bei den meiſten aber nur aus einem handbreiten Streifen, wobei ſie um die Hüften eine Schnur befeſtigen, und den Streifen an Bauch und Rücken befeſtigen. Außerdem tragen ſie Ohrenringe von Meſſing oder Eiſendrath, und nur das weibliche Geſchlecht böhmiſche und venetianiſche Glasperlen um den Hals. Einige Männer tragen ein Band ungefähr eine böhmiſche Elle lang über die Schamtheile gehängt. Dieſes Band iſt wirklich mit großer Geduld und Mühe verfertigt, und beſteht aus Knöpfchen von der Größe eines Hemdknopfes von Straußeierſchalen, welche in der Mitte ein Loch haben und mit Bindfaden an einander be-

festigt werden; ich gab mir die Mühe die einzelnen Knöpfe eines dieser Bänder, das ich besitze, zu zählen, und fand deren 6860 Stück; oben und unten werden sie öfters noch mit kleinen eisernen Spulen und Glasperlen geziert. Wenn man nun nimmt, daß diese Menschen keine gut schneidenden Instrumente besitzen, welche ihnen die Arbeit erleichtern könnten, so wird man leicht ersehen, welche besondere Geduld erforderlich ist, diesen Gürtel zu verfertigen. Auf einigen Bergen färben sich die Weiber im Nubagebirge die Haare roth, und zwar indem sie eine Art rothen Sandstein zu einem feinen Pulver reiben, dieses mit Butter anmachen, und eine Art Pommade verfertigen, womit sie die Haare einreiben; gewöhnlich hält sich diese einige Tage in den Haaren, und gibt ihnen ein nicht ganz besonders gefälliges Aussehen. Den Mädchen werden auch zur Verzierung auf den Wangen, den Armen, der Brust und dem Leibe Messerschnitte gemacht. Der Hausrath der Nubaneger ist sehr arm, und besteht bloß in einigen Töpfen zum Wasser, zur Merissa und zum Kochen, und einigen Kürbisschalen zum Trinken; auch dienen letztere, mit Wasser gefüllt, dem weiblichen Geschlecht statt des Spiegels, welchen die Mädchen des Tages öfters in Anspruch nehmen. Die Waffen der Männer, welche diese fortwährend bei sich tragen und nur auf kurze Zeit ablegen, sind Schild, Lanzen mit eisernen oder hölzernen Spitzen, letztere immer vergiftet, zweischneidige kleine Messer, und eine Art Sichel, die aus einem anfangs gerade gehenden, dann aber herzförmig gebogenen Schneideisen besteht, in der Länge von ungefähr zwei Fuß; diese nennen sie einen Turbatsch, und gebrauchen sie im Kriege zum Ausspariren der Säbelhiebe, auch schleudern sie solche bei einem Angriffe dem Feind in die Füße.

Ihre Lieblingsbeschäftigung ist Tabakrauchen. Man sieht sie auch den ganzen Tag nicht anders als mit der Pfeife im Munde; die jungen Mädchen rauchen selten, die alten Weiber aber legen die Pfeife keinen Augenblick bei Seite, und wenn sonach mehrere von ihnen in einem Klumpen beisammen hocken, und, wie anderwärts, die Chronique scandaleuse vornehmen, so glaubt man einen Ofen zu erblicken. Die Tabakspfeifen dieser Nubaneger sind von Thon oder Holz, und sie wissen denselben ein gefälliges Aussehen zu geben; das Rohr ist von Holz, nur einen Finger lang, in dieses wird ein dreizölliges dünnes eisernes Rohr hinein-

gesteckt, welches als Mundstück dient. Den Tabak pflanzen sie selbst; er ist jenem von Kordofan fast gleich, hat ein kleines Blatt und dicke Stengel. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß die Neger schon seit undenklichen Zeiten rauchen, und der Tabak nicht allein aus Amerika stammt. Die Kost der Nubaneger ist bedeutend besser, als die der Einwohner von Kordofan; denn Rindvieh, Ziegen, Schafe, Schweine, Hühner, Butter, Honig findet man auf vielen Bergen im Ueberfluß. Zu den Lieblingsgerichten aber gehört die Ratte, welche auf manchem Berge als Luxusartikel gilt; es ist die Feldratte, welche kein so ekelhaftes Aussehen hat, wie die europäische; hier wird sie mit der ganzen Haut an einem Spieße gebraten, und dann wird erst das Fell abgezogen. Außer den genannten Thieren dient ihnen auch das Wild, welches in ihren Gebirgen häufig getroffen wird, als Nahrungsmittel, und stets wissen sie junge Giraffen, Strauße, Hasen und Antilopen verschiedener Art in Schlingen zu fangen und zu ihrer Nahrung zu verwenden. Das Brod ist ihnen ein besonderes Bedürfniß, und man wendet auch alle Sorgfalt auf den Ackerbau. Doch trifft es sich sehr oft, daß bei wenig Regen ein Mißwachs entsteht, oder durch die in diesen Gegenden so häufigen Heuschrecken eine ganze Ernte aufgezehrt, oder auch durch die räuberischen Türken geplündert wird; hierauf tritt gewöhnlich ein großer Brodmangel ein, der oft von den schrecklichsten Folgen ist. Man hat Beispiele, daß dann die Eltern ihre Kinder um einige Handvoll Dohen verkaufen. Ich selbst sah ein Mädchen, welches ein Djelabi um 50 Handvoll Dohen gekauft hatte. Der Bruder gibt seine Schwester preis, um nur etwas weniges Mehl zu gewinnen, und so sich und die Seinigen einige Tage mit Brod zu versehen. Ein Djelabi erhielt acht Ochsen für eine Kamelladung Dohen, welche ungefähr in drei Cantar bestand, und ein anderer kaufte um denselben Preis acht Kinder; in solchen unglücklichen Fällen steht also der Preis eines Menschen dem eines Thieres gleich. Es ist zu verwundern, daß bei einem Ueberfluß an animalischen Speisen eine Hungersnoth entstehen konnte, allein es ist gewiß, daß bei einem Getreidemangel diese Neger jede andere Nahrung fast verachten, und lieber alles Elend erdulden. Diese Noth ist, wenn sie eintritt, immer von sehr traurigen Folgen. Die Neger gehen sodann auf Raub aus, und plündern die nächsten Dörfer,

oder ſtehlen wo ſie etwas finden; dieß veranlaßt die größten Streitigkeiten, welche immer einen Krieg mit ſich führen, wo ſodann der Kampf ſo lange währt, bis der ſchwächere Theil unterliegt, und von dem Sieger als Sklaven verkauft wird. Die vorzüglichſten Ausfuhrartikel der Nuba ſind Gummi, Straußfedern, Elfenbein, Tamarinden, Honig und Sklaven, und mit dieſen wird bloß Tauſchhandel getrieben; um Gummi bekümmert ſich, ſeit das Monopol Mehemed Ali's eingetreten iſt, Niemand, weil die Fracht bis Kordofan faſt noch einmal ſo viel betragen würde, als er dafür bezahlt. Und daher müſſen jährlich Tauſende von Cantar verderben, wo Hunderte von Familien ihren Unterhalt erwerben könnten. Den Werth des Geldes wiſſen die Nubaneger nicht zu ſchätzen, und nehmen für die Waaren, welche ſie produciren, immer andere an, welche zu ihren Bedürfniſſen gehören. Gewöhnlich führen ihnen die Djelabi Baumwollenſtoffe, Meſſing, Eiſendrath, Glasperlen, Spielmarken u. ſ. w. zu, und tauſchen gegen dieſe Sachen die genannten Waaren ein. Unter ſich ſelbſt beſteht der Tauſch in Tabak, Salz und kleinen Muſcheln. In der Gegend von Schabun gewinnen die Neger auch Gold, welches in den Wildbächen der Gebirge gefunden und von den Einwohnern in Federkielen von großen Raubvögeln aufbewahrt wird; allein ſie legen keinen ſo großen Werth auf dieſes Metall, und wiſſen es auch nicht zu ſchätzen; nur die Dongolawi, welche ſeit undenklichen Zeiten ſich wegen des Handels in jene Gegenden gezogen und daſelbſt einheimiſch gemacht haben, wiſſen große Vortheile hieraus zu ziehen. Dieſes Gold in Kielen kommt in Kordofan im Handel vor, und wird dem baaren Geld öfters vorgezogen; auch wird es hier in Form von Ringen gegoſſen. Es ſcheint, daß bei Schabun die Neger keine feuerfeſten Tiegel beſitzen, um das Gold zu ſchmelzen, wie es der Fall bei andern Negern und Galla-Stämmen iſt. Dieſe Dongolawi ſind an einigen Orten mit Negermädchen verheurathet, woraus auch eine Art gemiſchte Sprache entſtanden ſeyn ſoll, wie man mich verſicherte; doch behalten ſie ihren Charakter vom Vater, und man erkennt gleich einen Dongolawi, wenn er auch von einer Negermutter geboren iſt.

Die Nubaneger ſind größtentheils Heiden, und nur wenige unter ihnen bekennen ſich zum mohammedaniſchen Glauben. Ihre Religionsbegriffe ſind aber auch ſehr beſchränkt, und man ſieht

faſt gar keine religiöſe Ceremonie. Sie glauben zwar an ein höheres Weſen, ſetzen es aber unter den Mond, und daher wird das Ende des Mondmonats beſonders beobachtet. Viele denken ſich die Sonne darunter, welche den Regen hervorbringt, weil ohne Regen nichts wachſen würde; ſie wiſſen genau den Monat zu beſtimmen, wann der Regen beginnt, und zählen von jedem Anfang des Monats an. Sie ſind keine Götzendiener, doch fehlt es nicht an Aberglauben, und ehe ſie irgend ein Geſchäft oder ſonſtige Arbeit vornehmen, werden gewiſſe Anzeichen abgewartet, und danach ihre Handlungen eingerichtet. Setzt ſich z. B. des Nachts eine Eule auf irgend ein Haus, und läßt ihren traurigen Ruf daſelbſt ertönen, ſo iſt dieſes ihnen ein ſicheres Zeichen, daß jemand im Hauſe in kurzer Zeit ſtirbt; noch mehr Eindruck aber macht auf dieſe armen Geſchöpfe ein Rabe, wenn ſolcher, was nun freilich ſehr oft geſchieht, in ein Dorf geflogen kommt und ſich auf einen Baum oder ein Haus ſetzt. Alles entſetzt ſich darüber, alle Munterkeit im Dorfe verſchwindet, der Geſang und die Muſik verſtummen, und an einem ſolchen unglücklichen Tage wird nicht getanzt, denn die Ankunft eines Raben iſt ein beſtimmtes Zeichen, daß die Türken kommen um ſie auszuplündern, und wohl noch als Sklaven mitzunehmen. Auch glauben ſie ſehr an Geſpenſter. Das Andenken der Verſtorbenen wird bei ihnen auf einigen Bergen gefeiert, und zwar zu einer beſtimmten Zeit alle Jahre. Des Abends zündet man auf den freien Plätzen große Feuer an, jeder nimmt einen brennenden Aſt als eine Fackel in die Hand, und ſo bewegt ſich nun der ganze Zug zuerſt auf den Begräbnißplatz und hierauf zu den Häuſern, in welchen das vergangene Jahr einer geſtorben iſt; es wird ſodann ein Geſang zu Ehren des Todten angeſtimmt, und nach dieſem das brennende Holz in die Luft geworfen, ſo wie man in einigen Ländern Europa's die Johannesfeuer anzündet. Wenn der erſte Regen fällt, ſo wie auch am Ende der Ernte, wird gleichfalls ein Feſt gefeiert, und hiebei alles, was das Haus liefern kann, zu einem Schmaus verwendet, wo es nun freilich an Meriſſa auch nicht fehlen darf. Ihre Lieblingsunterhaltung beſteht in Geſang und Tanz. Alles, was nur ſich bewegen kann, tanzt, Männer und Weiber, öfters auch die Alten, und es vergeht kein Tag, wo nach Sonnenuntergang ſich nicht die ganze Einwohnerzahl eines Dorfes auf einem

ASHMOLEAN OXFORD MUSEUM

freien Platze verſammelt und tanzt. Die Begleitung geſchieht mit Geſang, Händeklatſchen, Trommel und öfters mit einer Pfeife. Singen jedoch hört man vorzüglich die jungen Mädchen den ganzen Tag, und ſie verrichten auch keine noch ſo kleine Arbeit, ohne dabei zu ſingen. Wenn die Sonne hinter den Bergen verſchwindet, ſo werden auf allen Bergen große Feuer angezündet und getanzt, wobei der Geſang von einem Berge zum andern ertönt und faſt einer Art ſingender Begrüßung ähnlich iſt.

Der Charakter dieſer Nuba iſt gutmüthiger als man bei einem halbwilden Volke erwarten ſollte, und wenn ſie nur ein wenig überzeugt ſind, daß man keine Abſicht hat ihnen zu ſchaden, ſo kann man auch ſicher ſeyn, von ihnen mit aller Gaſtfreundſchaft aufgenommen zu werden, trotz aller der Mißhandlungen und Bedrückungen, die ſie zeitweiſe von den angränzenden Türken zu erleiden haben, und die ihnen faſt einen unauslöſchlichen Haß gegen alle Weißen einflößen. Auch tragen die Djelabi viel dazu bei, indem ſie den Negern erzählen, daß jene Sklaven, welche in die Hände der Weißen kommen, in jenen Ländern gemäſtet und ſodann geſchlachtet werden. Sind die Djelabi einmal in Kordofan und treten ſie ihre Reiſe nach Cairo an, dann machen ſie den armen Sklaven begreiflich, daß diejenigen Weißen, wie Araber und Türken, welche die wahre Religion haben, dieß nicht thun, ſondern nur die Giaur oder Ungläubigen, womit ſie den Namen Franken belegen, daß ſie es ſeyen, welche das Fleiſch der Neger eſſen. Deßwegen hat man oft Beiſpiele in Cairo, daß wenn ein Franke einen Sklaven kauft, dieſer zu weinen anfängt, weil ihn die Furcht bemeiſtert, geſchlachtet zu werden. Ein Nubaneger, welcher gut arabiſch ſprach, ſagte mir ganz gelaſſen: „wir Schwarze ſind doch beſſere Menſchen als ihr Weißen, denn wenn unſere Kinder in euer Land kommen, ſo ſchlachtet ihr ſie, wir könnten es ja mit dir auch ſo machen; wir ſind aber gut und thun es nicht, folglich ſind wir beſſer als ihr.“ Mit Güte richtet man bei dieſen Naturkindern alles aus, mit Strenge erreicht man nur das Gegentheil, denn wenn ſie ſehen, daß man bei ihnen Gewalt anwenden will, ſo werden ſie boshaft, jähzornig und widerſtreben mit aller ihrer Kraft, denn es ſind Kinder der Freiheit, welche lieber ihr Leben opfern, als einen Zwang erleiden. Verlangt man einen Dienſt von ihnen, ſo müſſen alle gütlichen Vorſtellungen und alle

mögliche Behutſamkeit angewandt werden, um ſie in einer guten Stimmung zu erhalten, im Gegenfall hätte man nur üble Folgen zu gewärtigen, weil ſie eher den Tod erleiden, als durch Mißhandlung ſich zu einer noch ſo unbedeutenden Sache zwingen laſſen.

Vielweiberei iſt im allgemeinen nicht gebräuchlich; jeder nimmt ſich nur eine oder zwei, und bloß die Schechs haben mehrere. Will nun einer ein Mädchen als Weib zu ſich nehmen, ſo handelt er vorerſt mit dem Vater den Preis aus, um welchen ſie ihm überlaſſen wird; dieſer iſt freilich ſehr verſchieden, und hängt von der Jugend, Schönheit oder ſonſtigen guten Eigenſchaften der gewählten Braut ab; er beſteht in einer gewiſſen Anzahl Kühe, Ziegen oder Schafe, und dieſes gehört als perſönliches Eigenthum der Braut an. Iſt man handelseinig geworden und alles ausgeglichen, ſo zieht der Bräutigam mit allen jungen Männern des Dorfes zu der Hütte der Auserwählten, wo nach einigen einfachen Ceremonien dieſe von der Mutter und den nächſten Anverwandten dem Bräutigam übergeben, und von letzterem unter Geſang, Trommeln und Pfeifen in ſeine Hütte geführt, und ſodann allen Gäſten ein Mahl verabreicht wird. Den Schluß macht ein allgemeiner Tanz, an dem Alles Theil nimmt, und die Hochzeit hat ein Ende. Sie leben in ihren Familienkreiſen ſehr einig; trifft ſich jedoch der Fall, daß der Mann ſein Weib aus was immer für einer Urſache verſtößt, und ſie wieder zu ihrer Familie zurückkehren muß, ſo behält ſie ihr Heurathsgut, und nimmt alles was ſie von ihrem Manne erhalten, wieder mit ſich.

Ihr Feldbau iſt einträglich, und erfordert bei dem ungemein üppigen Boden ſehr wenig Arbeit, weßhalb ihre Arbeiten auf dem Feld ſowohl bei der Saat als bei der Ernte ungemein ſchnell beendigt ſind, und außer dieſen zwei Zeitpunkten nichts geſchieht, als daß man das Unkraut mit dem Haßeiaſeh auskratzt. Nach dem erſten Regen eilen ſie auf die Felder und ſtecken den Dochen; dieſes geſchieht wie in Kordofan, was ich im zwölften Capitel beſchreiben werde. Tabak wird auch ſtark gebaut, weil ſie das Rauchen ungemein lieben; hat die Pflanze ihre Reife erlangt, ſo werden die Blätter abgenommen, getrocknet, und ſodann nach einer vorangegangenen Anfeuchtung in Geſtalt eines Brodes geformt. Wollen ſie nun rauchen, ſo brechen ſie ein verhältnißmäßig großes Stück hievon ab, reiben es zwiſchen den Händen

fein und ſtopfen ihre Pfeifen damit. Der Tabak iſt jedoch ſo ſtark, daß ein Europäer, bevor er ſolchen rauchen kann, ihn 24 Stunden lang in Waſſer legen muß, um demſelben die Schärfe zu benehmen, und ſelbſt dann iſt es beinahe unmöglich, zwei ihrer kurzen Pfeifen hintereinander auszurauchen. Sie treiben auch Tauſchhandel mit dieſem Product. Mit dieſen beiden Artikeln iſt ihr ganzer Feldbau beſtellt, und in der Zeit von der Saat bis zur Ernte macht bloß die Viehzucht, Jagd und das Lanzenwerfen ihre Beſchäftigung aus.

Die meiſte Plage macht ihnen jedoch das Einſammeln des Honigs, indem ſie, nackt und bloß, gar keine Schutzmittel gegen den Stich der ergrimmten Bienen haben. Wenn daher ein Bienenſtock geöffnet wird, ſo müſſen ſie vorerſt mit Baumzweigen ſo viel wie möglich die Bienen wegzujagen trachten, und dann den Honig herausbrechen; allein ungeachtet aller dieſer und anderer Vorſichtsmaaßregeln trifft es ſich faſt immer, daß die guten Thierchen, über den Einbruch in ihre friedlichen Wohnungen ergrimmt, ſich hundertweiſe auf den ungebetenen Gaſt ſetzen, und allen ihren Zorn an ihm auslaſſen; nun bleibt dieſem kein anderes Mittel übrig als ſich auf die Erde zu werfen und im Sande herumzuwälzen, allein die Folgen der erhaltenen Züchtigung ſind immer mehrere Stunden lang zu ſpüren.

Ihre Kriegsübungen beſtehen vorzüglich in Lanzenwerfen, und zur Vertheidigung mit dem Schild ſich zu bedecken. Bei den Uebungen bedienen ſie ſich meiſtentheils der Stengel von den Dochenpflanzen, welche ſie auf einander werfen, und ſie ſind ſo geübt, daß ſie ſelten ihr Ziel verfehlen; in der Vertheidigung aber wiſſen ſie ſich eben ſo geſchickt mit dem Schild zu decken und die gegen ſie geworfene Lanze aufzufangen, indem ſie hiebei ihren Körper auf die Erde beinahe in einen Klumpen zuſammendrücken, und mit dem Schilde ganz bedecken. Ihre Angriffe geſchehen immer mit einem fürchterlichen Geſchrei, welches durch die Weiber, die im Hintertreffen ſich befinden, ſtets vermehrt wird, und mit einer ſolchen Schnelligkeit, daß dem Angreifenden wenig Zeit übrig bleibt, ſich in Verfaſſung zu ſtellen; wird aber der erſte Choc ausgehalten, und ihnen die Stirne geboten, ſo prellen ſie eben ſo ſchnell zurück und wiederholen nicht ſo bald einen zweiten Angriff, ſondern beſchränken ſich auf den kleinen Krieg. Unter einander

ſind die Kämpfe ſtets furchtbar, und endigen bloß mit dem Fall der einen oder andern Partei, welche ſodann als Sklaven verkauft werden. Doch haben dieſe Nubaneger noch zwei weit ſchrecklichere Feinde, und dieſe ſind die Türken und die Bakkara; von erſteren werden ſie mit Gewalt und von letztern mit Liſt geraubt und zu Sklaven gemacht. Sie ſind daher Tag und Nacht auf einen Anfall vorbereitet, ſie laſſen auch des Nachts ihr Feuer fortwährend brennen, um nicht in der Dunkelheit in Verwirrung zu gerathen.

Doch auch das Feuer verurſacht ihnen manche Noth und Plage, denn da ſie keine Feuermaterialien beſitzen, ſo dürfen ſie auch niemals ihr Feuer ausgehen laſſen; wenn wirklich ein ſolcher Fall eintritt, oder ſie bei ihren Arbeiten oder auf Jagden vom Dorfe weit entfernt ſind, ſo machen ſie es auf folgende Art. Sie nehmen alsdann zwei trockene Hölzer, machen in eines derſelben mit dem Meſſer oder einem ſpitzigen Steine ein Loch, aber nur ſo groß, daß das andere knapp hinein paßt, legen das erſtere auf die Erde, halten es mit den Füßen feſt und ſetzen in das Loch das zweite, welches ſie dann mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit reiben, und in das Loch, um die Reibung zu vermehren, noch einige Sandkörner werfen. Dieſe Arbeit erfordert eine große Anſtrengung, und es müſſen immer zwei Perſonen dabei ſeyn. Unter das Holz wird etwas trockenes Gras oder ein altes Stückchen Baumwollenzeug gelegt, welches, ſobald das geriebene Holz zur Kohle wird, die herabfallenden Funken auffängt und dann glimmt, nun wird noch mehr trockenes Gras und etwas dürres Holz zugelegt, und durch eine ſchnelle Bewegung in der Luft zur Flamme gebracht. Auch in Kordofan thun ſie das nämliche; geht in der naſſen Jahreszeit in einem kleinen Dorfe das Feuer aus, was öfters geſchieht, ſo kommen ſie, wenn das Dorf von einem andern Orte weit entfernt iſt, in die größte Verlegenheit, weil alles Holz und Gras ſehr naß iſt. Ein Scheluk erzählte mir, daß ſie zwanzig Tage in ihrem Dorfe kein Feuer zu Stande brachten; das nächſte Dorf war zehn Stunden von dem ihrigen entfernt, ſie hatten oft den Verſuch gemacht, einen brennenden Aſt aus jenem Dorfe zu holen, und auf dieſer Strecke mehr als fünfzig Feuer angezündet, um es nach und nach ins Dorf zu bringen, und viermal hatte ihnen der Platzregen ihre Mühe verdorben, wie

ſie ſchon nahe am Ziel waren; mit weichem Holz bringt man kein Feuer zuwege, und in jener Gegend gab es kein hartes. In Lobeid kam ich ſelbſt in die größte Verlegenheit, weil ich keinen Feuerſtein mehr hatte, und auch nicht einer auf dem Bazar zu kaufen war; mein Bedienter ſchaffte indeß gleich Rath; er ging zu einem Soldaten, natürlich zu einem Scheluk, der ihm um den hohen Preis von 9 kr. ſeinen Stein von der Flinte losſchraubte, mit der er auf dem Poſten ſtand.

Südöſtlich von Kordofan und etwa fünf Tagmärſche entfernt liegt das Reich Takele; dieſes wird von einem Sultan beherrſcht, welcher ganz unabhängig regiert, und ſeine Reſidenz in Taſſin hat. Der Sultan und ein großer Theil ſeiner Bewohner bekennen ſich zum Islam. In frühern Zeiten zwar, als noch Kordofan mit allen dieſen Reichen Darfur unterworfen war, zahlte Takele ſeinen Tribut dahin, und ſelbſt noch als Kordofan von Mehemed Ali mit den Waffen in der Hand unterjocht ward, wurde dieſer Tribut jährlich entrichtet, weil man es als eine natürliche Sache anſah, daß dem Eroberer das Gleiche wie dem früheren Herrſcher gebühre; als jedoch die Türken ſpäterhin auch hier ihre goldene Regel in Anwendung bringen wollten, und mit nichts zufrieden auch den bezahlten Tribut erhöhen, ja alles als ihr Eigenthum betrachten wollten, weigerte ſich der Sultan von Takele Folge zu leiſten, und widerſtand allen gemachten Anforderungen mit den Waffen in der Hand. Mehemed Ali unternahm drei fruchtloſe Feldzüge gegen dieſes Land, und mußte endlich, nachdem er mehr als die Hälfte aller ſeiner dahin geſandten Truppen verloren hatte, ſeine Plane aufgeben. Takele hat viele Truppen, die zwar irregulär ſind, aber dennoch den Aegyptiern einen großen Schaden zufügten; denn ſie überfielen jedesmal die ſorgloſen Türken, und flohen, nachdem ſie ihnen eine Niederlage beigebracht hatten, wieder in ihre Berge, wohin man ihnen nicht zu folgen wagte. Der Commandant der ägyptiſchen Truppen rächte ſich nun dadurch, daß er die Ernte, welche gerade zu dieſer Zeit noch auf dem Felde ſtand, herausreißen und verbrennen ließ; damit hatte aller Krieg ein Ende, denn als die Türken ſahen daß nichts zu rauben, nichts zu plündern ſey, zogen ſie ſich zurück, und von der Zeit an ward auf Takele kein Angriff mehr unternommen. Uebrigens können die Djelabi von Lobeid und Bara ungehindert dahin ihren

Handel treiben, und eben ſo die von Takele nach Kordofan, und es haben ſich ſchon viele Dongolawi von Kordofan in Takele angeſiedelt, indem ihnen dieſes Land mehr Vortheile gewährt. Takele iſt durchgehends gebirgig, und es ſoll eine Gebirgskette dort ſeyn, welche über zwei ſtarke Tagreiſen in der Länge habe, und nur für einen Berg gilt. Gewöhnlich zählen die Einwohner von Takele die Größe ihres Landes nach der Anzahl der Berge, die bewohnt ſind, und ſagen ſonach Takele habe 99 bewohnte Berge; die von Nuba haben einen Berg mehr und ſagen hundert; es iſt daraus zu ſchließen, daß Nuba größer als Takele iſt. Doch darf man dieſe Zahlen nicht ſo genau nehmen, weil ſie jede große Zahl, wenn ſie die Zahl 30 überſchreitet, mit 99 bezeichnen, und ſo ſagen ſie z. B. ſtatt 40 oder 80 Stück Schafe, ebenfalls 99 Stück. Ich habe ſelbſt Neger aus entfernten Gegenden getroffen, deren ganze Zahlenkenntniß auf fünf beſchränkt war, und dieſe hatten den Namen der fünf Finger, nämlich eins der Daumen, zwei der Zeigfinger, drei der Mittelfinger ꝛc. Bei ſolchen Menſchen iſt man gar übel daran, wenn man ſie um eine gewiſſe Summe befragt, denn man kann nie eine genügende Antwort erhalten.

Dieſes Land iſt induſtriöſer als Kordofan, und es wird daſelbſt auf den Ackerbau und die Baumwollenpflanzung bedeutend mehr Aufmerkſamkeit verwendet als bei ihren Nachbarn; auch verarbeiten ſie ihre Baumwolle ſelbſt zu Stoffen, und liefern noch andere Induſtrieerzeugniſſe. Sie haben auch ſchöne Pferde, aber nur wenige, und man muß ein verwegener Reiter ſeyn, um von dieſen muthigen Thieren, auf welche ſie ſehr viel halten und die ſie nicht ſo leicht verhandeln, nicht abgeworfen zu werden. Man findet nur dann Gelegenheit, ein ſolches Thier zu kaufen, wenn bei einem Einfall der räuberiſchen Bakkara, oder ſonſt bei einem Kampfe mit den Nachbarn ein Takeler getödtet und ſein Pferd Beute des Siegers wird; ich glaube die Abſtammung dieſer Pferde aus Darfur ableiten zu müſſen. Auf Elephanten machen ſie Jagden und treiben Handel mit Elfenbein nach Kordofan. In den Gegenden, wo man keine Pferde hat, werden die Elephanten in Gruben gefangen; da aber, wo ſie Pferde beſitzen, machen ſie es auf folgende Art. Zwei Reiter begeben ſich auf die Jagd, und ſuchen gewöhnlich einen großen Elephanten auf, weil ſolche ihnen mehr Vortheile bringen; haben ſie einen Elephanten entdeckt, ſo

reitet der erſte in einer Entfernung von etwa hundert Schritten heran, ihm gerade gegenüber, ſo daß der Elephant den Reiter ganz im Geſicht hat; der zweite Reiter nähert ſich bis auf hundert Schritte von hinten, ſteigt vom Pferd ab, auf deſſen Stehenbleiben er ſich ſchon verlaſſen kann, nähert ſich ganz langſam dem Elephanten von hinten, und mit einem ſcharfen Säbel haut er mit einem Hieb dem Thier das Ferſengelenk durch; von dem heftigen Schmerz in die höchſte Wuth geſetzt und den Reiter vor ſich ſehend, ſetzt er dieſem nach, und indeſſen gewinnt der, welcher ihn verwundet hat, Zeit ſich auf ſein Pferd zu ſchwingen und ſich davon zu machen; der Elephant kann den erſten Reiter nicht weit verfolgen, einestheils weil der Reiter ſchon einen Vorſprung hat, und das Pferd ſchneller iſt als der Elephant, anderntheils weil er ſich gewiſſermaßen die Ferſe abtritt, ſich verblutet, endlich niederſtürzt, und auf dieſe Art leicht eine Beute der Jäger wird.

Da die Feuergewehre hier noch nicht bekannt ſind, ſo werden die Löwen auf folgende Weiſe getödtet. Man ſucht das Lager desſelben auf, wo er gewöhnlich der Mittagsruhe pflegt, der Platz muß aber ſo beſchaffen ſeyn, daß derjenige Baum, unter dem der Löwe ausruht, etwas entfernt von andern Bäumen ſteht; iſt der Platz ſo geeignet, ſo begibt ſich der Neger ſchon vier Stunden vor Mittag auf jenen Platz, beſteigt den Baum gegenüber demjenigen, unter welchem der Löwe ſeine Mittagsruhe hält; der Löwe iſt während dieſer Zeit auf Raub aus, zwiſchen 10 und 11 Uhr kommt er gewöhnlich zurück, um ſeine Sieſta zu machen, denn die Hitze ſteigt; der Löwe bekümmert ſich nicht was jener auf dem Baume macht, wenn er ihn auch zufällig ſehen ſollte, und der Jäger verhält ſich ruhig bis zwiſchen 12 und 1 Uhr. Dieſer hat einen Sack voll kleiner Steine, ferner fünf bis acht ſcharfe Wurflanzen bei ſich. Iſt nun der Sand auf der Erde brennend heiß, daß ſelbſt der Löwe nicht frei herum gehen kann, ſo fängt der Jäger den Löwen mit Steinen zu werfen an, und zwar alle gegen den Kopf, denn ſie ſind darinnen ſehr geübt; bei den erſten, zweiten bis vierten Würfen, die er am Kopf erhält, findet es der ſtolze König der Thiere nicht der Mühe werth aufzuſtehen; da aber die Steine immer häufiger kommen, und auch einer von den vielen ans Auge trifft, ſo wird ihm doch endlich

die Sache zu arg, er läßt ein furchtbares Gebrüll als Signal der Rache ertönen, mit einem Sprunge nähert er ſich dem Baum, welcher den Feind trägt, der ihn in ſeiner Ruhe ſtört, aber ſchon ſteckt eine Lanze in ſeinem Körper; er brüllt noch ſtärker, die Wunde ſchmerzt ihn aber in dieſem Augenblick nicht ſo ſehr, als der brennende Sand an ſeinen Füßen, und er kehrt noch einmal zu ſeinem vorigen Lager zurück; hier bekommt er noch einen Steinwurf, er wird wüthend, ſtürzt ſich aufs neue zu dem Baum, aber eine, zwei, auch mehrere Lanzen werden nun auf ihn geſchleudert; jetzt nimmt er die Flucht, er winſelt und heult vor Schmerzen, der viele Blutverluſt entkräftet ihn, der Jäger auf dem Baum verfolgt ihn mit ſeinen Blicken und in kurzer Zeit ſieht er das Königsthier todt dahingeſtreckt.

Die Einwohner von Takele gehören zum Schlage der wohlgebauten Neger, und alle die ich antraf, waren von einem gefälligen Anſehen. Die Tracht iſt die nämliche wie bei allen Negern, nur die vornehmeren tragen weiße und blaue Hemden; ihre Gebräuche ſollen dieſelben ſeyn, wie bei den Nuba; nur bei jenen, welche Mohammedaner ſind, finden ſich einzelne Ausnahmen. Der Sultan ſelbſt ſoll ein äußerſt guter Mann ſeyn, und alle die ihn kennen, loben ihn ſehr. Er wird auch von ſeinen Unterthanen faſt angebetet, und es nähert ſich ihm auch keiner anders als kniend, indem er ein Gebet in die hohle Hand hinein murmelt, und erſt dann aufſteht und ſich niederſetzt, wenn der Sultan ihm die Erlaubniß ertheilt hat. Der Divan, wo er die Audienzen ertheilt, iſt ein aus Steinen erbauter großer Saal, mit Säbeln, Lanzen und ſonſtigen Trophäen ausgeziert; hier halten ſich ſtets 18 bis 20 Mann ſeiner Leibwache auf, ſitzen mit Lanzen verſehen, mit untergeſchlagenen Beinen in der Mitte des Saales, und machen eine Art Spalier. Täglich mit Sonnenaufgang begibt ſich der Sultan, nachdem er vorher ſein Gebet verrichtet hat, in den Divan, nimmt alle Verhandlungen ſelbſt vor, und ertheilt auch ſogleich Beſcheid; er liebt die Jagd und ſeine Weiber, deren er 300 in ſeinem Harem haben ſoll, welches in Taſſin auf einer Felſenſpitze von Stein erbaut iſt, nicht leicht erſtiegen werden kann, und nur Einen Zugang hat. Der Bruder des Sultan von Takele, den ein bekannter Djelabi zu mir in Lobeid in das Haus brachte, hatte bloß ein blaues Hemd und Sandalen an, und trug

nicht einmal eine Takke. *) Ich hatte früher die Abſicht, eine Reiſe nach Takele zu machen, weil dieſes Land noch nie der Fuß eines Europäers betreten hat, und dieß war auch die Urſache, weßhalb ich die Bekanntſchaft dieſes alle Jahre nach Lobeid kommenden Prinzen von Takele ſuchte; er kam nun faſt alle Tage während ſeines Aufenthalts zu mir in das Haus, erzählte mir von ſeinem Lande, und verſicherte mich, daß ſein Bruder, der Sultan, mich mit Vergnügen in ſeinem Staate aufnehmen würde und ich nichts zu befürchten hätte, indem derſelbe ſehnlich wünſche, einen Franken kennen zu lernen. Doch der Gouverneur und die türkiſchen Officiere widerriethen mir mein Vorhaben, indem ſie mich verſicherten, daß ich allen möglichen Gefahren mich ausſetzte, weil die Türken in Takele verhaßt wären, und alle Weißen ohne Unterſchied daſelbſt für Türken angeſehen würden. Ich war deßhalb genöthigt meinen Plan aufzugeben, und mich bloß auf die Notizen zu beſchränken, die mir durch dieſen Prinzen und die in dieſes Land reiſenden Djelabis mitgetheilt wurden. Später habe ich mich indeß überzeugt, daß die Beſorgniſſe, auf die ich aufmerkſam gemacht wurde, nicht gerade von Bedeutung waren, und ein Europäer entweder durch den Bruder des Sultans, oder einen Djelabi, ganz ohne alle Gefahr nach Takele gelangen könnte, wenn er nur durch die benannte Vermittlung vorher dem Sultan ein kleines Geſchenk übermachen ließe; ſodann würde dieſer eine Escorte auf die Gränze ſenden, unter welcher man ſicher ſeine Reiſe fortſetzen dürfte; nur wäre es vor allem nothwendig, mit einer oder der andern der genannten Perſonen hinlänglich bekannt zu ſeyn, um auf deren Bürgſchaft für einen Franken und nicht für einen ſpionirenden Türken gehalten zu werden. Dieſer obenbemerkte Prinz verſicherte mich, daß ſein Bruder gerne einen Europäer aufnehmen möchte, um durch ihn etwas zu lernen, und vorzüglich was das Militär betrifft eine gute Anleitung zu erhalten, und dieſes dürfte wohl für manchen annehmbar ſeyn, indem ich überzeugt bin, daß der Sultan von Takele einen ſolchen Inſtructor ſehr gut halten würde, und dieſer überdieß noch den Vortheil hätte, über das Land und vielleicht auch über die Gränznachbarn ſichere Nachrichten einzuholen. Der Prinz, welcher ſehr

*) Eine weiße Kappe, welche man unter dem Tarbuſch trägt.

oft zu mir kam, ſuchte mich auf alle Art und Weiſe zu bereden, mit ihm nach Takele zu reiſen, und ich war ſchon über alle Furcht hinaus und wollte dieſe Reiſe wagen, als meine ſonſtigen Verhältniſſe mich zwangen meinen Plan zu ändern. Dem Prinzen machte ich lange Zeit früher vor ſeiner Abreiſe ein Geſchenk mit einem Tarbuſch, *) den er auch während ſeiner Anweſenheit in Lobeid fortwährend trug; am Tage vor ſeiner Abreiſe aber brachte er mir ſolchen wieder zurück und bat mich ſolchen aufzuheben, bis er wieder käme, indem er denſelben in Takele nicht tragen dürfte, weil ſein Bruder, der Sultan, auch keinen hätte.

An der Spitze des irregulären Militärs ſteht ein General oder Seriasker, wie ihn die Türken nennen, welcher zwar jedesmal vom Sultan ernannt wird, jedoch nach der Sitte des Landes vorerſt eine That ausführen muß, die ihn dieſes Poſtens würdig macht, und dieß iſt gewöhnlich entweder ein Ueberfall in ein oder das andere Nachbarland, oder ſonſt ein Beweis perſönlicher Tapferkeit und Unerſchrockenheit. Dieſe Probe fällt nicht immer für den Aſpiranten vortheilhaft aus, denn als im Jahre 1838 der bereits ernannte Oberbefehlshaber der Takele'ſchen Truppen dieſes Heldenſtück auszuführen hatte, war er ſelbſt der verlorene Theil. Er überſchritt nämlich mit etwa hundert Mann Lanzenträger die Gränze, und fiel in den nächſten Bakkaraſtamm ein. An einem Mogrebinen, welcher ſich zufällig daſelbſt befand, ſollte der Heldenmuth bewieſen werden. Der General zu Pferd, und bloß mit einem breiten Schwert bewaffnet ſprengte gegen den Mogrebi vor, ſchwang ſein Schwert in der Luft, und glaubte ſchon mit einem einzigen Streich dem armen Wüſtenbewohner den Garaus zu machen, doch dieſer zu Fuß und nur mit einer Piſtole bewaffnet, wich dem ihm drohenden Streiche geſchickt aus, und ſtreckte dann den tapfern General mit einem Schuß zu Boden; als dieß die Begleiter desſelben ſahen, ergriffen ſie ſogleich die Flucht, und der Mogrebi ward Beſitzer des Pferdes und der Waffen des niedergeſtreckten Generals; man kann ſich daraus einen kleinen Begriff machen, in welchem Zuſtand die Armee von Takele ſich befindet.

Auch Sklaven werden aus Takele ausgeführt, welche ſie in den Kriegen mit ihren Gränznachbarn erbeuten, allein ſie ſelbſt

*) Eine rothe Mütze mit einer ſeidenen Quaſte.

werden auch nicht verſchont, und leiden viel theils von den räuberiſchen Bakkara, theils durch ihre eigenen Landsleute, welche alle Mittel erſinnen, ihnen mit Gewalt oder Liſt die Kinder zu rauben und ſie als Sklaven zu verkaufen. Ich ſelbſt habe in dem Hauſe eines Europäers in Cairo ein Mädchen gekannt, welches aus dem elterlichen Hauſe mit ihrer jüngern Schweſter auf eine Art geraubt wurde, daß man ſich in der That wundern muß, unter dieſen rohen Naturmenſchen eine ſolche Verſchlagenheit zu finden; zugleich kann dieſe Geſchichte als Beweis dienen, wie man allenthalben mit dieſen armen Schwarzen verfährt. Ein Sklave in Takele geraubt und von einem Türken in Kartum gekauft, erhielt, wie es öfters der Fall iſt, nach dem Tode ſeines Herrn die Freiheit und kehrte in ſeine Heimath zurück; der Schech des Orts, ein Abyſſinier von Geburt, welcher noch ſehr jung in dieſe Gegend kam, aus Liebe zu einer Negerin zum mohammedaniſchen Glauben übergetreten war, und ſich daſelbſt anſäſſig gemacht hatte, nahm dieſen Sklaven, deſſen Eltern bereits todt waren, und der ſonſt keine Anverwandten mehr traf, in ſeinem Hauſe gaſtfreundlich auf und verſah ihn mit allem was er bedurfte. Er blieb mehrere Monate in dem Hauſe des Schechs, und wußte ſich bei allen, vorzüglich den Kindern, durch ſein gefälliges Betragen ſo einzuſchmeicheln, daß er nicht als Fremder, ſondern als ein Glied der Familie angeſehen wurde. Eines Tags, als die Frau des Schechs zu einer kranken Freundin in eine etwas entfernte Hütte gerufen wurde, und der Schech ſelbſt auf dem Feld arbeitete, wurde dieſer freie Neger bei den Kindern zu Hauſe gelaſſen; er unterhielt dieſe auch einige Zeit mit verſchiedenen Spielen, entfernte ſich dann auf kurze Zeit, und forderte, als er zurück kam, die älteſte Tochter, ein Mädchen von eilf Jahren, auf, ihm mit ihrer etwas jüngeren Schweſter zu folgen, um die Mutter abzuholen. Die Kinder, nichts Arges ahnend, willigten mit Freuden ein, und gingen mit dieſem Menſchen aus dem Hauſe; er führte ſie ſogleich außerhalb des Orts und gab vor, auf einem etwas kürzeren Wege zur Hütte der Freundin ihrer Mutter zu gelangen. Unterwegs ſuchte er die Mädchen durch Erzählungen von Mährchen, und indem er ihnen bald eine Blume zeigte, bald eine Frucht brach, zu zerſtreuen, um ſie nicht merken zu laſſen, daß er mit ihnen auf einem ganz ungebahnten Weg fortgehe; nach mehreren Stunden und vielfältigen

Verſicherungen ſogleich die Mutter zu treffen, kamen ſie in eine offene Gegend im Walde an, wo mehrere Männer im Buſche verſteckt lauerten und deren Pferde daſelbſt weideten. Hier verſicherte dieſer Undankbare nochmals den Kindern, ſie recht bald und zwar in Geſellſchaft aller dieſer Männer zu ihrer Mutter zu bringen, und gab ihnen einige Erfriſchungen. Als die Nacht angebrochen war, kamen noch einige Männer zu Pferde, und ſogleich brach Alles auf. Der Räuber nahm die beiden Mädchen zu ſich aufs Pferd, die jüngere vor, die ältere hinter ſich, und betheuerte nochmals ſie recht bald zu der Mutter zu bringen, welche ihrer bereits warte. Es ging nun die ganze Nacht fortwährend zu Pferde im Walde reitend, und um die Mädchen, welche vor Müdigkeit in Schlaf verfallen wollten, vor dem Herunterfallen zu ſchützen, band er beide mit einem Strick an ſich. Die jüngere glaubte immer noch, daß es zur Mutter gehe, doch die ältere fing zu ſchreien und zu weinen an, und klagte laut, ſie wiſſe, daß man ſie beide geſtohlen habe, und als Sklaven verkaufen wolle. Nun änderte der Unmenſch ſein Betragen, er ſchlug die armen Mädchen ins Geſicht, und drohte ſie zu ermorden, wenn ſie noch einen Laut von ſich geben; ſo ging es vier Nächte immer weiter, denn bei Tage mußten dieſe räuberiſchen Bakkara — denn ſolche waren es — ſich im Wald oder ſonſtigen öden Orten verſtecken, um nicht von den Einwohnern bemerkt und aufgegriffen zu werden. Endlich trafen ſie in einem Lager von ägyptiſchen Truppen ein, der Räuber brachte die zwei Mädchen zu dem Befehlshaber, und machte ihm mit denſelben ein Geſchenk, verſteht ſich gegen ein anderes Geſchenk von gleichem Werthe. Der Commandant, von den Thränen dieſer zwei Kinder gerührt, ſuchte ſolche zu beſänftigen, ließ ihnen Erfriſchungen reichen und befragte ſie ſodann wo ſie herkämen. Als ſie nun den Namen ihres Vaters und ihren Wohnort nannten, zugleich dem Türken die Art und Weiſe, wie dieſer undankbare Menſch ſie aus dem elterlichen Hauſe raubte, erzählten, wurde derſelbe ergrimmt, und ließ dem Räuber ſogleich einige hundert Streiche auf die Fußſohlen geben. Er beruhigte die weinenden Kinder, verſprach ihnen ſie wieder nach Hauſe zurückzubringen, und erzählte ihnen auch, daß ihr Vater den Tag vorher im Lager angekommen, und nachdem er ſie daſelbſt nicht getroffen, wieder nach Hauſe zurückgeeilt wäre, um ſie auf einer

andern Seite zu ſuchen. Es fand ſich nun, daß der ägyptiſche Commandant ein Freund des Vaters, und ihm vor einigen Jahren ein großer Freundſchaftsdienſt von letzterem erwieſen worden war. Er ließ nun ſogleich einen Unterofficier kommen, übergab ihm die zwei Mädchen mit dem Befehl, ſie zu ihrem Vater wieder zu bringen, und ihm auf der Gränze Nachricht zu geben. Dieſer beſtieg ein Kamel, nahm die Mädchen zu ſich, und erfreute ſie durch die Verſicherung, in zwei Tagen an der Gränze von Takele zu ſeyn, und ſie dann durch andere ſichere Gelegenheit zu ihrem Vater zu ſchicken. Allein wie getäuſcht fanden ſie ſich, als ſie nach zehn Tagen in Kartum eintrafen, und eine ihnen ganz unbekannte Stadt erblickten, wo dieſer zweite Räuber ſich ihnen in ſeiner wahren Geſtalt zeigte. Er eilte mit ihnen gleich zum blauen Nil, miethete eine Barke um ſeine Reiſe nach Cairo fortzuſetzen; doch hier wurde er angehalten, und ſogleich vor den Gouverneur gebracht. Auf die Frage, wo er herkomme, und auf weſſen Auftrag er dieſe zwei Sklavinnen transportire, gab der Unterofficier vor, von dem die Gränztruppen commandirenden Officier dieſe Mädchen mit dem Auftrag erhalten zu haben, ſie nach Cairo zu bringen. Der Gouverneur verlangte einen ſchriftlichen Ausweis, und als der Unterofficier dieſen verloren zu haben vorgab, und auch die Ausſagen der beiden wiederholt geraubten Mädchen beſtätigten, daß er dieſe geſtohlen habe, und von ſeinem Trupp deſertirt ſey, erhielt er die gebührende Strafe. Die Mädchen wurden zu der Frau eines Unterofficiers gebracht, und ihnen geſagt, daß ſie mit dem nächſten Transport wieder an den Freund ihres Vaters, den die ägyptiſchen Truppen an der Gränze commandirenden Officier, geſendet würden, welcher ſie ſodann zu ihren Eltern bringen laſſen werde. Doch dieſes Glück ward ihnen nicht zu Theil. Der Unterofficier, dem ſie zur Obhut übergeben waren, kam in einer Nacht mit einem Djelabi in einem Hauſe zuſammen. Dieſer weckte die Mädchen, die bereits ſchliefen, hieß ſie zur Reiſe nach ihrem Wohnort ſich vorbereiten, brachte ſie ans Ufer des blauen Nils, wo ſie übergeſetzt und ſchnell auf einem bereit gehaltenen Kamel weiter fortgeſchafft wurden. Schon des andern Tags früh wurden ſie einem zweiten Sklavenhändler übergeben, der ſie in das Haus eines Türken in Cairo verkaufte, von welch letzterem der Europäer, in deſſen Hauſe ich das ältere Mädchen

traf, ſie kaufte. Man ſieht, daß dieſe armen Schwarzen von allen Seiten ein trauriges Schickſal erwartet, und daß faſt unbedingt Sklaverei ihr Loos wird.

Zehntes Capitel.

Religion.

Der größte Theil der Einwohner Kordofans bekennt ſich zum Islam; doch ſind ſie weniger fanatiſch als andere Mohammedaner, was wohl daher rühren mag, daß in dieſer ſüdlichen Gegend ſelten Chriſten und Juden gar keine zu treffen ſind, und ſomit auch kein Anlaß zu Religionshaß ſich findet. Ich fand jedoch im allgemeinen, daß, mit Ausnahme der Dongolawi, die wenigſten rein dem Koran zugethan ſind, und ihre Glaubensanſichten noch ganz in der Kindheit liegen, auch kümmern ſie ſich nicht viel um die verſchiedenen Religionsceremonien, und leben, außer daß ſie an eine Gottheit glauben und manchmal ihren Propheten anrufen, in der tiefſten Unwiſſenheit. Es gibt ſehr wenige Moſcheen im Lande, und ſelbſt dieſe werden nur von den daſelbſt wohnenden Türken und Dongolawi beſucht. Daher wird auch dem Koran wenig Folge geleiſtet, und jeder lebt nach ſeiner natürlichen Religion, die er im elterlichen Hauſe durch Sehen und Hören ſich eingeprägt hat. Daher kommt es, daß allerlei Meinungen und Anſichten ſich einmiſchen; ſie glauben außer an Gott auch noch an eine Macht des Böſen und mengen in ihren Islam viel heidniſchen Aberglauben. Eine weſentliche Urſache dieſer Unwiſſenheit iſt die geringe Sorge der Regierung um Einrichtung von Schulen, deren man bei den meiſten Stämmen faſt gar keine findet. Mit Ausnahme der Fakirs und Tekirs gibt es ſehr wenige, die ſchreiben können; ſie ſind es, welche den Koran leſen, und das Geleſene dem Volke mittheilen ſollen. Die erſten ſind die Religions- und Schullehrer; auf eine hölzerne Tafel ſchreiben ſie einige Sprüche aus dem Koran nieder, und laſſen es ihre Schüler nachſchreiben; können dieſe einmal ſo viel, ſo haben ſie ſchon genug gelernt, verlaſſen die Schule, und es vergeht kein Jahr, ſo haben ſie alles wieder vergeſſen. Sie ſind auch Amulettenſchreiber, wo-

mit ſie öfters auf ſchändliche Art das Volk hintergehen; ſie ſchleichen ſich in die Familien ſo ein, wie die Geiſtlichen in Italien; ſie wiſſen die kleinſten Geheimniſſe auszuholen, miſchen ſich in alle häuslichen Angelegenheiten, und gelten öfters mehr im Hauſe als der Herr ſelbſt; durch ſie werden auch die Heurathen geſtiftet, und ohne ihren Rath überhaupt kein Geſchäft gemacht. Gewöhnlich iſt dieſes Amt eines Fakir erblich vom Vater auf den Sohn, und wird nicht ſo leicht in eine andere Familie übertragen. Sie machen auch Gelübde, z. B. das ganze Leben hindurch keinen Tabak zu rauchen, Meriſſa oder Kaffee zu trinken, jeder wählt ſich was er will; kurz ſie ſind das was die Derwiſche bei den Türken ſind, allein mit dem großen Unterſchied, daß ſie nicht für Heilige gehalten werden. Bei den Dongolawi traf ich die größte Zahl von Fakirs; auch ſind ſie hier ſtrenger in der Ausübung des mohammedaniſchen Glaubens, mit der einzigen Ausnahme daß ſie den Branntwein ſehr lieben. Sie treiben keinen Ackerbau, ſind aber Kaufleute, Mäkler u. ſ. w.; in der Regel ſollen alle ſchreiben und leſen können; ſie tragen, wie die Fakirs eine große Schnur von großen hölzernen Perlen um den Hals; der größte Theil von ihnen ſind Heuchler und es iſt beſſer, nichts mit ihnen zu thun zu haben.

Die mohammedaniſchen Neger leben insgeſammt in der größten Unwiſſenheit; man findet bei ihnen die wenigſten Fakirs und mit Ausnahme der Beſchneidung wenig Zeichen, daß ſie ſich zum Islam bekennen. Sie haben auch beſondere Begriffe, z. B. von der Erſchaffung der Welt, und mengen viel Aberglauben unter den ihnen im Ganzen wenig bekannten Koran. So erzählte mir ein alter Neger, wie es komme, daß der liebe Herrgott weiße, ſchwärzliche und ganz ſchwarze Menſchen auf der Welt leben laſſe. Als nämlich nach dem Begehen der Erbſünde das erſte Paar Menſchen aus dem Paradies vertrieben wurde, kam unſer Herrgott täglich um nachzuſehen, ob auch ſeine Befehle befolgt werden, und ſie ſich im Schweiße ihres Angeſichts ihr tägliches Brod erwürben. Eva, oder wie die Neger die erſte Mutter nennen, Hauve, gebar täglich viele hundert Kinder, die ſie auch dem Abu (Gott Vater) immer zeigen mußte, welcher ſolche in alle Theile der Welt ausſandte, um ſich dort ſelbſt fortzupflanzen. Es traf ſich nun einmal, daß Hauve mehrere hundert Kinder zur Welt

brachte, welche von einer dunkleren Hautfarbe waren; als Abu kam, dieſe ſah, gab er der Hauve einen Verweis und ſagte, er wolle keine ſolchen Kinder mehr ſehen, und nahm ſogleich dieſe ſchwärzlichen Kinder weg und verſetzte ſie nach dem heutigen Abyſſinien. Kurz darauf gebar Hauve wieder eine große Zahl ſolcher Kinder, und aus Furcht vor dem Abu ſperrte ſie ſolche in den Ofen, und wollte ſie verheimlichen; allein Abu, welcher bei ſeiner Ankunft ſogleich einen Verdacht hatte, und von der Hauve auf wiederholtes Anfragen nach den letzten Kindern keine genügende Auskunft erhielt, ſuchte ſelbſt überall nach, und fand dieſe Kinder im Ofen, und als ſie herauskrochen, waren alle von dem Ofenruß gänzlich ſchwarz. Aufgebracht über das abermalige Vergehen der Hauve nahm er ihr abermals dieſe Kinder weg und ſchwur, daß ſie zum Angedenken des Vergehens ihrer Mutter immer ſo ſchwarz bleiben ſollten, ſo wie ſie aus dem Ofen heraus gekommen, und nichts auf der Welt ſolle im Stande ſeyn dieſe Farbe abzuwiſchen; dieß ſind nun die Stammeltern der Neger. Ueberhaupt kleiden die mohammedaniſchen Neger ihren Glauben gerne in Mährchen und ſonſtige Albernheiten ein, was ihnen ſodann ſo eingeprägt bleibt, daß es beinahe unmöglich wird ſie eines andern zu belehren. Sie glauben auch ſehr ſtark an eine Seelenwanderung nach dem Tode, und laſſen vorzüglich den Affen die große Ehre, von menſchlichen Seelen belebt zu ſeyn, die wegen irgend eines Verbrechens während des Lebens die Strafe nach dem Tode in einem Affenkörper erleiden müſſen. Sie fügen nicht ſo leicht einem Affen ein Leid zu, und tragen Sorge, daß ſie nicht an Futter Mangel leiden; wenn ſie ſehen, daß man eines dieſer Thiere mißhandelt, werden ſie böſe, und mir ſelbſt, als ich einmal meinen Affen wegen eines Vergehens züchtigte, gab ein alter Neger einen ernſten Verweis und ſetzte hinzu: warum ſchlägſt du deinen Affen, kann es nicht wohl dein Großvater ſeyn, deſſen Seele nach ſeinem Tode in den Körper dieſes Thieres eingeſchloſſen wurde? Auch die Elephanten und Papagaien ſetzen ſie in die gleiche Kategorie mit den Affen, und behaupten, daß vorzüglich erſtere nicht ſo verſtändig handeln könnten, wenn nicht eine menſchliche Seele in ihrem Körper wohnte.

In Kordofan duldet man auch keine ſolche Schechs oder Heilige, welche Narren oder verſtellte Betrüger ſind, wie ſolche ſo

häufig in Aegypten vorkommen, und welche von dem Volke für heilig gehalten und ſo zu ſagen angebetet werden. Im Gegentheil, wenn wirklich ein von der Mutter Natur ſtiefmütterlich behandeltes Geſchöpf vorkommt, behandeln ſie zwar einen ſolchen Unglücklichen nicht ſchlecht, doch wird derſelbe ſchon in der eigenen Familie ſo viel wie möglich verborgen gehalten und Sorge getragen, daß er mit Niemanden ſo leicht in Berührung komme. Von den eben genannten Heiligen (Schechs), wie ſolche bei den Mohammedanern vor und nach dem Tode verehrt werden, ſind mir in ganz Kordofan nur zwei bekannt. Einer von dieſen ſtarb vor mehreren Jahren, und zu ſeinem Grabe, welches ungefähr zwei Stunden von Lobeid entfernt iſt, wallfahrtet das Volk ſelbſt aus den weiteſten Gegenden; ſie machen daſelbſt Gelübde, wenn der Heilige ihnen dieſes oder jenes Verlangen gewähren würde. Die Opfer, welche man dann zu ſeinem Grabe bringt, beſtehen in Schafen, Getreide ꝛc., erſtere werden Montag und Donnerſtag daſelbſt geſchlachtet, und an die blinden Bettler, welche ſich an den genannten Tagen dort einfinden, vertheilt. Hierauf verrichtet der Opfernde ein kurzes Gebet und das Gelübde iſt erfüllt.

Der zweite Schech lebt noch in Lobeid und heißt Beduy; dieſer iſt ein frommer Mann, und nichts weniger als ein Scheinheiliger, weßhalb er auch von allen geliebt und geſchätzt wird. Er ſchlichtet die Händel, ertheilt allen, die ihn darum anſprechen, freundſchaftlichen Rath, und kennt keine Parteilichkeit, nimmt auch in keinem Fall ein Geſchenk an; er lebt ganz einfach, ſeine Nahrung beſteht in nichts als Garat; *) er läßt ſie zu Mehl reiben, und Brod daraus backen; nur einmal des Jahres ißt er Fleiſch. Ich habe ihn einigemal beſucht, und mich mit ihm über verſchiedene Gegenſtände unterhalten und zu erſehen Gelegenheit gefunden, daß er meiſt natürliche geſunde Begriffe von allem hat. Was jedoch ſeine Religion betraf, ſo war er ganz Mohammedaner, und vertheidigte ſeine aufgeſtellten Sätze mit dem größten Eifer; doch habe ich ihn nie von der chriſtlichen oder einer andern Religion mit Verachtung reden hören, wie es an vielen Orten geſchieht, und er bemitleidet bloß diejenigen, die nicht ſo glücklich waren, dem wahren Glauben, ſo wie er, anzugehören. Er iſt mit

*) Eine Baumſchote, mit welcher in Kordofan das Leder gegerbt wird.

einem Wort mohammedaniſcher Miſſionär. Er hat ſchon Tauſende von Proſelyten unter den heidniſchen Negern gemacht, indem er den größten Theil des Jahres in den Gebirgen herumzieht und den Islam zu verbreiten ſich bemüht. Er verficht auch ſeine Sache nach dem buchſtäblichen Sinne des Korans mit dem Schwert in der Hand, und hat ſogar in einem Kampfe für ſeine heilige Sache einen Sohn verloren. Die Fakirs fürchten ihn ſehr und hüten ſich ungemein in ſeiner Nähe ihr Weſen zu treiben; ſie werden aber auch von ihm verachtet. Es wäre wohl Zeit, daß Europa ſein Augenmerk hinſichtlich des Miſſionsweſens auf dieſen Theil Afrika's wenden möchte. Später wird man daran denken, dann iſt es zu ſpät. Haben die Neger einmal den Islam angenommen, ſo kann ſie nichts auf der Welt mehr bewegen, ihre gefaßten Meinungen zu ändern. Wie ich aus vielen ſichern Quellen vernommen habe, ſo ſind nur noch wenige Provinzen im innern Afrika, wo nicht der Islam ſchon angefangen, feſten Fuß zu faſſen. Meiſtens ſind es die Djelabi, welche die Neger zu bekehren ſuchen, und es iſt ihnen auch theilweiſe gelungen. Noch muß ich bemerken, ſollten ſich katholiſche und proteſtantiſche Miſſionsgeſellſchaften entſchließen, Miſſionäre dahin zu ſenden, ſo ſollen ſie ſich nicht niederlaſſen, wo der Islam ſchon herrſchend iſt, alle Mühe und alles Geld wäre verloren. Sennaar, Kordofan ſind nicht geeignet, wollte man auch dort nur die Neger aus entfernten Ländern, die man um ein billiges Geld kaufen könnte, bekehren, und ſie dann wieder in ihre Heimath ſchicken. Der Umgang mit Mohammedanern und die Erlernung der arabiſchen Sprache würde alles vereiteln. Nuba, Kodero, Schelluk, Runga, Kulla ꝛc., das ſind Länder, wo noch etwas zu erreichen iſt; geſchieht es nicht bald, ſo ſind dieſe und noch viele andere Staaten für das Chriſtenthum verloren.

Eilftes Capitel.

Krankheiten.

Ich habe während meiner ganzen Reiſe keine Provinz getroffen, welche ein ſo ungeſundes Klima hatte, welche ſo viele und

ſo verſchiedenartige Krankheiten erzeugt. Alles was ſich in dieſem Lande befindet, Eingeborne und Fremde, unterliegen dieſen Uebeln, mehr oder weniger, nur daß die Europäer viel eher ein Opfer des Todes werden, als die Schwarzen; von allen den Weißen, welche in dieſe Gegenden kommen, kann man mit Beſtimmtheit zwei Drittheile für geopfert annehmen. Die Türken und Aegyptier, welche im Dienſte Mehemed Ali's dahin verſendet werden, ſchmelzen zuſehends, und müſſen fortwährend durch Neuangeſtellte erſetzt werden. Von den ſeit 17 Jahren in Kordofan angeſtellten 16 europäiſchen Aerzten und Apothekern ſtarben ſieben, und von acht Engländern, welche zur Eröffnung der Eiſenminen in dieſe Provinz abgeſandt wurden, ſtarben in weniger als zwei Monaten ſechs, und die andern zwei konnten nur durch eine eilige Flucht aus dieſer ungeſunden Gegend dem Tode entgehen. Der engliſche Capitän Woodfall, welcher dieß Land im Jahr 1831 beſuchte, fand auch ſeinen Tod. Vorzüglich während der Regenzeit brechen alle Krankheiten mit einer doppelten Wuth aus, und kein Haus, keine Hütte iſt von Kranken leer, ſo daß man ganz Kordofan als ein großes Spital anſehen kann. Der Mangel an europäiſchen Aerzten, welche ſich nur beim Militär und nur in Lobeid befinden — bei meinem Aufenthalt war gar keiner da, denn derjenige, den ich traf, ſtarb kurze Zeit darnach — iſt ein Umſtand, der das Uebel noch vermehrt, und es hat ſich auch mehrentheils getroffen, daß auch dieſe dem Klima ihren Tribut zahlen mußten, und ſohin außer Stand geſetzt wurden, andern Leidenden Hülfe zu leiſten. An eingebornen Aerzten fehlt es zwar nicht, doch kann man ſich leicht vorſtellen, welcher Curart man unterworfen iſt, und zu dieſem allem kommt das den Mohammedanern ſo liebe Allah Kerim (wie Gott will)! eine Haupturſache, daß man ſelten Mittel ſucht, ein leichtes Uebel noch im Entſtehen zu unterdrücken, und bevor die Eltern den Kindern, oder dieſe den Eltern in Krankheiten Hülfe leiſten, müſſen vorerſt alle Fakirs und ſonſtigen Amulettenſchreiber, oder reſp. Schwärmer und Wahrſagerinnen nutzlos angewendet worden ſeyn. Die vorzüglichſten Krankheiten ſind Fieber, Dyſenterie, Geſchwüre am Hals (Durore genannt), Waſſerſucht, Blattern, Fadenwurm, Hautausſchlag und Luſtſeuche. Dem Fieber unterliegt alles, und jede Vorſicht, jede geregelte Lebensweiſe iſt im Durchſchnitt unnütz.

Ich fand im Gegentheil, daß Leute, welche hitzige Getränke, als Branntwein, Meriſſa oder Bill-Bill genoſſen haben, viel mehr von dem Fieber oder der Dyſenterie verſchont blieben, als andere, die durch eine ſtrenge Diät und alle möglichen Vorſichtsmaaßregeln dieſem Uebel ausweichen wollten und viel eher dahin gerafft wurden. Ich ſelbſt habe dieſe Lebensweiſe beobachtet, leider aber das Gegentheil von dem empfunden, was ich in Europa oder in einem ſonſt beſſeren Klima hätte erwarten können, denn während meiner eilfmonatlichen Anweſenheit in dieſer Gegend konnte ich nur ſehr wenige Wochen zählen, wo ich von Fieber und Dyſenterie frei geweſen wäre. Alle meine auf die Reiſe mitgenommenen Arzneien waren fruchtlos, bis ich den Rath einiger Alten befolgte und, wiewohl nur mäßig, Meriſſa und Branntwein trank, fand ich mich von dieſen beiden Krankheiten befreit. Der vorzüglichſte Stoff zu dieſen genannten Krankheiten liegt, außer dem ſchnellen Wechſel der Temperatur, vorzüglich im Genuſſe des Waſſers. Das meiſte Waſſer iſt ſchlecht, vieles iſt voll von Infuſionsthierchen, wenn man ſelbes nicht bevor kocht, wozu nicht immer Gelegenheit vorhanden iſt, oder Branntwein beimiſcht; geſchieht dieß nicht, ſo iſt in wenig Tagen das Fieber oder die Dyſenterie eine unausbleibliche Folge.

Die Heilarten der Kordofaner ſind verſchieden, und beſtehen außer den vorhin erwähnten abergläubiſchen, auch in ſolchen Mitteln, welche man in Europa im gemeinen Leben unter die Artikel einer Roßcur ſetzt. So trinken z. B. die vom Fieber Befallenen, wenn alle Amuletten oder ſonſtigen Beſchwörungsmittel fruchtlos angewendet wurden, während drei oder vier Tagen täglich eine Schale mit ungefähr ein Pfund zerlaſſener Butter, oder eine große Quantität Milch, worein ſie früher durch 24 Stunden Sandal gelegt haben. Beides verurſacht ein ſtarkes Abweichen, und ich ſah mehrere durch dieſe Mittel geheilt vom Fieber. Zum Stillen der Dyſenterie gebrauchen ſie ſaure Milch, in welche ſie über Nacht Dabaldia, eine Baumfrucht, legen, welche verſtopft. Dagegen verurſacht die Frucht, in geringer Menge genoſſen, einen leichten Stuhlgang; doch ſind dieſe Curen nur bei den Eingebornen anzuwenden, und für den Europäer jedenfalls tödtlich. Für Waſſerſucht kennen ſie keine Mittel, und es ſterben auch mit geringer Ausnahme alle von dieſer Krankheit Befallenen. Sobald ſich der

Fadenwurm zeigt, wird der entzündete Theil mit einem glühenden Eisen gebrannt, und eine kleine Oeffnung angebracht; sobald diese gemacht ist, zeigt sich auch gleich der Wurm, und nun verfährt man so wie bei dem Bandwurm: man ergreift den aus der Oeffnung gedrungenen Theil des Wurms, wickelt solchen behutsam um ein Stückchen Holz, und fährt so lange damit fort, bis nach und nach der ganze Wurm herausgewunden ist; zerreißt derselbe jedoch, bevor er ganz herausgezogen wurde, so erneuert sich die Krankheit. Bei den Blattern reiben sie den Körper mit Erde ein, oder wälzen sich so lange im Sand herum, bis die Blattern aufgerieben werden, und der ganze Körper mit einer Sandkruste bedeckt ist; diese lassen sie sodann so lange an sich, bis die Blattern abtrocknen. Ein komisches Aussehen hat jedoch ein von Blattern befallener Schwarzer, wenn letztere sich ablösen; denn nun entstehen lauter weiße Flecke, welche erst mit der Zeit roth, und endlich wieder schwarz werden, so daß der Neger eine Zeit lang in einen Schecken verwandelt wird. In dieser Krankheit müssen sie sehr viel leiden, denn wegen Mangel an Kleidung und sonstiger Bedeckung können sie sich nicht so leicht warm erhalten, und stehen sohin unaussprechliche Qualen aus. Es werden viele ein Opfer dieses Uebels, doch der größere Theil wird geheilt.

Die Halsgeschwüre, Durore genannt, eine einheimische Krankheit, welche in der Regenzeit häufig sich vorfindet, sollen, wie die Eingebornen sagen, aus Verkühlung entstehen. Man öffnet sodann die Geschwulst mit einem glühenden Eisen, und sobald der Eiter hervorgedrungen, legt man eine aus Thon und Butter verfertigte Salbe auf. Die Lustseuche war im verflossenen Jahrhundert in diesen Gegenden noch ganz unbekannt, und ist erst in der neuern Zeit durch das aus Aegypten dahin verlegte Militär dieser Provinz eingeimpft worden. Man kann sich denken, welche Verheerung sie anrichtet, nachdem die armen Kinder der Natur oft eine geraume Zeit solche sich nicht erklären können, und sohin vernachlässigen. Zwar sind sie jetzt etwas gewitzigt, und gebrauchen einige Heilmittel, doch sind diese von geringem Nutzen, und vorzüglich in der Regenzeit alles vergeblich. Auch ist diese Krankheit so hartnäckig, daß sie bei den meisten in der trocknen Jahreszeit geheilt in der Regenzeit wieder ausbricht, was auch sehr natürlich zu erklären ist, indem die Heilung bei der Unkunde des

Uebels und bei ſo ſchlechter Behandlung mehrentheils nur oberflächlich und nie gründlich geſchieht, weßhalb auch ſehr viele davon zeitlebens krüppelhaft bleiben. Sie gebrauchen gewöhnlich eine Erde, Traiba genannt, *) welche abführend wirkt. Die Klyſtiere werden auf folgende Art gegeben: man nimmt ein Knöchelchen von einem Hühnerfuße, und nachdem man ſolches vom Marke gereinigt hat, wird ein Schafsdarm befeſtigt, in letzteren ein Decoct von Garra **) geſchüttet, und das Beinchen in den After geſteckt; ſodann quetſcht einer ſo lange den Darm, bis das Lavement in den Körper eindringt. Wenn man noch zu allem Mangel an Aerzten und Heilmitteln die Unſauberkeit, in der dieſe Menſchen leben, rechnet, ſo wird man ſich leicht vorſtellen können, was dieſe Leute in ihren Krankheiten zu erdulden haben. Man kann ſich auch keine Vorſtellung von dem Elend machen, welches man in den Hütten antrifft, die manchmal mit Kranken angefüllt ſind; von Wartung und Pflege iſt gar keine Rede, jeder bleibt ſich ſelbſt überlaſſen, und ſo geht auch natürlicherweiſe mancher zu Grund, der bei einer auch nur geringen Pflege ſehr leicht hätte gerettet werden können, doch — Allah Kerim!

Präſervativmittel gibt es für alle dieſe Krankheiten keine, und einem in dieſen Gegenden reiſenden Europäer könnte ich nichts Anderes anrathen, als ſich möglichſt vor ſüßer Milch und Waſſertrinken zu hüten, lieber das Waſſer abzukochen, und vorzüglich in der Regenzeit den Leib und die Füße warm zu halten, die Speiſen ſtark zu pfeffern und lieber etwas zu wenig als zu viel zu eſſen; hat einer die Dyſenterie, wobei in Aegypten Reis und Gummiwaſſer angewandt wird, ſo ſoll man ja hier nicht gleichfalls dazu greifen; man verdirbt ſich nur den Magen noch mehr; Schalen von Granatäpfeln, in kaltes Waſſer einige Stunden eingeweicht, habe ich die letzte Zeit bei einigen angewendet, und auch guten Erfolg bemerkt. Es iſt übrigens unrichtig, wenn man glaubt, daß der Genuß geiſtiger Getränke in dieſen tropiſchen Ländern ſchädlich wäre; im Gegentheil habe ich ſelbſt, leider aber

*) Man findet dieſe Erde bei Schendy, auch am weißen Nil ſoll ſie an einigen Orten vorkommen.

**) Gleicht an Geſtalt und Größe den Pommequinten, es wächst auch auf die nämliche Art, der Geſchmack iſt ſehr unangenehm.

erſt zu ſpät die Erfahrung gemacht, daß eine mäßige Quantität Branntwein, wenn man keinen Wein hat, oder Meriſſa, täglich getrunken, ſehr conſervirt, und alle welche die Mittel dazu haben, befinden ſich wohl dabei, und werden nicht ſo leicht von Fieber oder Dyſenterie angefallen; nur verſteht es ſich von ſelbſt, daß jedes Uebermaaß ebenfalls ſchadet.

Zwölftes Capitel.

Das Militär.

Die Truppen, welche in Kordofan vertheilt ſind, beſtehen aus drei Bataillonen des erſten Linieninfanterie-Regiments, das Bataillon zu 1000 Mann, 800 Beduinen zu Pferd, welche man auch Mograbi nennt, und etwa 40 Mann Artillerie zur Bedienung der wenigen Feldſtücke, welche auf den Sklavenjagden verwendet werden; auch kamen noch im Anfange 1839 ungefähr 200 Mann irregulärer türkiſcher Reiter hinzu, welche man aus Dongola hieher verlegte, die aber nur auf eine unbeſtimmte Zeit daſelbſt zu bleiben hatten, und in kurzem in ihre Station zurückverlegt zu werden hofften. Der Stab liegt in Lobeid und der Oberſt des Regiments (Bey), der bereits erwähnt wurde, iſt zugleich Militär- und Civilgouverneur von Kordofan. Von demſelben Regiment liegen noch zwei Bataillone in Sennaar. Dieſes Regiment war urſprünglich das erſte, welches Mehemed Ali in Aſſuan in Aegypten auf europäiſchen Fuß aus Negern zuſammenſetzte; man hat zwar zu verſchiedenen Zeiten Hunderte von Aegyptiern demſelben einverleibt, ſie wurden aber meiſtens ein Opfer des Klima's, oder gingen in wenigen Jahren auf den Sklavenjagden zu Grunde. Es iſt unumgänglich nothwendig, daß die ganze Garniſon aus Schwarzen beſtehe, denn die Weißen können ſich nicht acclimatiſiren. Ich habe aber auch unter allen den Truppen Mehemed Ali's, die ich in den verſchiedenen Theilen ſeines Reiches geſehen hatte, keines gefunden, welches ſo ſchlecht equipirt, ſo ſchlecht exercirt, und beinahe ſo ohne Disciplin wie dieſes geweſen wäre. Die Soldaten haben nur eine Montur aus weißen Baumwollſtoffen, und es wäre auch wirklich ganz unzweckmäßig, dieſelben in einem ſo heißen

Lande in Tuch zu kleiden; wenn man aber annimmt, daß die ohnedieß nicht sehr der Reinlichkeit ergebenen Neger sich mit dem Waschen nicht viel abgeben, auch keine Seife dazu erhalten, aus eigenem Beutel aber diese anzukaufen keine Lust haben, und bei allem diesem noch, zu Conservirung des Körpers, denselben öfters mit Butter einschmieren, so wird man sich bald das Bild eines kordofanischen Soldaten vorstellen können. Man ist wirklich in Verlegenheit, wenn man diesen Infanteristen ohne Ober- und Untergewehr begegnet, was man aus denselben machen soll, und ehe man mit dem Anblick recht vertraut wird, glaubt man immer eher eine Vogelscheuche als einen Soldaten zu erblicken.*) So wie die Montur ist auch die Armatur nicht in dem besten Zustande; abgesehen davon, daß sie früher von einer Feuerwaffe keine Idee hatten, so sind ihre Abrichter eben so unwissend, und völlig unvermögend einem Neuling eine gründliche Anweisung zu ertheilen; so sieht man denn Gewehre, an denen der Rost im strengsten Sinne des Wortes seinen Zahn gewetzt hat, und die freilich nicht durch zu vieles Putzen, sondern durch den Rost so schwach im Lauf sind, daß sie keine vollkommene Ladung aushalten. Statt der Steine sah ich gar oft ein Stückchen Holz eingeschraubt, indem der Soldat es viel zweckmäßiger fand, ersteren zu verkaufen, und sich etwas Tabak dafür anzuschaffen. Um die Desertion so viel als möglich zu verhindern, sucht man die Soldaten zu verheurathen, und diese wohnen dann nicht in den Casernen, sondern in eigenen Hütten, außerhalb derselben. Doch darf man ja nicht glauben, daß es in Kordofan Casernen gibt, wie in Europa oder wenigstens in Aegypten. Die Casernen von Lobeid bestehen aus ungefähr 50 Hütten, welche durcheinander einzeln gebaut und mit einem Dorngehege eingezäunt sind; in letzterem ist eine Oeffnung gelassen, vor selbe ein Baumast gelegt, und dieß ist das Thor; die inwendige Einrichtung entspricht dieser Anstalt; außer dem Angareb und den Tornistern der Mannschaft findet sich auch nicht das geringste von Casernenrequisiten. Solcher Casernen gibt

*) Ihre Fußbedeckung besteht in Schuhen und Sandalen, doch ein Theil davon geht auch ganz barfuß auf die Wache, was man aber auch nicht so genau nimmt; die Kopfbedeckung ist wie bei allen übrigen Truppen der Tarbusch, oder rothe Kappe, und von der ganzen Kleidung auch das einzige gut erhaltene Stück.

es drei für die Infanterie in Lobeid. Wenn die Wache aufzieht, ſo gehen gewöhnlich die Weiber, und mit den unverheuratheten ihre Cameraden mit, welche die Strohmatte und Pfeifen der Wachmannſchaft nachtragen, indem es zur erſten Regel gehört, ſich den Aufenthalt auf der Wache ſo angenehm und bequem als möglich zu machen. Dieſe Bequemlichkeit erſtreckt ſich ſogar auf die Schildwachen, welche es ſich auch ſo viel als thunlich erleichtern und gewöhnlich nicht Schildwache ſtehen, ſondern ſitzen; damit aber auch während dieſer Zeit das Gewehr ſie nicht beläſtige, ſo ſtellen ſie dasſelbe oft auf einige Schritte Entfernung bei Seite. Geht ein Officier vorbei, ſo genirt das ebenſowenig; die Schildwache ſteht höchſtens auf, von einem Schultern oder Präſentiren des Gewehres iſt gar keine Rede. Wenn der Wachtpoſten abgelöst wird, ſo wartet man nicht bis alles in Ordnung iſt, ſondern, ſobald die neue Wachtmannſchaft anlangt und die einzelnen Poſten ablöst, ſo geht jeder, die Strohmatte und Pfeife unter einem, das Gewehr auf dem andern Arm, ganz gemächlich nach Hauſe, und überläßt es den Ober- oder Unterofficieren, das wenige Erforderliche anzuordnen.

Wie der Garniſon- und Felddienſt, ſo ſteht das Exerciren auf einer ganz ähnlichen Stufe. Die Recruten werden nur einige Wochen abgerichtet; ſie begreifen leicht, und lernen ſchnell mit Ausnahme der Scheluk; allein eben ſo ſchnell vergeſſen ſie auch wieder das Erlernte, indem man es nicht mehr der Mühe werth hält, durch öfteres Exerciren das Fehlende nachzuholen; die Abrichtung geſchieht mehrentheils einzeln, ſehr wenig in größern Abtheilungen, und in Bataillonen höchſt ſelten. Es iſt daher auch kein Wunder, wenn ein ſolches Bataillon nicht einmal die einfachſten Bewegungen mit Präciſion ausführen kann. Ich habe ſelbſt geſehen, wie bei einem Exercitium im Bataillon der Commandant es nicht dahin bringen konnte, ein Quarré aufs Commandowort zu formiren, beinahe jeder Einzelne mußte beim Arm genommen und auf den im Quarré einzunehmenden Platz hingeführt werden; dennoch iſt dieß noch das einzige Manöver, welchem ſie eine große Aufmerkſamkeit ſchenken müſſen, weil es bei den Scharmützeln, die ſie zu verſchiedenen Zeiten mit den feindlichen Nachbarn oder auf den Sklavenjagden zu erſtehen haben, angewendet wird, um dem in der erſten Hitze angreifenden, und nur mit blanken

Waffen verſehenen Feind augenblicklich Widerſtand zu leiſten, weil ſonſt ungeachtet des Vortheils, den die regulären Truppen Mehemed Ali's durch die Feuerwaffen beſitzen, es anfangs öfters geſchah, daß die einzelnen Abtheilungen, welche man vorſchickte, beinahe im vollen Sinn des Wortes erdrückt wurden. Nach dem gegenwärtigen Syſtem wird jedesmal, wenn man einen Angriff gewärtigt, die Truppe in ein oftmals nur ein Glied hohes Quarré formirt, das Bajonett gefällt, und alle Nicht-Combattanten, ſo wie das beihabende Gepäck und Munition, auch öfters die Cavallerie, in die Mitte genommen. Wenn ſodann das Anprallen des Feindes zurückgewieſen iſt, und dieſer nun in Unordnung ſich zurückzieht, dann erſt wird das Quarré gebrochen und der Feind verfolgt. Daher wird dieß Manöver vorzugsweiſe gelehrt. Von andern Bewegungen, als Reihen- und Colonnenmärſchen in die eine oder die andere Flanke, Maſſenformirungen, Aufmärſchen aus ſolchen in die Fronten oder ſonſtigen anderen nothwendigern Manövern, wenn ſie auch noch ſo einfach auszuführen ſind, haben dieſe Truppen keinen Begriff, und werden, wenn es ja einmal dem Commandanten in den Sinn kommt ſolche anzuwenden, mit einer ſolchen Confuſion vollzogen, daß der Bataillonscommandant große Mühe hat, ſein Bataillon aus dem entſtandenen Chaos neu zu formiren. Es iſt unglaublich, wie ſchnell ſie alles wieder vergeſſen, denn das Regiment hatte bis Mitte 1837 einen ausgezeichneten franzöſiſchen Inſtructeur, welcher endlich wegen Krankheit das Land verlaſſen mußte. Schießen lernen ſie gut, doch iſt es bei der ſchlechten Erhaltung der Feuergewehre nicht zu verwundern, wenn auch der beſte Schütze häufig fehlt. Indeß auch dieſe für einen jeden Soldaten ſo nothwendigen Uebungen werden ſehr ſelten vorgenommen, und man behandelt den Soldaten in dieſem Lande mehr als einen Polizeidiener, den man bei Eintreibung der Steuern, bei Verhaftungen und ſonſtigen in das Polizeiweſen einſchlagenden Verrichtungen verwendet.

Es wäre auch eine ſehr gefährliche Sache, die Truppen mit vielem Exerciren oder ſonſtigen Dienſtleiſtungen zu plagen, wenn man nicht das Aeußerſte dabei riskiren wollte, denn der Officier darf es nicht wagen, mit einer wenn noch ſo unſchuldigen Strenge die Ausführung der gegebenen Befehle zu verlangen, denn nicht nur würden dieſe nicht befolgt werden, ſondern der Officier hätte

auch das Schlimmſte zu gewärtigen. Mit Güte richtet man bei dieſen Halbwilden alles, mit Strenge nichts aus; und man muß daher jedesmal entweder das Ehrgefühl dieſer Neger aufregen, oder durch freundliche Worte ſie zu überreden ſuchen, damit ſie ihren Dienſt thun. Es iſt daher auch ein großer Unterſchied zwiſchen den ägyptiſchen und dieſen Soldaten. Jene, von Kindheit an mit dem Stock zu allen Dienſten angetrieben, kriechen, wenn ſie einen höhern Officier ſehen, wie ein Wurm auf der Erde, im Vorgefühl der zu erſtehenden Strafe, wogegen der in der Freiheit erwachſene Neger ſeinem Vorgeſetzten unter die Augen tritt, und die Befehle erwartet; werden ihm nun dieſe ſo ertheilt, daß ſein Ehrgefühl oder ſein freier Sinn dabei nicht angetaſtet wird, ſo kann auch der Vorgeſetzte verſichert ſeyn, daß ſie pünktlich ausgeführt werden. Doch wehe, wenn der Vorgeſetzte es wagen wollte, mit harten Worten oder durch Mißhandlungen einen Soldaten zur Verrichtung ſeines Dienſtes zu zwingen, ſein Leben wäre augenblicklich gefährdet, und ein Aufruhr der ganzen Truppe könnte weitere üble Folgen haben, was auch ſchon geſchehen iſt. Dieß wiſſen auch die türkiſchen Officiere, und hüten ſich ſehr etwas zu thun oder zu ſagen, was die Negerſoldaten reizen könnte.

Der Sold iſt wie bei allen übrigen ägyptiſchen Truppen täglich 20 Para (3 kr. C.-M.) und eine Ration; letztere beſteht aus Fleiſch, Brod und Butter, und dieß alles in Ueberfluß, doch auf den baaren Sold müſſen ſie öfters ein Jahr warten, und werden dann mit Sklaven und Kamelen ausgezahlt; da trifft es ſich wohl, daß der Sohn den Vater oder Bruder an Zahlungsſtatt als Sklaven erhält. Man könnte nun denken, daß dieß für den letztern ein Glück ſey, und deſſen Freiheit nun eine natürliche Folge wäre, man würde aber ſehr irren. Denn da der gemeine Soldat auf ſeinen zu fordernden Lohn öfters eine Schuld zu berichtigen hat, auch zwei Soldaten einen erwachſenen Sklaven erhalten, ſo kann hier auf das kindliche oder brüderliche Gefühl wenig Rückſicht genommen werden; nur um einige Tage kann er den Verkauf ſeines Vaters oder Bruders verzögern, und endlich muß es doch geſchehen. Officiere erzählten mir ſelbſt, daß ſich ſolche Scenen öfters zutragen, und das Herz des härteſten Mannes ſich erweichen müſſe, wenn der Sohn oder Bruder den

Handel mit den Djelabi abſchließt, und ſie endlich auf immer ſcheiden müſſen.

Die Knaben der Soldaten erhalten gleich vom Tage der Geburt an monatlich einen Sold, und werden dann, wenn ſie das eilfte Jahr erreicht haben, entweder als Tambours oder als Pfeifer eingereiht, und ſpäter, wenn ſie ſtärker geworden, zum Gewehr verſetzt. Im Ganzen herrſcht beinahe eine militäriſche Anarchie, und es iſt keine kleine Aufgabe für den Oberſten, bei dieſen undisciplinirten Truppen Ordnung zu halten. Der gegenwärtige Commandant ſcheint jedoch mehr Umſicht zu haben, und ſich um das Ganze mehr bekümmern zu wollen, indem er bei einer ſtrengern Mannszucht doch keine Mißhandlungen duldet, und ich bin überzeugt, daß es dieſem eher gelingen wird eine Subordination zu erzwecken, weil bei den Negern, wenn man auf das Ehrgefühl wirkt, alles zu erwarten iſt.

Die Beduinen, dieſe Kinder der Wüſte, aus ihren heimathlichen, wenn auch nicht ſo reizenden, doch ihnen überaus theuern Gegenden durch nie erfüllte Verſprechungen gelockt, ſind am meiſten zu bedauern. Sie haben keine, wenigſtens nicht ſo bald eine Hoffnung, wieder in ihre Heimath zurückkehren zu können, erhalten ihren ſpärlichen Sold, ebenſo wie das andere Militär, erſt nach langem Warten, und haben noch Kleidung, Pferde und Armatur ſich aus eigenen Mitteln anzuſchaffen. Ihr Schech muß ſtets für das Mangelnde Sorge tragen, und wenn einem oder dem andern das Pferd zu Grund geht, dem Betheiligten ein anderes verſchaffen; doch muß dieſer ſeine Löhnung ſo lange zurücklaſſen, bis der Preis für das beigeſchaffte Pferd zuſammen gebracht iſt, und ſo geſchieht es, daß ein armer Beduine drei bis fünf Jahre lang umſonſt dienen muß. Das Gouvernement leiſtet keinen Schadenerſatz, und wenn ſelbſt das Pferd im Dienſt zu Grunde ginge. Man kann alſo erſehen, was man von dieſen Leuten für Dienſte erwarten kann, und wenn ihnen gleich in vorkommenden Fällen der perſönliche Muth nicht abzuſprechen iſt, und ſie an Herzhaftigkeit und Tapferkeit den übrigen Truppen wo nicht vorgehen, doch gewiß auch nicht nachſtehen, ſo iſt es doch eine natürliche Folge, daß ſie, um ihre Pferde zu ſchonen, in einem Gefecht nicht mit Unbefangenheit dem Feinde ſich entgegenſtellen, und daher oftmals im entſcheidendſten Augenblicke die Flucht

ergreifen, um nur an ihren Pferden keinen Schaden zu erleiden. Es hat ſich ſchon ereignet, daß auf den Sklavenjagden, wozu ſie gewöhnlich verwendet werden, die Vorhut vom Feinde plötzlich überraſcht ſogleich Kehrt machte und in wilder Flucht die im zweiten Treffen aufgeſtellte Infanterie über den Haufen warf, daß auch dieſe dann, um dem in vollem Anlauf nachfolgenden Feind doch einigermaßen die Stirne bieten zu können, ſich eiligſt zurückziehen und erſt wieder ſammeln mußte. Würde daher die Regierung ſie ſo wie die übrige Cavallerie behandeln, und ihnen wenigſtens, wenn ſie im Dienſte ein Pferd verloren, ein anderes oder ſonſt eine angemeſſene Entſchädigung geben, ſo könnte auch alles von ihnen erwartet werden; überdieß werden ſie auch nicht zum beſten gehalten, ja wenn einer krank wird, ihm die Aufnahme in das Spital nicht gewährt. Nach meiner Erfahrung ſind ſie freilich dabei weit beſſer daran als diejenigen, welche das Unglück haben, in das Spital von Lobeid zu kommen, wenn es von Aerzten dirigirt iſt, welche in Abuſabel *) ihre Studien angefangen und nicht geendet haben. Es iſt aber auch unter keiner Truppe ſo viel Mißmuth, als unter dieſen Beduinen oder Mograbi, wie man ſie auch nennt, was aber nur die wenigſten ſind. Der größte Theil von ihnen liegt in Lobeid, und die übrigen ſind im Lande zerſtreut, wo ſie eine Art Gendarmendienſt verrichten. Dieſer Umſtand, daß ſie von der Regierung als Fanghunde verwendet werden, und bei ihrem Mißmuthe ſich öfters Exceſſe zu Schulden kommen laſſen, macht ſie bei den Eingebornen wenig beliebt, und ſie laſſen ſich es auch nicht angelegen ſeyn, dieſe Disharmonie zu beſeitigen. Sie ſind von feſter Leibesconſtitution, aller Witterung und dem Klima Trotz bietend, und ich ſelbſt habe einen Fall geſehen, der mich feſt überzeugte, daß ſie mehr als gewöhnliche Menſchen aushalten. Es ſcheint zwar, als ſey es ein Stück von Münchhauſens Abenteuern, allein ich kann die Wahrheit um ſo ſichrer verbürgen, da ich nicht allein, ſondern Tauſende von Perſonen gleichzeitig gegenwärtig waren und es mit anſahen. Vor dem Ausmarſche zur Sklavenjagd hielt der Gouverneur Revue über alle Truppen. Als er an die Beduinen kam,

*) Vier Stunden von Cairo entfernt; auf Anrathen des Fürſten Pückler-Muskau wurde die Schule nach Cairo verlegt.

und dieſe inſpicirt hatte, ließ er ſie abſitzen. In dem Wirrwarr machte ſich ein Pferd los, und lief davon; einige zu Pferde, die andern zu Fuß ſuchten dasſelbe wieder einzufangen; da traf es ſich nun, daß ein Beduine, welcher dem Pferde gerade entgegenlief, mit dieſem Stirn gegen Stirn ſo zuſammenprallte, daß Pferd und Mann im Augenblick niederſtürzten, und zwar das Pferd ſogleich todt liegen blieb, der Mann aber noch vier Tage lebte. Ihre Waffen beſtehen in einer langen Flinte, zwei Piſtolen und einem Säbel, ſie haben eine grünſeidene Fahne, welche ſie ſehr heilig halten, und wenn ſie auf dem Marſche ſind zwei Paukenſchläger, welche ihre kleinen Pauken an der Vorderſeite des Sattels befeſtigen und monoton erklingen laſſen. Dieſe Truppe kennt kein Exerciren und ihre Angriffe geſchehen immer mit Ungeſtüm in der größten Unordnung, daher auch der erſte Augenblick entſcheidet, ob ſie Stand halten oder in der Flucht ihr Heil ſuchen.

Die dritte in Kordofan ſtationirte Waffengattung beſteht in einigen vierzig Artilleriſten. Ich habe ihren praktiſchen Uebungen beigewohnt und daher Gelegenheit gehabt mich von ihren Leiſtungen zu überzeugen. Unter 50 Schuß trifft kaum einer die Scheibe, und ſelbſt dieſes konnte nur dem reinſten Zufall zugeſchrieben werden, denn dieſe Leute haben keine Idee von der Richtung oder Ladung des Geſchützes; das letztere ſelbſt befindet ſich in einem beklagenswerthen Zuſtand; die Laffetten, von der außerordentlichen Hitze ganz ausgedörrt, geben dem Geſchütz nicht die geringſte Feſtigkeit, und die Mannſchaft ſo wie der Officier wiſſen auch nicht die kleinſte Abhülfe zu treffen; von einer Reparatur iſt gar keine Rede, und ſo werden nun dieſe Feldſtücke, ſo lange als es nur gehen kann, von einem Orte zum andern herumgeſchleppt, wenn es nothwendig wird, geladen, dann mit der Mündung gegen den zu treffenden Gegenſtand gerichtet, und ohne eine fernere Richtung losgefeuert. Was nun getroffen wird, iſt leicht zu errathen, und ſo geſchah es auch in den erſten Zügen zu den Sklavenjagden, daß man gewöhnlich beim Angriff eines Berges mehrere Schüſſe gegen den beſtimmten Ort gab, ohne daß nur Eine Kugel getroffen hätte. Die Neger waren wohl von dem heftigen Knall erſchreckt und aus der Faſſung gebracht, doch bald gewöhnten ſie ſich daran, und da ſie ſonſt keine andere Wirkung ſahen, achteten ſie in der Folge wenig darauf. Dieſe Artilleriſten ſind Türken,

in Cairo laſſen ſie ſich anwerben, man fragt nicht, was ſie früher waren, es iſt gleichgültig ob ſie ihrer Profeſſion nach Schuſter oder Schneider waren, ſie werden als Artilleriſten eingetragen, und müſſen es von nun an ſeyn.

Das Militär hat im Allgemeinen viel zu leiden, denn abgeſehen davon, daß ſie, als Vollzieher der von der Regierung über die armen Bewohner ſo oft verhängten grauſamen Strafen, von dem Volke nicht geliebt werden, haben ſie auch ſelbſt nicht das beſte Leben, weil ſie das Jahr nur einmal bezahlt werden; ſie ſind lebenslänglich zu dienen verpflichtet und im ſtrengſten Sinn des Wortes nichts Anderes als Sklaven. Wird einer oder der andere krank, ſo kommt er zwar in das Spital, aber dieß iſt ein wahrer Schrecken für die Soldaten, denn ſobald einer krank dieſen Ort betritt, ſo kann er auch ſein Teſtament machen und ſich auf ſein Ende vorbereiten, denn wenige ſind ſo glücklich dieſen Ort lebend zu verlaſſen; man würde wirklich beſſer thun, die Soldaten nach ihrer Lebensart ſich ſelbſt curiren zu laſſen, und ich habe mich überzeugt, daß der gröſßte Theil derer, die von den Aerzten und Apothekern aus Unwiſſenheit im ſtrengſten Sinn des Wortes genommen umgebracht werden, am Leben bleiben würde. Ehe mir dieß bekannt war, drückte ich mein Bedauern gegen die armen Mograbi aus, weil ihnen die Aufnahme ins Spital verweigert wird; welche grauſame Regierung, dachte ich mir; dann bekam ich aber die Ueberzeugung, daß ſie ſich glücklich ſchätzen können, im Spitale nicht aufgenommen zu werden. Ich verſchaffte mir die Todtenliſte des Regiments, und jene der Mograbiner, machte einen Vergleich von den 3000 Mann Linientruppen und dem Krankenbeſtand im Spitale, und jenen 800 Mann Mograbinen, welche keine ärztliche Hülfe haben und ſich nur durch Hausmittel ſelbſt curiren; es waren 27 Proc. mehr im Spitale umgebracht, als von den Mograbinen ſterben, welche ſich ſelbſt überlaſſen ſind. Die ägyptiſchen Aerzte und Apotheker, kaum der Elementarſchule entlaufen und ſich ſelbſt überlaſſen, behandeln den kranken Soldaten wie das liebe Vieh, unterſuchen keine Krankheit, verſchreiben was ihnen gerade in den Sinn kommt, und kümmern ſich wenig, ob ſie einen Menſchen am Leben erhalten oder nicht. Das Spital beſteht auch bloß aus einzelnen Lehmhütten mit Strohdächern; ſie haben zu wenig Luft, in der Regenzeit

regnet es durch die kleinen Fenſter auf die kranken Soldaten, weil keine Glasfenſter da ſind, und in den kalten Nächten leiden beſonders diejenigen, welche die Blattern haben. Der kranke Soldat liegt auf einem Angareb und bleibt ſeinem Schickſale überlaſſen. Der Arzt läuft nach Sonnenaufgang bei dieſer einzigen Viſite das Spital durch, ordinirt was er zu Hauſe auswendig gelernt hat, ohne die Krankheit zu unterſuchen, und ſo geht alles: Allah kerim! Ich ſelbſt habe mich mehrmals überzeugt, mit welcher beiſpielloſen Nachläſſigkeit die Kranken in dem Spital behandelt wurden, denn als ich in Lobeid ankam, traf ich nur einen europäiſchen Arzt, Dr. Iken, einen Hannoveraner daſelbſt an, der bereits leidend keinen Dienſt mehr verſehen konnte, und auch nach kurzer Zeit ſtarb. Es traf ſich nun, daß der arabiſche Arzt, welcher ſeinen Unfug früher im Spital trieb, in der Regenzeit auch erkrankte, und ſo kam der Dienſt auf den Apotheker. Es iſt ein allgemeines Sprüchwort: Apotheker kein Doctor, und dieſer kein Apotheker; allein man weiß doch aus Erfahrung, daß es viele Apotheker gibt, welche wenigſtens im äußerſten Nothfall ſo viel verſtehen, daß ſie eine Arznei verabreichen können; allein hier kann man ſich ſchon eine Idee machen, was ein arabiſcher Apotheker von der Medicin verſteht, wenn der Doctor ſelbſt nichts weiß, und was alſo die armen Kranken zu gewärtigen haben, wenn ſie unter ſolche Hände gerathen. In Europa ſehnt ſich der leidende Krieger nach dem Hoſpital, weil er überzeugt iſt, daß ihm daſelbſt ſchnelle und ſichere Hülfe zu Theil wird; aber hier in Lobeid war es gerade das Gegentheil, und die erkrankten Soldaten mußte man ſtets mit Gewalt nach dem Spital ſchleppen, weil ſie ſolche Furcht vor dieſem Ort hatten, daß ſich jede Krankheit ſogleich verſchlimmerte, wenn ſie erfuhren, daß man ſie in das Spital bringen wolle, weßhalb auch die meiſten ihre Krankheiten bis auf den äußerſten Punkt verheimlichten. Der genannte Apotheker, welcher den Dienſt als Arzt im Spital verrichtete, begab ſich jeden Tag einmal nach dieſem Orte, und daſelbſt angelangt, waren es nunmehr die Krankenwärter, auf welche es eigentlich ankam, was die Kranken für Medicinen erhalten ſollten; auch an dieſen fehlte es immer, weil, wenn ſolche von Kairo ankamen, der größte Theil von Doctor und Apotheker entwendet und zur Privatpraxis verwendet wurde, da ſie durch letztere ſich immer

mehr verdienen konnten, als ihr Gehalt ausmachte, auf welchen sie immer ein Jahr warten müssen. Dieser doctorisirende Apotheker stellte nun mit den Krankenwärtern nachstehendes Examen an, ohne nur einen oder den andern Kranken zu sehen. Apoth. Was macht Nro. 1? Krankenwärter. Er hat noch immer das Fieber. Apoth. Kann nicht helfen, denn es ist schon seit mehreren Monaten keine Drachme Quinin vorhanden, und auch keine andere Medicin für das Fieber, er wird schon von selbst besser werden. Was macht Nro. 2? Krankw. Starb gestern Abend. Apoth. Und Nro. 3 ist noch immer gleich? Krankw. Braucht auch nichts mehr, denn in zwei, höchstens drei Tagen wird er auch sterben. Apoth. Was macht Nro. 7? Krankw. Die Krankheit kenne ich nicht, die andern sagen, daß er schon seit vier Nächten nicht schlafen könne, auch verträgt er kein Essen und erbricht sich immer. Apoth. (eine Opiumtinctur mischend und dem Krankenwärter überreichend). Da für den Schlaf, die andern Umstände kenne ich nicht. Was gibt Nro. 8 vor? hat sich seine Dyssenterie vermindert? Krankw. Nein, im Gegentheil vermehrt, und heute Abend wird er es wohl schon abgemacht haben; der braucht daher auch nichts mehr. Doch Nro. 9 kann heute entlassen werden. Apoth. Was macht Nro. 35? Krankw. Nach meiner Ansicht muß man ihm zur Ader lassen, denn die Hitze mehrt sich immer. Apoth. Das werde ich bleiben lassen, damit es mir nicht so geht, wie dem Dr. Ali Effendi, welchem 300 Piaster von seiner Gage abgezogen wurden, weil er einem Soldaten die Ader beim Aderlassen entzwei stach und dieser Invalid wurde. Sonst kein Zuwachs? Krankw. Drei Mann, zwei mit Fieber, und bei dem dritten weiß ich nicht was ihm fehlen mag, meine Cameraden meinen es wäre Gicht.

Aus diesem Wenigen kann man nun schließen, was in dem Spital von Lobeid vorging, und in welchem Zustand die nach Hülfe schmachtenden Kranken sich befinden. Keine Medicin, keine Pflege, ein schlechtes Lager. Das Herz wollte mir jedesmal brechen, wenn ich diesen Ort des Jammers betrat und sehen mußte, mit welcher Kaltblütigkeit die armen kranken Soldaten im strengsten Sinn des Worts umgebracht wurden. Wenn in gleichem Verhältniß die übrigen Einwohner Lobeids zu Grunde gingen, so brauchte es keine fünfzig Jahre, und die Hauptstadt Kordofans wäre menschenleer.

Dreizehntes Capitel.

Producte.

Die zwei Jahrszeiten, welche in dieſem Lande herrſchen und einander ſo ſchroff entgegenſtehen, ſind eine weſentliche Urſache, daß der Boden nicht ſo viele Producte hervorbringt, als man demſelben durch Nachhülfe abgewinnen könnte, denn wenn in der trocknen Jahrszeit mit allem Fleiß Feld- und Gartenfrüchte angebaut worden, ſo wäre kein Erfolg zu hoffen, da es faſt durchgehends an Waſſer mangelt, um die angebauten Pflanzen zu bewäſſern, wogegen in der naſſen Jahrszeit die Gewalt, mit welcher der Regen aus den Wolken herabſtürzt, faſt alle kleinern Gewächſe aus der Erde herauswühlt. Daher der Anbau ſich im allgemeinen nur auf jene Gegenſtände beſchränkt, die ohne viele Mühe und in kurzer Zeit ſchnell zur Reife gedeihen. Würde man Brunnen und große Ciſternen graben, um während der regneriſchen Monate ſo viel Waſſer aufzuſammeln, als man in der folgenden trocknen Jahrszeit zur Bewäſſerung nöthig hätte, ſo zweifle ich gar nicht, daß ſich vieles erzeugen ließe, was gegenwärtig ganz unerreichbar iſt. Fließende Gewäſſer gibt es keine, und die wenigen kleinen Seen oder vielmehr Teiche, die man antrifft, haben auch nicht das ganze Jahr Waſſer, und ſind im Verhältniß zu der Größe des Landes zu unbedeutend. Der Gartenbau beſchränkt ſich auf wenige Plätze, und außer Bara und einigen andern kleinen Orten, wo viel Waſſer iſt, findet man im ganzen Lande keine Gärten. Bei den in feſten Wohnplätzen hauſenden Eingebornen ſind die Bedürfniſſe gar nicht der Art, daß ſie durch Anlage von Gärten ſich das Nothdürftige ſelbſt erzeugen könnten, und bei den Nomaden iſt der fortwährende Wechſel der Wohnplätze ein noch größeres Hinderniß, ſich mit der Cultur des Bodens abzugeben. Ich kann nun aber nicht umhin, der Regierung die größte Schuld beizulegen, weil ſie nach der Ernte Beſchlag darauf legen, oder ſtarke Contributionen erheben würde, daß die Eingebornen nicht im Stande wären ſie zu bezahlen. Man fand, als die Türken unter dem Defterdar zum erſtenmal in dieſe Gegenden kamen, bloß Dochen, etwas weniges Durra, Waſſermelonen, Bamie, Melochia, Zwiebel und Tabak. Die Armee des Defterdar litt daher auch großen Mangel an Lebensmitteln,

bis aus den nördlichen Magazinen ſolche nachgeführt und ſpäter im Lande ſelbſt erzeugt wurden. Doch ſeit dieſer Zeit haben die daſelbſt anſäſſigen Türken ſowohl als die Dongolawi Gärten angelegt, in welchen ſie nun Weizen, Bedingajoti (Paradiesäpfel), kleine Bohnen, Rettige, Selleri, Dill und Knoblauch pflanzen. Auch ſind ſchon einige Weingärten angelegt, und Granatäpfel, Citronenbäume, indianiſche und gewöhnliche Feigen geſteckt worden. In größeren Anlagen baut man Sim-Sim, Ful-Darfur (Bohnen aus Darfur), Reis und Baumwolle. Es iſt jedoch immer noch ein bloßer Zufall, wenn man auf dem Markt von Lobeid einige Gartenfrüchte und Grünes zu kaufen erhält; es vergehen öfters Wochen, ehe man etwas davon zu Geſicht bekommt. Denn die Gärtner ſind in ihrer Kunſt bedeutend zurück, und wenden auch ſehr wenig Mühe an, um etwas zu erzeugen; ſie überlaſſen den Gartenbau ſo wie alles übrige dem Zufall, und geben den Pflanzen nicht die geringſte Hülfe, ſo daß es auch wirklich nur ein Zufall iſt, wenn eins oder das andere gedeiht. Wenn daher ein Fremder während ſeines Aufenthalts in Lobeid für das Haus Gemüſe zu erhalten wünſcht, ſo iſt es nothwendig, hierüber mit dem Beſitzer eines Gartens eine Art Accord zu ſchließen, wo ſodann dasjenige, was die Jahreszeit mit ſich bringt, in das Haus geliefert wird, denn zu warten, was auf den Markt kommt, wäre öfters vergebliche Mühe, weil dieß, wie geſagt, ſehr ſelten geſchieht, und nur dann etwas weniges zum Verkauf öffentlich ausgeboten wird, wenn die Privatabnehmer mit allem verſorgt und an einem oder dem andern Artikel ein Ueberfluß iſt. Doch ſind die im gemäßigten Klima einheimiſchen Gewächſe nicht von derſelben Güte, weil einestheils die Wartung mangelt und anderntheils das tropiſche Klima dieſe viel zu üppig aufwachſen läßt, als daß ſie zu dem Grade reifen könnten wie es bei uns in Europa der Fall iſt. Die Trauben wachſen zweimal des Jahrs, man muß ihnen aber die Blätter abpflücken, ſonſt geht aller Saft in dieſe, und Trauben erhält man gar keine. Jene vom Monat Auguſt ſind ſehr wäſſerig, dagegen die vom Ende December ſehr ſüß. Citronenbäume ſind ſehr viele in den Gärten angepflanzt, doch iſt die Frucht zu klein, hat wenig Saft und Säure und einige Tage, nachdem ſie vom Baume abgepflückt iſt, verdorrt ſie ganz. Die Pomeranzenbäume geben keine Frucht, denn das

Klima iſt nicht angemeſſen. Indianiſche (Cactus) und ſyriſche Feigen geben Früchte, doch ſind ſie nicht zum beſten. Eben ſo verhält es ſich auch mit den übrigen Gartenfrüchten; ſie ſind nicht von dem Geſchmack wie man erwarten ſollte, und erreichen auch nicht die gewöhnliche Größe, weil faſt alle Gewächſe zu ſehr in das Kraut ſchießen, als daß ſie eine kernige Frucht bilden; ſo findet man die Zwiebeln von einem viel zu ſüßen Geſchmack ohne alle Schärfe und klein. Salat findet man gar keinen, Waſſermelonen werden vorzüglich in Dar-Hommer angebaut, haben aber gar keinen angenehmen Geſchmack. Dattelbäume findet man ſehr wenige, und da die Frucht während der Regenzeit reif wird, ſo iſt ſie ſehr wäſſerig, läßt ſich nicht ſo halten wie in Aegypten, und verfault kurze Zeit nach dem Abpflücken. Sim-Sim wird gepflanzt und daraus Oel gepreßt, welches die Einwohner zu ihrer Pommade verwenden; Oel brennen ſie nie, ſondern wenn ſie des Nachts ihre Tukkoli erleuchten wollen, ſo zünden ſie Holzfeuer an. Weizen wird an wenig Orten und ſehr wenig in der trockenen Jahrszeit mittelſt künſtlicher Bewäſſerung angebaut, iſt aber nur für wenige Monate und nur für die wenigen Türken hinreichend, und die längſte Zeit des Jahres ſind auch dieſe genöthigt Dochenbrod zu eſſen. Dieſe Frucht iſt ſehr theuer, und koſtete im Jahr 1838 der Ardeb 200 Piaſter (20 fl. C.-M.), wogegen in Aegypten der Werth desſelben die Summe von 30 bis 60 Piaſter ſelten überſteigt. Reis bauen nur die Bakkara an den Seen Arrat und Pirget, doch auch dieſer iſt gänzlich verſchieden vom gewöhnlichen, klein an Korn und von unangenehmem Geſchmack. Der meiſte Reis daher, welcher in Kordofan vorzugsweiſe von den Türken conſumirt wird, kommt aus Aegypten. Baumwolle wird im Verhältniß zum Bedarf in einer ziemlich unbedeutenden Menge angebaut, und reicht nicht zum dritten Theil hin, was man zur Erzeugung der nothwendigſten Stoffe braucht. Sie iſt von der feinſten Qualität und gleicht jener von Sennaar, welche in Europa wohl bekannt iſt; ihr Faden iſt länger als der der Mako. Ich habe mich oft bei den Eingebornen erkundigt, warum ſie ſich nicht mehr auf die Baumwollencultur verlegen, da dieſe ihnen einen ſo bedeutenden Nutzen bringen müßte, wogegen ſie jetzt genöthigt ſind, die zu ihrer einfachen Bekleidung nöthigen Stoffe um einen theuern Preis einzukaufen

oder einzutauſchen; doch ſie gaben mir zur Antwort, ſie wüßten es wohl recht gut, daß der Anbau ergiebig wäre, allein ſie wollten nicht für das Militär der Regierung arbeiten, da es doch bekannt ſey, daß man ihnen von der gewonnenen Baumwolle wenig oder gar nichts laſſen würde, und ſie daher ſo wie jetzt gezwungen wären, für den eigenen Bedarf Stoffe zu kaufen; dafür erſparen ſie die Arbeit. Indigo würde an verſchiedenen Orten ſehr gut gedeihen — denn wild wächst er in verſchiedenen Gegenden — und dem Gouvernement großen Nutzen bringen; man hat ſchon Verſuche gemacht, welche beſſere Qualität geliefert haben als der ägyptiſche. Allein die Regierung verwendet hierauf kein Augenmerk, und die Einwohner ſind viel zu unwiſſend, als daß ſie aus eigenem Antrieb auf einen ſolchen Gegenſtand verfallen könnten.

Alle die genannten Artikel werden in Gärten gezogen, und zur Bearbeitung dieſer die Sklaven verwendet. Die Bewäſſerung geſchieht auf künſtliche Weiſe mittelſt Ziehbrunnen. Sobald die naſſe Jahreszeit vorbei iſt, eilt alles in die Gärten und beſtellt ſolche, welche während der genannten Zeit ſo zu ſagen brach gelegen ſind, denn würde man es wagen während der regneriſchen Jahrszeit etwas anbauen zu wollen, ſo müßte man gewärtigen, daß alles durch die heftigen Regengüſſe entweder aus der Erde herausgeſpült, oder aber vor der Reife verfaulen würde. Nur unbedeutende Sachen werden, wo das Terrain ſich dazu eignet, angebaut. Die Bearbeitung erfordert jedoch wenig Mühe, denn mit einem kurzen ſpitzigen Stecken werden die Erdklöſe aufgeſtochen, und mit einem etwas ſtärkeren zerſchlagen, ſodann mit der Hand oder demſelben Inſtrumente geebnet, der Samen ausgeſtreut und dann mit etwas Erde zugedeckt, in die verſchiedenen Beete kleine Rinnen gemacht, und alle Tage aus den Ziehbrunnen bewäſſert. Der Ackerbau beſchränkt ſich bloß auf Dochen, eine Feldfrucht, welche mit der Hirſe verglichen werden kann, mit dem Unterſchied, daß der Stengel mit der Kolbe 7 bis 8 Fuß hoch iſt. Es iſt auch das einzige Getreide, welches die Einwohner Kordofans, ſo wie die Gränzgegenden haben, und welches ihnen zum Brode unentbehrlich iſt; es iſt ein ſehr wucherndes Gewächs. Ueberall in der ganzen Provinz wird es angebaut. Die Felder, in welchen der Dochen gebaut wird, ſind gewöhnlich ſehr groß,

und viele befinden ſich in den Wäldern; um ſolche Stellen urbar zu machen, werden die Bäume bis zur Manneshöhe abgehauen, das andere Jahr iſt der Stamm dürr, es werden Feuer angezündet und das kleine Geſträuch mit verbrannt. Dieſe Felder bedürfen nicht ſo viel Arbeit und Mühe als es bei uns der Fall iſt. Man kennt keinen Pflug, keine Egge oder ſonſtige Ackergeräthe, ein einziges ſichelförmiges und an den beiden Enden zugeſpitztes Eiſen, woſelbſt in der Mitte ein Stiel angebracht iſt, vertritt alle nothwendigen Geräthſchaften. Man nennt es Haſchaſch und jede Hütte iſt damit verſehen, denn das ganze Ackergeräthe eines kordofaniſchen Bauern koſtet nur 20 Para (3 kr.). Sobald nun die erſten Regen gefallen ſind, wird das Gras auf dem Acker ausgekratzt und ſogleich zur Ausſaat geſchritten, zu welcher nicht mehr als zwei Perſonen erforderlich ſind. Einer geht voraus, macht von zwei zu zwei Schritten ungefähr mit dem Haſchaſch ein Loch in den ſandigen Boden, in welches der nachfolgende immer einige Körner legt, und dann das Loch mit dem rechten Fuß zutritt; dieß alles geſchieht mit einer außerordentlichen Schnelligkeit. Der nachfolgende Regen gibt dem Boden die nöthige Feuchtigkeit, und ſobald die Regenzeit vorüber iſt, wird die Frucht reif. Es kommt aber vorzüglich darauf an, daß der zu viele Regen der Frucht nicht ſchade, zu welchem Ende das Feld auf einem Abhang ſeyn muß, daß das Waſſer ablaufen kann; bei zu wenig Regen tritt auch Mißwachs ein. Aus dem Stroh werden die Tukkoli gebaut, das übrige als Viehfutter verwendet; ausgeklopft wird die Frucht auf dem Acker ſelbſt, dann auf Kamelen oder Ochſen in das Dorf geſchafft, in Gruben geſchüttet, mit Strohmatten zugedeckt, und ſodann alles mit Sand überſchüttet; das letztere geſchieht hauptſächlich um das Getreide vor dem vielen Ungeziefer, und auch ſelbſt öfters vor der Regierung zu ſichern.

Außer dieſem Getreide findet man nur ein wenig Durra, und ich zweifle ſehr, daß eine Frucht der gemäßigten Zone ſich mit größerem Nutzen und mit derſelben leichten Behandlung anbauen ließe als der Dochen. Doch gibt es manches Jahr, daß nicht der nöthige Bedarf gewonnen wird, und daher ſind öfters ganze Dörfer gezwungen ſich in die Wälder zu begeben und ſich von der Egelitfrucht zu nähren. Letztere hat die Größe einer Pflaume,

ſieht gelblich aus, iſt fleiſchig und hat einen nicht ganz unangenehmen Geſchmack. Ueberhaupt iſt Kordofan bei der ſonſtigen Armuth mit nutzbringenden Bäumen reich geſegnet, und könnte bei einer geringen Nachhülfe noch mehr gewinnen; doch die Einwohner ſind zu faul und viel zu beſchränkt, als daß ſie ſich mit Energie einer Sache annehmen könnten, und die Regierung richtet nur auf ſolche Gegenſtände ihr Augenmerk, welche für den Augenblick Gewinn abwerfen.

Zu den vorzüglichſten nutzbringenden und wildwachſenden Bäumen gehört der Gummibaum, die Tamarinde, der ſchöne Tabaldi, ſo wie der oben erwähnte Egelit. Der Gummibaum (Mimosa nilotica) wie man ihn benannt findet, verdient wohl in Kordofan einen andern Namen, denn die Geſtalt des Baumes, die Blätter und ſogar die Dornen ſind ganz verſchieden von der Mimosa nilotica, welch' letzterer Baum nur ordinäres Gummi liefert, wohingegen das kordofaniſche Gummi die feinſte Sorte iſt, und mit Unrecht belegt man das hieſige Gummi mit dem falſchen Namen Gummi arabicum. In einigen Gegenden bildet der Gummibaum ganze Wälder von dem größten Umfang. Der Kreis von Bara liefert das meiſte Gummi. Die Ernte richtet ſich vorzüglich nach dem ſtärkern oder ſchwächern Regen. Regnet es viel, ſo ſchwitzen die Bäume auch viel mehr. Das Gummi kommt ſowohl aus der Rinde des Schaftes, als aus den ſtarken Aeſten hervor, faſt in derſelben Form wie das Harz der Kirſchbäume, ja zufällig fand ich, als ich einen Käfer ausſcharrte, es an der Wurzel herausſchwitzen. Sennaar, welches unter demſelben Breitegrad liegt, wie Kordofan, liefert ein weit geringeres Gummi. Die Einſammlung geſchieht einige Monate nach dem Regen, in den Monaten December, Januar, Februar. Es bringt der Regierung einen außerordentlichen Gewinn, und iſt daher ein Monopol; allein auch hierin verfährt man mit einer beiſpielloſen Nachläſſigkeit, es wird nicht beachtet wenn ganze Strecken von Gummiwäldern ausgehauen, und der Boden in Dochenfelder verwandelt wird, obwohl es ganze Strecken unbebautes Land gibt, welches weit eher zum Feldbau ſich benützen ließe, und ſo der Gummibaum geſchont würde; allein um ſo etwas bekümmert ſich die Regierung gar nicht, und rafft nur zuſammen was ihr unter die Hände kommt, ohne ſich um das was weiter erfolgen muß, zu bekümmern. Bäume friſch anzupflanzen

und untaugliche auszurotten, davon hat sie gar keine Idee, und man läßt die Natur dafür sorgen. Der Garrat, dessen Schote zum Ledergerben benützt wird, der Tamarindenbaum (Tamarindus indica) wird hier gleichfalls häufig getroffen, doch nicht in solcher Menge wie der Gummibaum. Die Frucht dieses letztern Baumes, welche Schoten bildet, wird gesammelt, sodann gestampft und hieraus eine Art Brodkuchen gemacht, welche man trocknet, und entweder zum eigenen Gebrauch aufbewahrt oder in den Handel bringt. Hier im Lande wird sehr viel consumirt. Dieser Baum leidet sehr von den Heuschrecken und es geschieht auch manches Jahr, daß die Blüthen oder die Frucht von diesem Gezieser ganz aufgefressen werden, und so dann an vielen Orten diese Frucht mangelt. Der Tabaldibaum ist eines der schönsten Gewächse, welche ich in diesem Lande antraf. Wenn derselbe in der Blüthe steht, und diese in Form einer vollen rothen Pappelrose den majestätischen Baum beinahe ganz bedeckt, so glaubt man von der Ferne lauter Rosenhügel zu erblicken, und das Auge kann sich fast nicht satt sehen. Er blüht Anfangs Augusts; seine Frucht ist $^3/_4$ Schuh lang, und inwendig in Zellen mit Mark eingetheilt, welche jede einen Kern einschließt; diese Frucht hat eine angenehme Säure, die demjenigen, welcher sie nicht zu essen gewohnt ist, Durchfall verursacht; doch wird sie auch zur Stillung der Dysenterie gebraucht, und macht dann eine von der frühern ganz entgegengesetzte Wirkung, obwohl sie in großer Menge genossen werden muß. Der Stamm dieses Baumes hat manchmal über 40 Fuß im Umfang, und das Holz ist so hart wie Ebenholz. Das Alter dieser Bäume kann man auf Tausende von Jahren schätzen. Von der Frucht der Dom- oder Fächerpalme wird die äußere Schale gegessen und auch eine Art Syrup daraus gewonnen.

Außer den genannten Gewächsen gibt es noch unzählige Pflanzen, welche nach dem ersten Regen in voller Ueppigkeit dem Boden entsprießen und den schönsten Blumenteppich bilden. Ich bin viel zu sehr Laie in der Pflanzenkunde, als daß man von mir erwarten dürfte, eine nähere Beschreibung aller der in diesem Land vorkommenden Pflanzen zu geben, um so mehr als viele Gattungen sich finden, die bis jetzt noch in keiner Flora vorkommen, und ich bin überzeugt, daß für einen Botaniker sich ein ergiebiges Feld darbieten würde, wenn einer dieses Land auf längere Zeit bereisen

wollte. Hr. Dr. Rüppell und Hr. Kotschy waren viel zu kurze Zeit anwesend, und an zu wenig Orten, als daß sie bedeutende Sammlungen hätten machen können.

Das Thierreich ist nicht minder zahlreich und man findet an zahmen Thieren Pferde, Kamele, Esel, Maulthiere, Kühe, Schafe, Ziegen, Hunde, Katzen, Hühner, Tauben ꝛc.; an wilden Thieren Löwen, Giraffen, Leoparden, Panther, zwei Arten Hyänen, Schakals, gegen zehn Arten Antilopen, von welchen man in Europa einige noch gar nicht kennt, Affen, drei Arten wilde Katzen, Hasen, Igel, schwarze und gelbe Mäuse, Ratten und viele noch ganz unbekannte Thiere. Die Elephanten und Rhinocerosse sind eine große Seltenheit, und nur hie und da läßt sich eines oder das andere dieser Thiere auf der Gränze blicken. An Reptilien ist das Land sehr reich, auch findet man die Boa.

Insecten von allen Arten hat dieses Land in Menge, und viele sind denen des Senegal ganz gleich oder sehr ähnlich. Nur einen Monat vor und während der ganzen Regenzeit, nach der Regenzeit höchstens einen Monat, macht man gute Ausbeute, die andere Jahreszeit ist alles vergebliche Mühe, um nur einzelne Species zu finden. Das Sammeln der Insecten war eine Hauptbeschäftigung auf meiner ganzen Reise. Meine bedeutende Sammlung an kordofanischen war sehr reich, und nie kam eine so complete aus diesem Lande nach Europa. Die Entomologie wäre vielleicht durch viele neue Species bereichert worden, und es können viele Jahre vergehen, bis so eine reichhaltige Sammlung wieder nach Europa gelangt, denn es werden wenige Menschen eilf Monate in diesem ungesunden Lande aushalten. Ich vergoß Millionen Schweißtropfen, und sah nach jeder Excursion wie ein Gegeißelter aus durch die Risse der Dornen, womit die meisten Sträucher und Bäume des Landes versehen sind. Ich trotzte jeder Witterung und Gefahr, aber leider sind meine Mühe und der entsprechende Nutzen für die Entomologie verloren. Ich sage meinen öffentlichen Dank jenen Barbaren im Triester Lazarethe, welche meine ganze, in mehreren Sendungen bestehende Sammlung gänzlich zu Grunde gehen ließen. An Schmetterlingen ist dieses Land sehr arm. An Fliegen hat es mehr denn hundert Species.

Vögel von dem schönsten Farbenspiele finden sich hier, und

viele europäiſche Vögel halten ihre Winterquartiere hier, ſelbſt deutſche Vögel; beſonders die graue Bachſtelze findet ſich zu Millionen ein. Die Wüſte, die Wälder, ja ſogar die Hütten in den Dörfern ſind voll von dieſem ſchön gefiederten Geſchlecht, ſie ergötzen das Auge mit ihrem ſchönen Farbenſpiel, und manche auch das Ohr mit ihrem bezaubernden Geſang; man kann ſich, ohne Zeuge geweſen zu ſeyn, nicht ſo leicht eine Idee davon machen. Jeden Monat treffen immer neue Arten ein, andere ziehen fort, bis die entſprechende Jahreszeit dieſe wieder zurückruft; vorzüglich findet man Adler, Geyer, Papagaie, Kolibri, eine Unzahl Sumpfvögel, Strauße, ſchwarze Störche und den den alten Aegyptiern ſo heiligen Ibis; letztere zwei ſpielen, wie auch der Strauß, die Hauptrolle unter den Vögeln Kordofans. Eine große Mühеrſparung verſchaffte mir ein Sumpfvogel im Aufſuchen der Waſſerconchylien in den Sümpfen. Fand ich in der Nähe eines Teiches einen ſolchen Vogel, ſo brauchte ich mich nur auf fünfzig Schritte von ihm zu entfernen, um ihn zu beobachten; er tauchte unter das Waſſer und jedesmal brachte er in ſeinem ſpechtartigen Schnabel eine Waſſerconchylie mit, die er einige Schritte vom Waſſer auf den Sand legte; ſein Fang beſtand, je nachdem ſie groß oder klein waren, in wenig oder vielen; ſechs bis zwölf Stück trug er gewöhnlich auf ein Plätzchen zuſammen, da aber die Conchylien geſchloſſen ſind, und eine Schale mit der andern ſo feſt verbunden iſt, daß man ſelbe nur mit einem Meſſer öffnen kann, ſo muß er warten bis die Strahlen der Sonne ſolche öffnen. Um das Plätzchen, wo er ſie hingelegt hat, läuft er fortwährend herum, und heftet ſeine Blicke auf den Fang; wie ſich nur eine etwas öffnet, ſo ſteckt er gleich ſeinen Schnabel hinein, damit ſie ſich nicht mehr ſchließt, und mit ſeinen Fußzehen reißt er ſie auseinander; ich ſtörte ihn nie bei ſeiner Arbeit, denn ich erſparte ja ſelbſt die Mühe, die Schnecke zu tödten und das Thier herauszunehmen, auch wußte ich ſchon, daß er ſelten die zwei Schalen von einander riß.

Kordofan hat kein laufendes Gewäſſer; die Fula (Teiche) und kleine Seen trocknen faſt alle in der heißen Jahreszeit aus, und doch findet man Fiſche verſchiedener Gattung und Größe. Im Anfang konnte ich die Sache nicht begreifen, und die Erzählungen der Einwohner waren mir auch nicht glaubwürdig, daß ſich die

Fiſche in den Schlamm verkriechen, welcher mit der Zeit ſo hart wird, daß man mit einem beladenen Wagen darüber fahren könnte; die Fiſcheier, welche zurückbleiben, ſind ohnehin gleich durch die Strahlen der Sonne zerſtört. Die Einwohner glauben nämlich, daß ſich die Fiſche unter der Erde erhalten, und nach drei bis ſechs Monaten, wenn der Regen wieder den Schlamm aufweicht, die Fiſche neu belebt werden. Das konnte ich nicht glauben. Eines Tags ſchoß ich eine wilde Ente, und nachdem ich ſie ausgeweidet hatte, bereitete ich mir das Fleiſch zum Eſſen zu; als ich aber die Eingeweide unterſuchte, fand ich eine Menge Fiſcheier; es kann wohl nicht anders ſeyn, als daß die Waſſervögel, welche am weißen Nil mit Fiſcheiern ſich voll gefreſſen haben, und dann gleich ihre Reiſe nach Kordofan antreten, ſich alsbald wieder zu einem Waſſer begeben, wo ſie von ihrem Fraß vielleicht die Hälfte unverdaut wieder von ſich geben, ſo daß in kurzem Fiſche auskriechen.

Die Pferde ſind nicht von vorzüglicher und reiner Race und nur eine Miſchung von dongolawiſchen, ſo wie der Pferde von Berber und Darfur; ſie ſind nicht ſo ſchön gebaut wie ächte arabiſche, nichtsdeſtoweniger aber ſehr gute Läufer und äußerſt dauerhaft. Die Einwohner, vorzüglich die Bakkara, halten alles auf ihre Pferde, und geben ihnen ihr ganzes Leben hindurch Milch zu trinken, was die Pferde ungemein ſtärkt und zu Ertragung der größten Strapazen fähig macht. Auch die übrigen Kordofaner laſſen ihre Pferde gewöhnlich bis in das vierte Jahr Milch trinken, und geben ihnen erſt dann Gras zu freſſen. Der Dochen vertritt die Stelle des Hafers. Die Schechs der Bakkara ſind mit ihren Pferden beinahe zuſammen gewachſen; denn man findet nicht leicht einen Bakkaraſchech, ohne daß er ſein Pferd bei ſich hätte, was ihnen bei den Kriegen unter einander und gegen ihre Nachbarn, vorzüglich aber beim Raube der Sklaven, ſehr nützlich iſt. Auch zum Einfangen der Giraffen, ja ſelbſt der Strauße, werden die Pferde wegen ihrer Schnelligkeit mit beſonders gutem Erfolg benützt. Im allgemeinen aber findet man nicht ſo viele Pferde als in den andern Provinzen des Vicekönigs.

Die ſchönſte Gabe aber, welche die heißen Länder Afrika's von der Mutter Natur erhalten haben, iſt unſtreitig das Kamel. Der Nutzen iſt gar nicht zu berechnen, welchen dieſe Thiere dem

Lande bringen, abgeſehen davon daß ſie die Laſten ſchleppen, die außer dem Elephanten kein anderes Thier tragen oder in einem Wagen fortzuziehen vermöchte. Die Nahrung verurſacht dem Kamelführer die geringſte Sorge, denn mit der allerſchlechteſten, die man in wüſten Gegenden findet, nämlich mit Diſteln und wenigen Baumblättern ſich begnügend, kann dieſes Thier auch vier Tage lang ohne zu freſſen, und acht Tage ohne zu trinken aushalten, und behält immer ſeine Kräfte wie vorher. Es hat einen ſichern Schritt, und fällt faſt nie, daher alle noch ſo zerbrechlichen Waaren mit Kamelen viel ſicherer fortzubringen ſind, als es mit andern Thieren oder im Wagen je möglich iſt. Beim Auf- und Abladen legt ſich das Kamel nieder, eben ſo wenn es ein Reiter beſteigt; wenn die Ladung zu ſchwer iſt, gibt es dieß ſogleich durch ein Stöhnen zu erkennen; man braucht es gar nicht zu ſchlagen, es geht ſeinen langſamen fördernden Schritt fort, ohne irgend aus ſeinem Tact zu kommen. Ein beladenes Kamel macht in zwei Stunden eine deutſche Meile. Des Morgens und des Abends, wenn es etwas kühl iſt und die Kameltreiber Lieder ſingen, werden auch dieſe Thiere lebhafter, und vergrößern um ein Drittheil ihre Schritte. Sie haben äußerſt feine Seh- und Geruchsorgane, denn eine halbe Tagreiſe und auch weiter wittern ſie die Nähe eines Waſſers, und geben dieſes durch ein freudiges Schnuppern der Oberlippe zu erkennen; des Nachts vertritt es die Stelle eines wachſamen Hundes, denn wenn ſich in der weiteſten Entfernung der Karawane ein Menſch oder Thier nähert, oder ein wildes Thier noch ſo ſchwach einen Laut gibt, ſo nehmen es die Kamele ſogleich wahr, ſpitzen die Ohren, und ſtrecken ihre langen Hälſe nach der verdächtigen Gegend hin, um ſo ihren Wärter auf das aufmerkſam zu machen, was kömmt. Eben ſo von unbeſchreiblichem Nutzen iſt das Dromedar, ein nur viel zarter gebautes, und zum Reiten abgerichtetes Kamel. Man hatte früher fälſchlich vermuthet, daß das Dromedar ein von dem Kamel ganz verſchiedenes Thier ſey, und ſolches gewöhnlich mit zwei Höckern abgebildet; allein dieß iſt nicht der Fall, denn das Dromedar iſt ein Kamel wie ein anderes, und wird bloß ſo benannt um dadurch anzuzeigen, daß es nur zum Reiten und nicht zum Laſttragen abgerichtet ſey. Man ſucht daher unter den jungen Kamelen die etwas feiner geformten und leichtfältigen aus, legt ihnen

nie eine andere Laſt als den Reitſattel auf, und richtet ſie nach und nach zu dieſem wichtigen Dienſt ab. Kein Pferd vermag dem Dromedar, welches nur in einem geſtreckten Trab läuft, nachzukommen. Der Reiter, welcher ſeinen Weg ſchnell fortſetzen will, muß ſich vor das Geſicht ein Tuch binden, damit die Luft, welche entgegenkommt, ihm nicht heftige Schmerzen verurſache. Wenn man in der Wüſte in der größten Entfernung am Horizont einen dunklen Punkt wahrnimmt, und dieſer ſich in kurzer Zeit vergrößert, ſo iſt man gewiß, einem Dromedarreiter in wenigen Minuten zu begegnen, und die Einwohner ſagen auch, wenn ſie dem Fremden die Schnelligkeit eines Dromedars recht begreiflich machen wollen: „Wenn du einem guten Dromedar begegneſt, und der Reiter dir Salam aleikum zuruft, verſchwindet Reiter und Dromedar aus dem Geſicht, noch bevor du aleikum ſalam antworten kannſt. Es gehört auch eine Uebung dazu, um das Reiten auf dieſem Thiere zu ertragen. Die Briefe aus den ſüdlichen Ländern werden gewöhnlich durch Dromedarcouriere nach Kairo befördert, wozu auf die Entfernung von ungefähr 17 Breitegraden 28 Tage erforderlich ſind, welche abwechſelnd drei bis vier Couriere zurücklegen müſſen. Doch trifft es ſich auch oft, daß bei einer wichtigen Sendung ein und derſelbe Courier den ganzen Weg allein macht, und bloß in den betreffenden Stationen die Dromedare wechſelt. Der Reiter iſt übrigens ſehr leicht ausgerüſtet, und hat außer den Waffen, beſtehend in einem Säbel, ein paar Piſtolen, öfters auch einer langen Flinte, nur noch zwei mittelmäßig große Taſchen für ſeine Lebensmittel, und einen kleinen Waſſerſchlauch an dem Sattel hängen, und ſetzt ſo dieſe für einen Andern höchſt beſchwerliche Reiſe mit der möglichſt geringen Ungemächlichkeit fort.

Das Fleiſch der jungen, zwei bis vierjährigen Kamele wird von den Einwohnern, vorzüglich den nomadiſirenden ſehr gern gegeſſen, und macht ihre vorzüglichſte Nahrung aus. In Lobeid werden ſehr viele Kamele geſchlachtet, und das Fleiſch zu demſelben Preis wie das Rindfleiſch verkauft; einige geben dem letztern den Vorzug. Auch die Milch iſt vielen Einwohnern eine Hauptnahrung. Die Eſel, welche im Lande gezogen werden, ſind von einer ganz ſchlechten Race, und es werden daher noch immer durch die Djelabi aus Aegypten gute Eſel eingeführt. Beſonders

zahlreich iſt jedoch das Rindvieh; man trifft wenig Dörfer, wo nicht große Heerden in der Nähe weiden, und bei den Bakkara findet man deren zu tauſend Stück. Sie weiden das ganze Jahr im Freien, müſſen jedoch in der trocknen Jahrszeit, wo beinahe alles verkohlt iſt, auch viel Hunger leiden, weßhalb ſie nicht ſo fett ſind wie in der Regenzeit, denn da ſind ſie im ſtrengſten Sinn des Wortes bis über die Hörner im Graſe, und man findet Wieſen, wo ſelbſt Tauſende von Rindern weiden, ohne daß es möglich iſt, ein einziges Stück zu erblicken; man ſieht nur das Gras ſich bewegen. Doch iſt dieſes Vieh nicht von beſonderer Güte, gibt ſehr wenig und ſchlechte Milch, und ein noch ſchlechteres Fleiſch. Die in Kordofan wohnenden Türken eſſen nie Rindfleiſch. Bei den Bakkara findet man eine beſondere Art von Ochſen mit kurzen Hörnern, die oberhalb des Halsrückens eine hohe Speckbeule und unterhalb desſelben bis an die Bruſt einen beinahe bis zum Knie reichenden Hautlappen herabhängen haben. Man bedient ſich der Ochſen auch vorzüglich zum Reiten und zum Lafttragen; ſteckt dieſen Thieren ein Leitſeil durch die Naſen und bildet auf dieſe Art einen Zaum. Die Ochſen werden ſchon in der früheſten Jugend hiezu, und zwar von Kindern abgerichtet. Dieſe müſſen jedoch mit einer beſondern Geduld die Dreſſur vornehmen, denn bevor ein ſo junges Kalb einen Buben auf dem Rücken ruhig ſitzen läßt, ſind öfters Monate erforderlich, und die Buben werden oft hundertmal abgeworfen, ehe es ihnen gelingt, ein ſolches Thier vollkommen abzurichten. In vielen Gegenden Afrika's, wo das Kamel, beſonders wegen der Fliege Johara, nicht leben kann, bedient man ſich bloß der Ochſen zum Reiten und zur Fortſchaffung der Laſten. Schafe gibt es auch ſehr viele, und darunter eine ſehr große Race; ſie haben keine Wolle, ſondern nur kurze Haare. Das Fleiſch iſt wohlſchmeckend, und wird dem Rind- und Ziegenfleiſch vorgezogen.

Die Ziege iſt im Lande ganz gemein, und gehört mit zu den vorzüglichſten Hausthieren. Es gibt deren mehrere Arten, oder vielmehr Baſtardracen, und von vorzüglich niedlicher Geſtalt, im Durchſchnitt ſind alle Ziegen ſehr klein. Die Türken ſind nicht zu bewegen, während der Regenzeit Ziegenmilch zu genießen, weil ſie in dem feſten Glauben ſtehen, daß dieſe das Fieber erzeugt, wenn die Ziege die Blätter eines Baumes, arabiſch Eſcher genannt,

(asclepia procer) frißt, welche als eine Giftpflanze bekannt iſt. Es iſt dasſelbe Gewächs, aus welchem man das bekannte Gift preßt, womit in frühern Zeiten in Aegypten, und auch noch manchmal gegenwärtig, eine nicht beliebte Perſon mit einem Fingal Kaffee aus dem Wege geſchafft wird. Dieſes Gewächs trifft man ſchon einzeln als kleinen Strauch in Oberägypten an, in Kordofan erreicht es aber die Höhe eines Baumes. Viele pflanzen es gefliſſentlich an, und legen die Blätter in den Selher, wo ſie die Meriſſa durchfließen laſſen; dieſe Blätter enthalten eine weiße Milch, dieſe theilt ſich der Meriſſa mit, und die Meriſſa ſoll ſehr betäubend wirken. Ich habe ſolche Menſchen öfters davor gewarnt, ſie entſchuldigen ſich aber, daß es ihr Vater oder Mutter auch gethan habe. Das Kamel, welches in der Auswahl ſeiner Nahrung nicht ſehr heikel iſt, berührt doch die Eſcher nicht. Was den Aberglauben der Türken betrifft, daß in Folge des Genuſſes der Blätter von dieſer Giftpflanze die Ziegenmilch Fieber erzeuge, iſt lächerlich, indem es bekannte Sache iſt, daß eine jede Milch während der Regenzeit genoſſen, Fieber hervorbringt.

Hunde gibt es, ſo wie in allen übrigen von Mohammedanern bewohnten Ländern, ſehr viele, welche niemand angehören und doch als Hausthiere betrachtet werden; ſie ſind meiſtens von gelblicher Farbe, doch um ein wenig beſſer geſtaltet als die ägyptiſchen, nähren ſich ſo wie dieſe, von dem gefallenen Aas, und ſind ſonſt von gar keinem Nutzen; doch fand ich, daß ſie ſich zur Jagd mit geringer Mühe abrichten laſſen. Katzen gibt es ſehr wenige, daher die Ratten und Mäuſe ſo zahm werden, daß ſie einem bei hellem Tage über die Füße laufen. Wirft man ihnen etwas zum Eſſen vor, ſo nehmen ſie es gleich ab, verzehren es ſchnell, und kommen ungenirt wieder um ein mehreres abzuholen. Die Kordofaner geben ſich auch keine Mühe, dieſes Ungeziefer zu vertilgen, und legen bloß in den Feldern und Gärten Schlingen für die Feldratten. Viele Neger eſſen die Ratten, ſelbſt einige Dongolawi, ich ſah ſelbſt bei Nubanegern, daß ſie ſolche mit Haut und Haare brieten, dann erſt das Fell abzogen, und das Fleiſch aßen. Doch gibt es auch eine Gattung, welche nicht den mindeſten Ekel erregen; ſie ſind von Iſabellenfarbe, der Bauch und alle Fußſpitzen ſchneeweiß mit einem ſeidenweichen Haar; man kann ſie zu den niedlichſten Thierchen zählen.

Die Hühner sind weit größer als die von Aegypten, und haben, vorzüglich die Hähne, ein schönes Gefieder, welches man auch in Nubien schon findet. Die Haustauben sind auch größer als ich solche in Aegypten angetroffen habe, und von wilden Tauben zählte ich neun Gattungen, worunter die kleinsten von der Größe einer Amsel, allein mit einem Schwanze, der so lang als die Taube selbst ist.

Die Giraffen, eines der schönsten Thiere Afrika's, trifft man in Kordofan nicht selten, und fast alle bis jetzt über Aegypten nach Europa und Amerika gesandten Thiere dieser Art wurden in Kordofan gefangen. In der nassen Jahrszeit trifft man keine an, und man glaubt, daß sich selbe sehr weit von Kordofan entfernen; die Landesbewohner meinen, daß sie in Gegenden sich begeben, wo es nur sehr wenig regne, denn es ist unter den wilden Thieren der heißen Zone keines für die Witterung so empfindlich als die Giraffe, und man muß, wenn sie gefangen sind, mit aller Vorsicht zu Werke gehen, damit sie nicht umkommen. Selbst wenn sie nach Aegypten gebracht werden, muß während der Wintermonate dieses Thier vor jeder starken Verkühlung geschützt seyn, und auch bei der Nahrung nichts verabsäumt werden; man hat schon viele Fälle, daß die Giraffen durch den geringsten Fehler bei der Wartung sehr schnell zu Grund gingen. Sobald die trockene Jahreszeit eintritt, kehren auch die Giraffen wieder in die Umgebungen von Kordofan zurück. Sie leben nicht in großer Anzahl beisammen, wie es bei den Antilopen der Fall ist, und man sieht sie nur einzeln, höchstens zwei Stück beisammen. Das Einfangen geschieht zu Pferd, doch werden nur die Jungen lebend eingefangen, weil es bei den alten fast gar nicht möglich ist, und dieses Thier Roß und Reiter über den Haufen werfen und übel zurichten würde; man erlegt daher die alten Giraffen mit dem Säbel, bloß der Haut wegen, welche verkauft, und das Fleisch gegessen wird; letzteres hat einen nicht ganz unangenehmen Geschmack. Wenn man diese Giraffen für eine Menagerie einfangen lassen will, so muß man vorher einen Ferman von dem Minister des Innern in Cairo zu erhalten suchen, und am besten ist es, daß man sich gleich an den Scheik Abdel Had in Haraza wende; dieser gibt sodann den Auftrag seinen Leuten, welche sich eigens mit dieser Jagd beschäftigen, denn es erfordert nicht nur einen

guten und gewandten Reiter, ſondern auch ein gut abgerichtetes Pferd, und insbeſondere mehrfache Erfahrung in dieſer Jagd. Gewöhnlich gehen zwei Reiter mit einem bis zwei Kamelen, welche Lebensmittel und Waſſer für einige Tage geladen haben, in die Wüſte, wo ſich die Giraffen aufzuhalten pflegen. Die Kamele bleiben auf einem geeigneten Platze zurück, und die Reiter recognosciren die Gegend, bis ſie auf die Fährte der Giraffen kommen. Hier erfordert es nun eine große Sachkenntniß, um zu erkennen ob die Fährte von heute oder geſtern war, oder noch älter iſt; im erſten Fall wird, wenn es die eines jungen Thieres iſt, der Fährte ſogleich gefolgt, und man kann verſichert ſeyn, daß man die Giraffe in wenigen Stunden zu Geſicht bekommt; iſt dieſes nun der Fall, ſo wird die Jagd augenblicklich vorgenommen, das Thier, ohnedieß ſehr ſcheu, ſucht ſein Heil in der Flucht, und zwar mit einer außerordentlichen Schnelligkeit. Hier iſt es nun wieder der Reiter und die Behendigkeit des Pferdes, welche das ihrige thun müſſen, dem aufgeſcheuchten Wild den Weg abzugewinnen, was bei der Giraffe um ſo leichter wird, als dieſes Thier nie gradaus läuft, ſondern in der Furcht und Schüchternheit bald rechts bald links ſich wendet, und von den Reitern ſchnell eingeholt wird. Dieſer nun in der Nähe des verfolgten jungen Thieres angelangt, wirft demſelben eine Schlinge über den Kopf, welcher Wurf höchſt ſelten mißlingt und im ſchlimmſten Fall öfters wiederholt werden kann, und befeſtigt das Ende des Seils an den Sattel, zieht das Thier ſo nahe als möglich an das Pferd, und die Beute iſt gemacht. Doch hier erfordert es wieder ein gutes und geduldiges Pferd, welches dem nach allen Richtungen ziehenden und ſpringenden Thiere halb widerſtehen, halb nachgeben muß, um es nach dem nächſten Orte zu bringen, den man auch ſo ſchnell als möglich zu erreichen ſucht. Hier ſteht ſchon ein Mutterkamel bereit, welches der jungen Giraffe die erſte Zeit Milch gibt, ehe man es an Gras oder Heu gewöhnt. Dieſes muß auch in der Folge geſchehen, und ſelbſt ausgewachſene Giraffen müſſen täglich Milch zum Trinken erhalten, wenn es irgend thunlich iſt.

Wenn nun ein ſolch junges Thier etwas geruht hat, wird es unverweilt nach Dongola weiter transportirt; allein auch hier iſt es nothwendig alle mögliche Aufſicht zu halten. Der Giraffe

wird an den Kopf eine Art Zaum gelegt, und daran vier Stricke gebunden, zwei Männer gehen voraus und zwei nach, und jeder nimmt das Ende eines Strickes in die Hand, um das Thier in ruhigem Gang zu erhalten, was die ersten Tage eine außerordentliche Anstrengung erfordert, auch ein Mutterkamel muß es begleiten, um dem jungen Thiere unterwegs die erforderliche Nahrung zu geben; in Dongola angelangt, raſtet es wieder eine Zeit lang, und wird hier an Kuhmilch und etwas Gras gewöhnt. Man kann nicht glauben, was es für Schwierigkeiten hat, eine Giraffe lebend zu erhalten, und es darf daher auch nicht wundern, wenn der Preis hiefür ſo hoch kommt. Selbſt in Aegypten, z. B. Cairo oder Alexandria, kommt ein lebendes Exemplar immer auf 5 bis 600 Thlr. zu ſtehen.

Leoparden gibt es nicht viele in dieſer Provinz, und es ſind bloß ſogenannte Ueberläufer aus den innern Gegenden Afrika's, welche ſich in Kordofan zeigen. Sie nähern ſich wohl auch zuweilen den Dörfern, doch hat man ſehr ſelten ein Beiſpiel, daß ſie dem Menſchen etwas zu Leid thun, ſie ſtehlen ihren Raub aus einer oder der andern Heerde, ziehen ſich ſogleich in ihre Verſtecke zurück und ſind keinesfalls ſo keck, als es wohl in den innern Strichen dieſes oder eines andern Welttheils der Fall ſeyn mag. Es werden auch keine Jagden auf ſie unternommen, theils aus Mangel an Feuerwaffen, theils auch weil die Haut, das einzige was Werth hätte, hier nicht viel geſucht wird, und es iſt auch wirklich ſelten, daß man hört, in einer oder der andern Gegend ſey ein Leopard erlegt worden. Häufiger trifft man die Hyänen an. Es ſollen dreierlei Gattungen ſeyn, die vorgebliche dritte iſt mir aber nie zu Geſicht gekommen. Die geſtreifte iſt die gewöhnliche, welche in Aegypten und Syrien zu Hauſe iſt, die getigerte iſt weit größer. Sie bilden ganze Heerden von zehn bis zwanzig Stück, halten ſich des Tags über in Höhlen und Schluchten der nahen Gebirge auf, und gehen bloß des Nachts auf den Raub aus, wo ſie ſich nach und nach vertheilen. Am liebſten ſcharren ſie die Leichen aus den Gräbern heraus, und wittern es daher gleich, wenn ein Todter in der Wüſte oder auf einem Friedhof begraben wurde. Auch holen ſie ſich gern ein junges Schaf aus den Heerden, obgleich dieſe des Nachts in einer Einzäunung von Dornen ſich befinden; doch die Hyäne weiß ſie ſehr gut zu unter-

graben und in die Heerde einzubrechen. Den Menſchen fügen ſie kein Leid zu, und man hat faſt kein Beiſpiel, daß eine Hyäne einen Menſchen angepackt hätte; auch geſchieht dieſes nur wenn ſie gereizt oder verwundet wird. In Europa hält man dieſes Thier für das wildeſte und grauſamſte, faſt in allen Naturgeſchichten findet man es ſo geſchildert, einer ſchreibt es dem andern nach, ohne daß man genau unterſuchte, und daher herrſcht durch ganz Europa die eingewurzelte Meinung, daß die Hyäne das fürchterlichſte von allen vierfüßigen Thieren iſt. Ich und viele andere Europäer haben uns überzeugt, daß man ſie nicht nur nicht fürchtet, ſondern ſogar nicht achtet. Sie iſt furchtſam, wird zahm durch Prügel, und ſucht ſich eher zu verbergen als anzugreifen. Daß ſie todte Körper ausſcharrt und ſelbe verzehrt, iſt kein Beweis, daß ſie das furchtbarſte Thier iſt; kann ſie Schafe, Ziegen oder Gazellen überraſchen, ſo frißt ſie dieſe lieber, nur der Hunger zwingt ſie Leichname auszuſcharren und zu verzehren; die Vorderfüße ſind allerdings von Natur aus ſchon ſo gebildet, daß ſie zum Aufſcharren geeignet ſind, man hat aber genug Beiſpiele, daß Hunde auch Leichname ausſcharren und ſelbe freſſen. In Ungarn, Polen und Rußland hat man Tauſende von Beiſpielen, daß Wölfe Menſchen anfallen. In Afrika hat man nur ſehr ſelten einzelne Beiſpiele, daß die Hyäne es thut, zehn Hyänen laſſen ſich früher zahm machen, als ein einziger Schakal. In einem Hauſe in Lobeid lief eine Hyäne ganz zahm im Hof herum, die Kinder vom Hauſe neckten ſie, riſſen ihr das zum Futter vorgeworfene Fleiſch aus dem Rachen, ja ſtreckten ſogar ihre Hände in denſelben, ohne daß dieſe Beſtie ihnen nur das geringſte Leid zugefügt hätte. Wenn wir, was in der heißen Jahrszeit gewöhnlich iſt, der Kühle wegen im Freien aßen, näherte ſich dieſes Thier ohne Scheu dem Tiſch, fing die ihm zugeworfenen Brocken wie ein Hund auf, und zeigte nicht die mindeſte Furcht. Mir wurden zwei junge, und eine ausgewachſene Hyäne zum Verkauf gebracht. Die jungen trug man auf den Armen wie ein junges Schaf, ohne ihnen das Maul verbunden zu haben, bloß die Alte hatte einen Strick um den Mund, und wurde drei Stunden Wegs von einem einzigen Mann geführt, ohne daß ſie auch nur den geringſten Widerſtand geleiſtet hätte. Die Afrikaner zählen daher auch die Hyäne nicht einmal unter die ſehr wilden Thiere, weil ſie ſelbe nicht

fürchten, ſondern das Rhinoceros iſt bei ihnen jenes von allen andern furchtbare Thier, ſie ſagen, der Löwe und die andern Raubthiere fallen den Menſchen nur dann an, wenn ſie verwundet oder gereizt werden, wenn ſie der Hunger dazu zwingt, und da ſie überall Schafe, Ziegen, und in der Wüſte ſelbſt eine Unzahl von Antilopen und andern Thieren finden, und ihnen daher das Futter ſelten mangelt, ſo braucht der Menſch beim Anblick eines dieſer Thiere nicht ſo ſehr zu erſchrecken. Allein nicht ſo iſt der Fall bei dem Rhinoceros, denn obgleich dieſes Thier nichts anders als Gras frißt, ſo iſt doch weder der Menſch noch ein anderes Thier vor ſeinem Muthwillen ſicher; ohne im mindeſten beunruhigt oder gereizt zu werden, greift das Rhinoceros ſogleich einen Menſchen oder ein noch ſo großes Thier wie Elephanten oder Löwen an, und ſucht auf den erſten Angriff, mit ſeinem überaus ſtarken Horn, welches wie bekannt oberhalb des Naſenbeins in einer etwas aufwärts gerichteten Krümmung ſteht, den Feind zu durchbohren; gelingt nun der erſte Stoß, ſo iſt der Angegriffene, und wenn es der Elephant iſt, verloren, weicht jedoch dieſer oder der Löwe dieſem Stoß aus, ſo unterliegt auch gewöhnlich das Rhinoceros, deſſen ungeachtet iſt es immer der angreifende Theil; zum Glück ſoll es ſehr wenige Rhinocerosſe geben, und in Kordofan ſoll es eine große Seltenheit ſeyn, wenn ſich eines dahin verlauft. Die Rhinocerosſe halten ſich nahe an Flüſſen und Seen auf, das Horn kommt im Handel vor, und dient bei dem türkiſchen Säbel als Griff; je heller die Farbe iſt, deſto mehr Werth hat es, ſchwarzes wird als unbrauchbar zu Säbelgriffen angeſehen, und iſt gar nicht beliebt; von außen kann man die Qualität nicht erkennen, weil alle ſchwarz ſind. Die Hörner, welche man nach Kordofan des Handels wegen bringt, kommen meiſt aus den Tributländern Darfurs, welche an einem Fluß liegen; jener Fluß iſt wahrſcheinlich der weiße Nil, von dem ich in einem andern Capitel ſprechen werde.

Löwen werden auch wenige getroffen, doch kommen ſie ſehr oft ſogar in die Dörfer und rauben, ehe man es ſich verſieht, ein oder das andere Stück Vieh. Des Tages ſieht und hört man ſie faſt gar nicht, denn da liegen ſie gewöhnlich in einem dichten Geſtrüppe, oder unter einem ſchattigen Baume und ſchlafen; aber Morgens früh, ſobald die Sonne in die Sandfluthen der Wüſte

ihre Strahlen zu senken beginnt, erhebt sich auch der König der Thiere, und geht aus seinem Versteck heraus, um sich seine Beute zu erjagen. Man hört schon von weitem seinen Laut, welcher anfangs in einem leisen Gemurmel besteht, welches sich nach und nach verstärkt, und zuletzt zu einem donnerähnlichen furchterregenden Gebrülle wird, das man auf eine halbe Stunde Wegs vernimmt. Alles zittert und zeigt die größte Furcht, wenn das königliche Thier sich hören läßt, die Schafe zittern als wenn sie das kalte Fieber befallen hätte, stecken die Köpfe zusammen und suchen sich zu verbergen, den Pferden treibt es einen Angstschweiß aus, und die Hunde können nicht genug eilen, um einen Ort zum Versteck zu finden, kurz alles geräth in die höchste Angst wenn der Löwe sein Herrannahen verkündet. Ist zufällig eine Carawane in der Nähe, so ist's nicht möglich die Kamele zu erhalten, sie springen hin und her, und können vor Furcht nicht beisammen bleiben. Ich selbst erlebte eine solche Scene; denn als ich auf meiner Reise in die Gegend des Brunnens Semmerie kam, hörten wir eines Tags plötzlich ein Gemurmel, welches in der Ferne dem Rollen von Kugeln in einem leeren Faß glich, und das nach und nach in dieses fürchterliche, dem Donner ähnliche Gebrüll überging; sobald nun die ersten leisen Töne sich hören ließen, überfiel die Kamele unserer Karawane eine plötzliche Angst, daß sie gleich nach allen Richtungen auseinander stoben. Reiter und Collis wurden abgeworfen, oder die erstern genöthigt, abzuspringen, um nicht von den Aesten der Bäume abgestreift zu werden, denn zum noch größern Unglück befanden wir uns in der Nähe eines Mimosenwaldes, und alles lief Gefahr, von den großen Stacheln zerrissen zu werden. Doch dauerte diese Verwirrung nicht lange, da der Löwe nicht nach unserer Gegend den Weg nahm, sondern eine entgegengesetzte Richtung zu nehmen schien; es erforderte jedoch einen ganzen Tag Zeit, um die abgeworfenen und abgestreiften Sachen wieder zusammenzubringen, da ein Kamel sich zu weit entfernt hatte. Man macht jedoch in diesem Lande selten Jagd auf den Löwen, denn wie gesagt, findet man deren sehr wenige, und leidet auch keinen so bedeutenden Schaden durch dieselben, daß es nöthig wäre sich der Gefahr auszusetzen. Das Fleisch eines Löwen ist überaus zäh und sehnig, und wird nicht so leicht von einem andern Thiere gefressen, der Hund verkriecht

ſich ſogleich wenn er es nur anriecht. Panther gibt es auch, doch ſind ſie nicht ſo groß als jene von Aſien. Tiger ſoll es keine geben wie man mich verſichert hat. Antilopen ſind in außerordentlicher Menge und ſehr verſchiedenen Arten vorhanden; ſie können eben ſo wie die Kamele öfters acht Tage lang aushalten ohne zu trinken. Ich habe ſelbſt beobachtet, daß ſie bis 26 Meilen weit vom Trinkwaſſer entfernt ſich aufgehalten haben, und es daher nicht möglich geweſen wäre, daß ſie jeden Tag oder in je zwei Tagen dieſe Strecke hätten zurücklegen können.

Außer den genannten gibt es noch eine Menge anderer vierfüßiger Thiere, welche man in Europa zum Theil nicht einmal dem Namen nach kennt, denn Kordofan iſt bis jetzt nur von zwei Naturforſchern beſucht worden, von den HH. Dr. Rüppell und Kotſchy, und dieſe haben ſich viel zu kurze Zeit im Lande aufgehalten, als daß es ihnen möglich geweſen wäre, das Land in allen Richtungen zu bereiſen und gehörig zu erforſchen. Es würde einen Aufenthalt von wenigſtens einigen Jahren erfordern, um alles genau unterſuchen zu können, und alle die bis jetzt dahin kamen, haben zuviel von dem ungeſunden Klima erleiden müſſen, als daß ſie nicht ſo ſchnell wie möglich hätten eilen ſollen das Land zu verlaſſen, und ſo der Gefahr, die das Leben eines jeden Europäers bedroht, zu entgehen. Die Gattungen der Vögel, welche in dieß Land zu den verſchiedenen Jahrszeiten kommen und wieder verlaſſen, iſt ſehr groß, vom kleinen Colibri bis zum Strauß; da ihnen die Feuergewehre nicht bekannt ſind, ſo ſind ſie leicht zu ſchießen, hält man ſich aber an einem Ort einige Tage auf, und verfolgt ſie mit der Flinte, ſo werden ſie eben ſo ſcheu, wie an andern Orten. Manchen Vögeln und Taubenarten iſt das Schießen ſo unbekannt, daß von einem Schuß auf einen Baum viele todt zur Erde fielen, die nicht getroffenen aber ſitzen blieben. Auch muß man einen Jäger aufmerkſam machen, daß wenn er einen weißen türkiſchen Anzug und eine rothe Kappe oder Tarbuſch trägt, die Vögel ſehr ſcheu werden, trägt man aber ein blaues Hemd und zur Kopfbedeckung eine braune Mütze, wie man ſie in Oberägypten findet, ſo kann ich jeden verſichern, daß man doppelt ſo viel erlegen kann, als mit dem früher genannten Anzuge. Die ſchwarzen Störche füllen beinahe alle Häuſer in den Dörfern, und man ſieht auch faſt auf jedem Hauſe einen Korb, welcher

die Spitze des Hauſes bildet und dieſem Vogel zum Neſte dient, wodurch ihm die Mühe erſpart wird, ein ſolches ſelbſt zu bauen. Man würde ſich den größten Schimpfreden ausſetzen, wenn man es wagen wollte, einem Storch etwas zu Leid zu thun, und wenn die Furcht vor den Weißen nicht ſo groß wäre, ſo könnte es auch fühlbare Merkmale der Unzufriedenheit von Seite der Einwohner abſetzen, denn dieſe ſind in Betreff dieſes Vogels eben ſo abergläubiſch als es in einigen Gegenden Europa's mit dem weißen Storch der Fall iſt. Man findet aber ſolche auch ſo zahm, daß ſie in den Dörfern wie Gänſe auf den Straßen herumlaufen; ich war öfters genöthigt ihnen meinen Stock nachzuwerfen, wenn ich mit ihnen in Geſellſchaft auf einer Wieſe Inſecten ſammelte, denn ſie waren viel ſchneller im Aufſuchen als ich, und ſchnappten mir die Käfer vor der Naſe weg.

Der geheiligte Ibis der alten Aegyptier ſcheint meiſtens hier ſein Vaterland zu haben; er niſtet in den Dörfern auf Bäumen, und ich zählte oft 20 bis 50 Neſter auf einem einzigen Baum; überhaupt ſah ich noch wenig Thiere, die ſo friedlich beiſammen wohnen. In der Regenzeit werden die jungen, zwei, ſelten drei Stück, ausgebrütet; man hat von ihnen die nämliche Meinung wie von dem Storch, und faſt noch mehr, denn als ich mir einige beim Hauſe des Sultan Theme von Lobeid ſchießen wollte, ſo ſagte er mir ganz ernſthaft: „ſchieße lieber einige Hühner in meinem Hofe zuſammen, als nur einen von dieſen Ibis, welche auf meine Bäume gekommen ſind, ihr Neſt gebaut, und bei mir Schutz geſucht haben.“ Sind die Jungen groß, ſo ziehen die Alten mit ihnen fort, und kehren nur mit dem erſten Regen zurück; wo ſie ſich während der trockenen Jahrszeit aufhalten, war mir nicht möglich zu erforſchen; zur Zeit der alten Aegyptier kamen ſie nach Aegypten; dieß beweiſen die vielen tauſend Ibis-Urnen, welche man in Sakara und andern Orten findet, jetzt trifft man keine mehr an. Ich habe zwar noch im Monat April auf dem weißen Fluß einzelne Vögel dieſer Art getroffen, es mögen jedoch nur kranke geweſen ſeyn, die dem Schwarm der übrigen nicht folgen konnten.

Zu den vorzüglich nutzbringenden Vögeln gehört der Strauß, denn das Fleiſch wird gegeſſen, und iſt bei jungen von beſonders gutem Geſchmack; ein junger koſtet 5 Piaſter (30 kr. C.-M.), die

Eier werden ebenfalls gegeſſen, und ein einziges kann vier Perſonen vollkommen ſättigen. Die Eierſchalen werden im Handel ausgeführt, allein den Hauptgewinn geben die Federn. Ein ausgewachſener Strauß gibt immer 3 Rottoli ſchwarze und ½ Rottolo weiße. Die meiſten Strauße werden in Caccie gefangen; dieß geſchieht in Schlingen, welche man in einen von einer Art Weidenholz geflochtenen Teller legt, welcher durchlöchert iſt, und in den Sand gegraben wird. Die Schlinge ſelbſt, welche in die Mitte dieſes Tellers gelegt wird, bindet man ſodann an den nächſtſtehenden Baum, oder an ein Stück Holz. Auf einen gewiſſen Raum legt man bis zu 50 Stück ſolcher Teller; kommt nun ein Strauß oder auch eine Gazelle in dieſe Gegend, und tritt mit dem Fuß in einen der Teller, ſo öffnet ſich die Schlinge, und ſobald das Thier den Fuß zurückzieht, ſo geht ſie zuſammen und das Thier iſt gefangen. Auf eine andere Weiſe dieſes Vogels habhaft zu werden iſt beinahe unmöglich, da derſelbe ſehr vorſichtig iſt, und ſchon auf eine weite Entfernung den ſich nahenden Menſchen erblickt, und ſogleich die Flucht ergreift, wo es ſelbſt mit einem guten Renner ſehr ſchwer wird ihn einzuholen, denn der den Boden mit den Füßen kaum berührende Vogel läuft ſo ſchnell, daß er, wenn man die Bewegung ſeiner kurzen Flügel ſieht, die ihm als Ruder dienen, beinahe zu fliegen ſcheint.

Von allen dieſen Producten aus dem Pflanzen- und Thierreiche wiſſen jedoch die Einwohner Kordofans wenig Nutzen zu ziehen; denn abgerechnet, daß ſie es nicht verſtehen, einen oder den andern Artikel mit Vortheil zu gebrauchen, oder vielmehr durch Kunſt oder ſonſtigen Gewerbfleiß zu vervollkommnen, ſind ſie noch zu dem allen viel zu faul, als daß ſie auch nur im geringſten etwas mehr thäten, als ihre eigene Exiſtenz erfordert; man findet daher auch ſehr wenige ſogenannte Handwerker unter ihnen, und dieſes ſind einige Weber von Baumwollſtoffen, Schmiede, Gerber und Töpfer. Die Baumwollſtoffe jedoch, die ſie erzeugen, ſind nicht für den Gebrauch im Lande hinreichend, und das meiſte muß aus Dongola, Aegypten und Europa eingeführt werden. Es fehlt nicht an den nöthigen Mitteln, allein ſie bemühen ſich nicht im geringſten die Baumwolle in größerer Quantität anzubauen, oder ſelbe zu verarbeiten, weil eine jede Arbeit von der Regierung mit Gewalt aufgekauft und ſohin auch der Preis will-

kärlich geſetzt wird, mithin die Mühe des Arbeiters ſich gar nicht lohnt; ſie ziehen es daher vor, lieber den ganzen Tag entweder müßig herum zu ſchlendern, oder mit unnützen Spielen die Zeit ſich zu verkürzen. Es iſt wirklich intereſſant, einem Weber bei ſeiner Arbeit zuzuſehen, und man weiß nicht was man mehr bewundern ſoll, die einfachen Werkzeuge, deren ſie ſich bedienen, oder die Geduld, mit welcher ſie dieſe Arbeit verrichten. Sie können nur in der trocknen Jahrszeit arbeiten, weil ihre Hütten zu klein ſind und es nicht möglich iſt darinnen einen Weberſtuhl aufzuſchlagen. Sie ſetzen daher ihre Webſtühle gewöhnlich neben die Hüttenthüre, und arbeiten daſelbſt. Ein europäiſcher Weber würde jedoch, und wenn er der Kunſtverſtändigſte wäre, in die größte Verlegenheit kommen, wenn man ihn vor einen ſolchen Stuhl ſetzen wollte, da er bei der einfachen Conſtruction desſelben kaum begreifen würde, wie er die Arbeit anfaſſen ſoll. Vier ſtarke Stöcke werden in die Erde geſchlagen, und an dieſe der Kamm und das weitere Geräthe befeſtigt; die Fäden ſind kaum eine Spanne hoch von der Erde gezogen, und am Ende an eine Stange gebunden, an welche ein Stein befeſtigt iſt, welchen man nachzieht. Der Webſtuhl bekommt die Länge wie es der zu erzeugende Stoff erfordert, öfters bis 20 Ellen, und vor dieſem ſteht in einer Grube der Weber, und wirft aufs Geradwohl ſein Schiff; doch bei jedem zweiten Wurf zerreißt ihm der Faden, und nun braucht es eine doppelte Zeit, bevor er denſelben wieder anknüpft; doch alles dieſes bringt den Weber nicht aus der Faſſung, mit aller Geduld macht er ſeinen Knoten, wirft abermals ſein Schiff, reißt abermals den Faden ab, und fängt von neuem an anzubinden; man kann alſo ſich vorſtellen wie viel Zeit erforderlich iſt, bevor ein Stück von ungefähr zwanzig Ellen Länge fertig wird. Gewebe von Ziegenhaaren wiſſen ſie jedoch nicht zu machen. Die Schmiede ſind die betriebſamſten Gewerbsleute und machen alle die erforderlichen Haus- und Ackergeräthe; ſie ſind zugleich Bergleute und Schmelzer, denn ſie graben ſich ſelbſt das Erz, und wiſſen mit der einfachſten Zubereitung das Eiſen zu ſchmelzen; aber es zu härten verſtehen ſie nicht. Sie haben auch keine ſtätige Werkſtätte, und ſchlagen dieſe auf wo ſie Arbeit finden; auch macht ihnen das nicht viel Mühe, denn ein großer Stein, den ſie finden und auf den ſie ein Stück Eiſen legen, dient ihnen

zum Amboß; daneben wird ein kleiner Herd aufgerichtet und ein lederner Sack, der den Blasbalg bildet, daran angebracht; ſie verarbeiten auch keine ſchweren Gegenſtände, denn außer Lanzenſpitzen, Haſchiaſch (Ackerwerkzeug), zweiſchneidigen, pfeilartigen geſpitzten Meſſern verſchiedener Größe wiſſen ſie nicht viel mehr zu erzeugen, auch werden ihre Arbeiten nicht theuer bezahlt, weil ihnen das Mineral als Eiſen und Kohlen faſt nichts koſtet, und ſie ſonach nur die Mühe in Rechnung bringen können. Ihre Handwerkzeuge ſind auch nicht ſonderlich complicirt, und beſtehen bloß in einigen Hämmern und einer Zange. Die Töpfer machen nur eine einzige Art von Töpfen (Burna) in der Form einer Bombe, jedoch mit einem etwas größeren Halſe, und dieſe dient ihnen als Waſſergeſchirr, zum Kochen, Braten und zur Aufbewahrung der Meriſſa; auch bereiten ſie eine runde, etwas eingetiefte Platte (Doga) zum Brodbacken, und Pfeifenköpfe, welche mehr deutſche als türkiſche Form haben; alle dieſe Sachen ſind ganz einfach geformt und haben keine Verzierungen. Gerber trifft man viele, welche das Leder auf eine ganz einfache Art gerben und wobei ſie ſich des Garat, einer Baumſchote, bedienen. Sie bereiten auch die Waſſerſchläuche, von denen die großen Rai, die kleinen Girbe genannt werden; zu den kleinen nimmt man gewöhnlich Ziegenhäute, wie dieß auch in Aegypten der Fall iſt; ſie werden den Ziegen wie ein Haſenbalg abgezogen, man gerbt daran bloß die inwendige Seite und läßt die Haare außen; auch werden Schläuche gemacht, in welchen man die Milch buttert. Aus dem Leder verfertigen ſie auch Sandalen, Schuhe und Rahad, ſo wie endlich Schilde. Das Rahad iſt ein Gürtel, an welchem viele tauſend feine Riemchen herabhängen, und der gewöhnlich eine und und eine halbe Spanne lang iſt; ein ſolches Rahad binden die Mädchen um die Lenden, und ſie werden öfters mit Agatſteinen und kleinen Muſcheln verziert. Die Schilde werden meiſtens aus der Haut der großen Antilopen gearbeitet; ſie ſind länglich ſpitzig, und in der Mitte iſt eine Erhöhung oder Buckel angebracht; in der inwendigen Seite geht der Länge nach ein Stab, und zwei Riemen ſind angebracht, durch welche ſie den Arm ſtecken; ſie ſind überaus feſt, und ſelten dringt ein Lanzenſtich oder Schwerthieb durch. Das Schafleder gerben ſie fein und wiſſen demſelben durch verſchiedene Pflanzenſäfte eine rothe, gelbe, grüne und an-

dere Farbe zu geben, mit welchen ſie ſodann die Schuhe einfaſſen, die Sandalen verzieren, oder auch Zauberformeln einnähen; ferner verfertigen ſie daraus Meſſerſcheiden und andere Sachen. Von den Blättern der Palma Thebaika flechten die Weiber einige recht zierliche Dinge, ferner große Brodſchüſſeln, Tabak genannt, Deckel zum Bedecken der Speiſen, ſo wie Matten und dergleichen. Sie färben die Blätter verſchiedenartig und machen Deſſins, welche man wirklich bewundern muß. Auch verfertigen ſie Trichter zum Durchſeihen der Meriſſa, ſo wie Körbchen zum Aufbewahren der Milch, und dieſe ſind ſo dicht geflochten, daß wenn die Flüſſigkeit, die man hineingießt, einmal recht eingedrungen iſt, ſie nicht mehr rinnen. Alle dieſe Arbeiten, die in dem Lande gemacht werden, ſind ſehr einfach, und nur zu verwundern, daß es ihnen beinahe an allen Werkzeugen mangelt.

Vierzehntes Capitel.

Lobeid, Hauptſtadt von Kordofan.

Lobeid, auch Labayet genannt, iſt ein aus mehreren Dörfern beſtehender Ort, und in ſeinem Aeußern ſo wie im Innern von jedem andern Dorfe durch nichts als etwa den größern Umfang unterſchieden, und die Häuſer ſind eben ſo wie in den Dörfern bloße Strohhütten, einige derſelben beſtehen aus Lehm, kein einziges aus Steinen. Der frühere Ort gleichen Namens wurde bei der Einnahme Kordofans von den Türken faſt ganz zerſtört, und dann auf demſelben Ort die ſechs Dörfer gebaut, aus denen gegenwärtig die Hauptſtadt Lobeid beſteht; ſie ſind wenn auch nicht durch eine weite Entfernung doch dadurch geſchieden, daß jedes derſelben ein eigenes Quartier bildet, und von einem beſondern Stamm bewohnt wird. Das erſte, Wady-Naghele, wird durchgehends von den Dongolawi und den fremden Kaufleuten bewohnt. El-Orta, das Lager oder auch die Türkenſtadt genannt, iſt dasjenige Viertel, worin ſich das Gouvernementsgebäude, zwei Caſernen, das Zeughaus, das Spital ſo wie die Wohnungen der Officiere und vieler außerhalb der Caſernen wohnenden verheuratheten Soldaten befinden, auch iſt in dieſem Stadtviertel der

Bazar. Wady-Soffie iſt der Wohnplatz der mit dem Melik-Muſſolem eingewanderten Neger, und Takarir oder Takrori das Dorf der Pilger, woſelbſt auch größtentheils Neger aus Bergu und den andern Gegenden wohnen; auch ſind daſelbſt die Strohhütten des Abumedina, Bruders des Sultan von Darfur.*) In Kongeri iſt der Wohnſitz derjenigen Einwanderer aus Darfur, welche ſich noch zur Zeit der Regierung Darfurs dort angeſiedelt haben, und nach der Einnahme durch die ägyptiſchen Truppen daſelbſt verblieben ſind. Das ſechste Dorf begreift die Neubauten der Mograbinen, welche keine Caſerne haben und ſich ihre Wohnhäuſer ſelbſt erbaut haben. Alle dieſe genannten ſechs Orte zuſammen bilden nun die Stadt Lobeid. Die Zahl der Einwohner ohne Militär ſchätze ich auf 12,000 Menſchen. Die Häuſer, in der Landesſprache Tukkoli genannt, ſind meiſtens Hütten, ſo wie ſelbe ſchon früher beſchrieben wurden. Die Stadt bietet daher keine ſchöne Anſicht dar, und iſt im ganzen ſehr melancholiſch, vorzugsweiſe dadurch, daß man nur ſehr wenige erhöhte Häuſer, ja nicht einmal ein Minaret ſieht, welches doch in Aegypten faſt alle Dörfer haben, und das mit den Dattelbäumen, die in und um die Dörfer gepflanzt ſind, dieſen doch wenigſtens ein freundlicheres Anſehen gibt. In der trocknen Jahrszeit wird das Auge noch mehr beleidigt, wenn man die zerſtreuten Häuſer in ihrer ganzen Armſeligkeit ſieht, und die ohnehin wenig zahlreichen Bäume und Gärten gar keine Abwechslung darbieten, denn erſtere ſtehen ganz kahl wie Beſen da, und an letztere denkt man gar nicht. Der brennend heiße Sand erinnert einen nur noch mehr, daß man in einer Wüſte ſich befindet, und ſo iſt auch nicht das mindeſte vorhanden, woran ſich das Auge erfreuen könnte.

Wie anders iſt es in der naſſen Jahrszeit; man hat ſodann Mühe ſich zu überreden, daß es ein und derſelbe Ort ſey, den man erſt vor kurzem in ſeiner ganzen Nacktheit daſtehen ſah. Alle Stellen, wo früher nichts als Sand zu ſehen war, ſind nun mit dem üppigſten Grün überzogen, und dieſes mit den ſchönſten Blumen durchmengt; an den Einzäunungen der Häuſer findet man alle Arten von Schling- und Laufgewächſen, welche mit ihren Blumen einen überaus lieblichen Anblick gewähren. Alle Umgebungen

*) S. Neunzehntes Capitel.

der Häuſer ſind mit Dochen angepflanzt, und dieſes Getreide ſteht dann ſo hoch, daß man nur die Spitzen der Dächer hervorragen ſieht, und von weitem kein einziges Haus erblickt, ſondern nur einen Wald zu ſehen glaubt. Die ganze Stadt ſieht demnach mehr einem Park ähnlich mit lauter Labyrinthen, welche es einem Fremden ſehr ſchwer machen, ſich heraus zu finden, oder irgend ein Haus aufzuſuchen, umſomehr als es mehrere tauſend kleine Strohhütten gibt, auch alle Häuſer von gleicher Form gebaut ſind, daher es ſehr viele Mühe erfordert, das geſuchte Haus zu erkennen oder zu finden. Doch alles dieſes hat etwas Eigenthümliches, erfreut das Auge, man wandelt mit Vergnügen in dieſen tauſend und tauſend Windungen von Wegen, und ergötzt ſich an der ſchönen Abwechslung, auf die man mit jedem Schritt ſtößt, allein zu dieſer Zeit treffen die tropiſchen Regengüſſe ein, und dann hat man allerlei Unannehmlichkeiten zu beſtehen, denn da die Regen ſo plötzlich und ſo heftig niederſtürzen, daß einige Strecken das Waſſer nicht ſo ſchnell einſaugen können, ſo entſtehen Wildbäche, welche im Augenblick ſich füllen und die Communication von einem Quartier oder Hauſe zum andern ſehr erſchweren, ja oft gänzlich hemmen; man findet da keine Brücke oder auch nur Stege, um über ſo einen Bach trocken zu kommen, und iſt genöthigt, wenn einen die Geſchäfte zwingen gleich nach dem Regen auszugehen, barfuß durch alle dieſe Bäche und Pfützen zu waten; denn ſelbſt auf Eſeln zu reiten wird unmöglich, da dieſe Thiere bei dem ungleichen Grund, ungeachtet ihres ſichern Schrittes, in Vertiefungen gerathen, wo ſodann Mann und Thier dem Ertrinken nahe ſteht; auch geſchieht es faſt jährlich, daß einige Menſchen ihr Leben verlieren, vorzüglich wenn ſie des Nachts es wagen, von einer Hütte zur andern gehen zu wollen; es iſt am beſten, einige Zeit ſich in ſeinem Hauſe aufzuhalten, bis dieſe Wildbäche im Sande wieder verſiegen, was ſehr bald geſchieht.

Iſt die Ernte vorüber und alles wieder dürr, ſo ſchreitet man zum Verbrennen des noch übriggebliebenen und nun ganz verdorrten Graſes. Dieß gewährt ein eigenes Schauſpiel: man bringt dieſes Gras theilweiſe in Haufen zuſammen, Groß und Klein verſammelt ſich ſodann um dieſelben, und erwartet das folgende Spectakel. Der Haufen wird angezündet, wodurch ein großer Rauch entſteht, hiedurch und durch den von der Menge verurſachten

Lärm aufgeſchreckt, fliegen Tauſende von den im Gras verſteckt geweſenen Heuſchrecken auf, welche ſodann von dem Volk geſammelt, auf Spieße geſteckt, gebraten und zu fünf Stück um einen Para oder Haſſaſch auf dem Markt verkauft werden; es iſt ein Lieblingsgericht der Einwohner, und wird von ihnen mit Gier verzehrt. Alsbald ſieht man durch dieſen Reinigungsact den Ort wieder wie zuvor in ſeiner Nacktheit daſtehen und außerdem noch vieles andere, was früher vor dem Gras verſteckt blieb; Knochen von Menſchen und Thieren liegen an allen Wegen umher zerſtreut, ohne daß man es der Mühe werth hielt ſolche einzuſcharren; dieß kommt bloß daher, weil man, ſobald ein Sklave ſtirbt, dieſen mit einem Strick um den Fuß wie ein todtes Thier bei der Hütte hinausſchleift und an dem erſten beſten Ort im Sand verſcharrt oder im Gras liegen läßt, bis des Nachts die Hyänen kommen und den todten Körper abnagen; denn die Hyänen ſind in dieſer Hinſicht für ſolche Länder eine Wohlthat, weil ſie jedes Aas und todten Körper auffreſſen, ſo daß die Luft nicht mehr verpeſtet wird; was übrig bleibt, verzehren in der Frühe die Hunde, und man ſieht nicht ſelten zwei oder mehrere um einen Menſchenarm oder Fuß ſich herumzerren. Ebenſo wird ein krepirtes Vieh behandelt und auf den Grund des nächſten Nachbars geworfen; was ſodann ebenfalls des Nachts die wilden Thiere, und den Ueberreſt bei Tag die Hunde in Geſellſchaft von Geyern, Adlern und ſonſtigen Raubvögeln verzehren. Auch die Begräbnißplätze bleiben von dieſen Gäſten nicht verſchont, denn da man gewöhnlich die Leichen ſehr ſeicht einſcharrt, ſo werden dieſe ebenfalls des Nachts von Hyänen und verhungerten Hunden ausgeſcharrt und gefreſſen; die Ueberreſte bleiben auf der Straße liegen.

Es gibt fünf Moſcheen und nur eine von Backſteinen; dieſe iſt in dem Viertel Wady-Nagele, hat eine ganz einfache Conſtruction und keine Verzierungen, wie es ſonſt in Aegypten bei den Moſcheen der Fall iſt. Alle übrigen öffentlichen ſowohl als den vornehmen Türken angehörigen Häuſer ſind ebenfalls bloße Lehmhütten, die nur in der innern Einrichtung, welche aber bloß in einigen Divans beſteht, ſich von den übrigen unterſcheiden. Caſernen gibt es in Lobeid drei, welche jedoch ebenfalls nur aus Strohhütten beſtehen, die ſodann, ungefähr fünfzig an der Zahl, mit einem Zaun eingeſchloſſen und mit einem Eingang verſehen

werden, wo ein groſser Baumaſt die Stelle des Thors vertritt. Ebenſo iſt das Spital, dieſer Schrecken alles Militärs, nur von Lehm aufgeführt. Eines der gröſsten Gebäude von Lobeid iſt die Wohnung des Gouverneurs, welches ſich jedoch bloſs durch ſeine Gröſse und im Innern durch eine etwas bequemere Einrichtung von den übrigen Häuſern unterſcheidet, denn die Conſtruction iſt dieſelbe, wie bei allen andern Gebäuden, weil das Material keine Auswahl läſst, und die Paläſte der Groſsen ſo wie die Wohnungen der untern Claſſe nur aus Lehm gebaut, und die äuſsern Wände mit Kuhmiſt überzogen werden. Auſser einem groſsen Saale und Hof hat es auch einen Limonengarten. Im Hintergrunde des Hofes iſt der Divan, oder Audienzſaal des Gouverneurs, in welchem alle Angelegenheiten öffentlich verhandelt, auch die Beſuche der Fremden ſowohl als Einheimiſchen, welche, wie es der orientaliſche Gebrauch iſt, von den Untergeordneten zeitweiſe abgeſtattet werden müſſen, angenommen werden. An der linken Seite dieſes Divans iſt der ſogenannte kleine Divan, in welchem ein Hauptmann die minder wichtigen Sachen abmacht, auch ſonſtige Händel ſchlichtet, damit der Gouverneur nicht unnützerweiſe beläſtigt werde. Die Schreibzimmer der koptiſchen Schreiber, welche man in allen Divans von Mehemed Ali antrifft, ſind zur linken Seite des Hofes. Bei meiner Anweſenheit in Kordofan war der gleichzeitige Civil- und Militär-Gouverneur Mohammed-Bey, Oberſt des erſten Infanterieregiments, ein Tſcherkeſſe, welcher als Sklave nach Aegypten kam, Mameluk Mehemed Ali's wurde, und es in kurzer Zeit bis zu dieſem hohen Poſten brachte. Dieſes war ein äuſserſt beſchränkter Menſch, der nicht die geringſte Kenntniſs beſaſs, und ſich von ſeiner Umgebung ganz beherrſchen lieſs. Auſser ſeiner Unwiſſenheit beſaſs er jedoch einen ungemeinen Stolz und wuſste ſich ſtets das Anſehen einer beſondern Wichtigkeit zu geben, brachte jedoch die meiſte Zeit in Geſprächen mit einem Fakir zu, welchem er eine gröſsere Aufmerkſamkeit als ſeinem anderweitigen Dienſte ſchenkte, und deſſen Beſuche ihm viel lieber waren als die ſeiner Officiere. Schreiben konnte er gar nicht, leſen ſehr wenig, und wuſste nur ſein Kaſchef (Siegel) aufzudrücken. *) Wenn Verord-

*) Das Kaſchef oder Siegelaufdrücken iſt im ganzen Orient gebräuchlich, und eine Unterſchrift, wenn ſolche gleich eigenhändig geſchieht, gilt

nungen oder ſonſtige Befehle aus Cairo anlangten, ſo mußte ſein Secretär, ein Kopte, ſolche laut vorleſen, und nur dann, wenn eine Stelle kam, die ein Geheimniß ſeyn ſollte, ließ er einhalten, und befahl ihm, dieſes in ſeinem Zimmer vorzuleſen, ſodann wurden ihm die Berichte, welche nach Aegypten abgingen, vorgelegt, und von ihm das Kaſchef aufgedrückt, die übrige Zeit brachte er ſtets mit Tabakrauchen und Kaffeetrinken zu, und nur äußerſt ſelten machte er einen Ritt oder Gang auswärts. Zwanzig bis dreißig Taſſen Kaffee täglich zu trinken war für ihn eine Kleinigkeit, denn ſo oft ein Beſuch kam, that er nur einen Blick auf ſeine im Zimmer befindlichen Bedienten, welche denſelben ſogleich verſtanden, und Kaffee und Pfeifen brachten, welch erſterer den ganzen Tag in einem Nebenſtübchen auf dem Feuer ſtand. In der Regel iſt es nothwendig, dem Gouverneur zeitweiſe eine ſogenannte Anſtandsviſite zu machen, weil die Türken hierauf einen beſondern Werth legen, und eine Vernachläſſigung dieſer Achtungsbezeugung übel aufgenommen wird. Sehr oft kommen Beſuche an, welche nach einer ſtummen Begrüßung ſich, ſobald es ihnen angedeutet wird, niederſetzen, den dargereichten Kaffee trinken, nach einer kurzen Weile aufſtehen, und ſich, ebenſo wie bei der Ankunft, ſtumm grüßend entfernen.

Die Munition und ſonſtiges Kriegsmaterial befindet ſich ebenfalls in einem hiezu eigens eingerichteten Gebäude, welches mit einer Lehmmauer eingeſchloſſen und mit einem Waſſergraben umzogen iſt, welcher jedoch kaum während vier Monaten mit Waſſer verſehen werden kann, und die übrige Zeit trocken bleiben muß. Die Mauer iſt ebenfalls nur aus Lehm aufgeführt, und ſo ſtark, daß man ſolche mit Steinen einwerfen kann. Es iſt ſehr leicht einzuſehen, welche Aufſicht daſelbſt herrſcht, und es iſt wirklich ein Wunder, daß vorzüglich während der Sklavenjagden, wo beinahe das ganze Militär abweſend iſt, und ſich beinahe in ganz Kordofan keine 600 Mann Garniſon befinden, von Darfur aus kein Einfall geſchieht, um ſich für die geſtohlenen Kamele zu rächen; da in kurzem alle Kriegsvorräthe ohne die geringſte Mühe aufge-

der Urkunde oder ſonſtigen Schreiben keine Gültigkeit, wenn nicht gleichzeitig das Siegel, welches ebenfalls aus der Namensſchiffre beſteht, beigedruckt wird.

hoben oder vernichtet werden könnten, denn bevor die nöthige Verstärkung aus den Nuba-Gebirgen herbeigezogen würde, könnte der Feind alles verwüsten und plündern, ohne nur den geringsten Widerstand zu finden.

Dem Gouvernementsgebäude gegenüber steht der Galgen aufgerichtet, welcher aus zwei in die Erde senkrecht eingerammten Balken, über denen ein Querbalken aufliegt, zusammengesetzt ist, und an welchem die der strengen Justiz anheimfallenden Opfer ohne viele Cerimonie aufgeknüpft werden. Nicht weit von diesem verhängnißvollen Gerüst ist eine aus Lehm aufgerichtete Erhöhung, zu der einige Stufen führen, und woselbst an den Festtagen der Priester ein Gebet spricht, zu dem sich nur die männliche Bevölkerung einfindet. An diesen Platz stößt der Suk oder eigentliche Marktplatz; jedoch würde es sehr gefehlt seyn, wenn man sich darunter, wie es an andern Orten des noch gleich uncivilisirten Orients gebräuchlich ist, eine große Ordnung denken wollte, denn nicht genug daß alle zum Verkauf bereit stehenden Gegenstände ohne Rücksicht auf Witterung oder sonstige derselben schädliche Einwirkung unter einander geworfen sind, so kostet es auch eine unsägliche Mühe zu solchen Sachen zu gelangen, die man zu kaufen Willens ist. Neben diesem Marktplatz rechts befindet sich das einzige Kaffeehaus von ganz Kordofan, welches jedoch im Jahr 1838 verschlossen war, da wegen des an das Gouvernement zu entrichtenden hohen Zinses sich längere Zeit kein Pächter fand; auch war der Preis des Kaffee's das Rottolo (¾ Pf.) auf 18 Piaster (1 fl. 48 kr. C.-M.) gestiegen, weil keiner aus Abyssinien mehr ankam. Im Jahr 1839 wurde es von dem neuen Gouverneur Jussuf-Bey in Berücksichtigung dieses den türkischen Officieren so unentbehrlichen Bedürfnisses wieder geöffnet. Die übrigen Magazine bestehen aus drei von Lehm aufgerichteten Mauern, worüber ein Strohdach aufgeführt ist; in diesen werden die Waaren in den Sand gelegt, und jeder Witterung preisgegeben. Der obere Theil des Marktplatzes ist für Hochen, Kamele, Kühe, Schafe, Ziegen, Esel und sonstige Hausthiere; sodann kommen die Djelabi mit ihren aus Kairo mitgebrachten Waaren, die alle auf dem Sande liegen, hernach die Wasserverkäufer, und endlich die zu beiden Seiten des Platzes in vier bis sechs Reihen sitzenden und mit saurer Milch, Butter, Schmalz und mit Garten- oder wild wachsenden Früchten handelnden Wei-

ber, welche außer den genannten Gegenſtänden auch noch Tabak, Pfeifenköpfe, Eier u. drgl. zum Verkauf bringen; an dieſe ſtoßen die Holz- und Grashändler, welche auch einen bedeutenden Platz am Markt einnehmen, denn da das Holz und Gras frei eingeſammelt werden kann, ſo ſind es auch viele, welche mit dieſem Handel ſich beſchäftigen. Dieſer Theil des Marktes, welcher von den Weibern eingenommen iſt, gewährt aber auch einen eigenen Anblick, denn da dieſe ohne alle Ordnung und ohne Rückſicht auf eigene Bequemlichkeit ganz gedrängt auf einander ſitzen, der noch übrige geringe leere Theil mit Einkäufern vollgeſtopft iſt, wo einer dem andern nicht ein Haar breit weicht, ſo geſchieht es ſehr oft, daß man, um von einem Platz auf den andern zu gelangen, den auf der Erde kauernden Weibern im ſtrengſten Sinn des Worts über die Köpfe ſteigen muß, was dieſe ohne das geringſte Murren geſchehen laſſen; überhaupt hört man hier keine ſolche Zänkereien, wie es auf den ägyptiſchen Märkten an der Tagesordnung iſt. Neben dieſen genannten Krämern und Händlern ſind noch die Ausrufer oder ſolche Leute welche mit alten Kleidungsſtücken oder ſonſtigen Artikeln hauſiren, jedoch keinen permanenten Kram haben, ſondern nur den zu verkaufenden Gegenſtand, wie es auch ſonſt in den übrigen Städten Aegyptens der Fall iſt, hoch in der Hand haltend an den Meiſtbietenden verkaufen. Dieſe Art Licitation geſchieht jedoch nicht an Ort und Stelle, ſondern der Ausrufer, den letztgebotenen Preis laut ausſchreiend, drängt ſich durch die Menſchenmaſſe hindurch und läuft von einem Ort zum andern, bis wieder ein anderer etwas mehr bietet; hierauf muß er wieder zu dem vorletzt Bietenden ſich zurückbegeben, und dieſen in Kenntniß ſetzen, daß ſeine Angabe überboten wurde. Merkwürdig iſt hiebei, daß dieſe Ausrufer trotz der großen Menſchenmenge jedesmal genau denjenigen aufzufinden wiſſen, der auf den betreffenden Artikel etwas geboten, und ſo den Wunſch geäußert hat, ſolchen zu kaufen; wenn nun auf mehrmaliges Hin- und Herlaufen keiner mehr etwas bietet, ſo wird der ausgerufene Gegenſtand demjenigen übergeben, der das Meiſte geboten hat. Dieſes ſind auch die gewöhnlichen Licitationen in Aegypten, und nur wenn nach dem Tode eines Europäers ſehr viele Sachen zurückbleiben, ſo wird durch das treffende Conſulat eine förmliche Licitation ausgeſchrieben, und die

zu veräußernden Gegenſtände werden, wie es in Europa gebräuchlich iſt, verſteigert, unbedeutende Nachläſſe jedoch ebenfalls durch dieſe genannten Ausrufer verkauft. Der Markt in Lobeid dauert gewöhnlich von drei Uhr Nachmittags bis gegen Sonnenuntergang, denn da während des Tages die Hitze für jeden unerträglich iſt, und ſelten einer ohne erhebliche Urſachen ſein Haus vor drei Uhr Nachmittags verläßt, ſo wäre es unnütz, wenn die Kaufleute und ſonſtigen Händler vor der genannten Zeit ſich auf dem Marktplatze einfänden.

Die zum Hausbedarf nöthigen Gegenſtände und Lebensmittel, welche das Land erzeugt, ſind im allgemeinen nicht theuer. Doch iſt es in Lobeid wie in allen andern Hauptſtädten der Fall, daß man eines oder das andere in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden von der Stadt öfters um $^2/_3$ billiger bekommt als auf dem Marktplatz; ein großes Schaf, welches in Lobeid mit 15 bis 18 Piaſter bezahlt wird, kauft man auf den Dörfern in einer Entfernung von nicht ganz drei Stunden um 4, höchſtens 6 Piaſter; eben dieß iſt verhältnißmäßig bei den andern Lebensmitteln der Fall. Von den Kamelen koſten im Durchſchnitt die ſchönſten nicht mehr als 150 Piaſter, die gewöhnlichen 40 bis 80 Piaſter (4 bis 8 fl. C.-M.). Doch was am meiſten auf dem Marktplatz empört, iſt der Sklavenhandel, welcher das ganze Jahr hindurch, tagtäglich ſtattfindet. Das zum Kauf ausgebotene unglückliche Geſchöpf wird ebenfalls wie ein anderer Artikel, durch den Ausrufer herumgeführt, welcher, die Schönheit und ſonſtigen beſondern Eigenſchaften des Sklaven lobend, dieſem vorangeht und den Preis ausruft; iſt einer vorhanden, der den Sklaven zu kaufen wünſcht, ſo wird vor demſelben die gleiche Unterſuchung vorgenommen, wie es ſonſt bei uns in Europa mit dem Vieh der Fall iſt; man unterſucht die Zähne, Augen, Hände und Füße, fragt nach deſſen Alter, Geburtsort, kurz nach allem was den Werth dieſes Unglücklichen beſtimmt. Das arme Geſchöpf folgt dem Ausrufer wie ein Hund auf dem Fuße nach, und erwartet mit Angſt das ſeiner Zukunft beſtimmte Loos. Eine Mutter darf von ihrem Säugling nicht getrennt werden, jedoch Kinder von drei bis vier Jahren werden ſchon einzeln ausgeboten, dieſe ſind ſehr billig und koſten 35 bis 60 Piaſter (3 fl. 30 kr. bis 6 fl. C.-M.). Erwachſene, je nachdem mehr oder wenige vorhanden

ſind, Mädchen und Knaben von 10 bis 15 Jahren ſind die geſuchteſten, und koſten 100 bis 300 Piaſter; ſind wenige da und viele Djelabi bereit nach Cairo abzureiſen, ſo ſteigen auch die Preiſe. Es finden auch gewiſſe Bedingniſſe ſtatt; wenn ein Sklave aus dem Mund riecht, oder den Fehler hat beim Schlafen ſehr ſtark zu ſchnarchen, oder beim Schlafen den Urin nicht halten kann, ſo kann man ſelben am Ende des dritten Tages dem Verkäufer wieder zurückgeben; iſt eine Sklavin ſchwanger, ſo iſt der Termin auf längere Zeit beſtimmt. Doch wird dieſer Sklavenhandel nicht immer einzeln betrieben, ſondern es werden von den Djelabi mehrere im Ganzen zuſammen gekauft; doch auch dann wird eine einzelne Unterſuchung vorgenommen, die alten und gebrechlichen ausgeſchieden, weil es ſich hauptſächlich darum handelt, junge Mädchen und Knaben zu haben, auch daß ſie geſund nach Aegypten und weiter gebracht werden können, weil ein jeder, der einen Sklaven oder Sklavin kauft, auf das Alter beſonders ſieht, denn über 13 oder 15 Jahre alt wird in Cairo oder Alexandrien ſelten ein Knabe oder Mädchen auf dem Sklavenmarkt gekauft, weil ein jeder es vorzieht, ſich ein ſolches Geſchöpf ſelbſt abzurichten, und ſohin die jüngern vorgezogen werden. Auch ſind die auf dem Sklavenmarkt in letztgenannten Orten befindlichen ältern Männer oder Weiber meiſtens ſolche, welche wegen eines beſondern Fehlers von ihren Herren wieder zum Verkauf ausgeboten werden, und es iſt daher nicht rathſam, ſolche zu kaufen.

Der Marktplatz von Lobeid iſt der einzige Ort, wo der Europäer und überhaupt jeder Fremde etwas Zerſtreuung ſucht und auch zum Theil findet; denn außerdem daß man in dem Gewühl und der verſchiedenartigen Gruppirung der Krämer und übrigen Händler eine Augenweide hat, verſammeln ſich auch auf dem Marktplatz, und zwar in der Nähe des einzigen Kaffeehauſes, alle türkiſchen Officiere, die koptiſchen Schreiber und einige fremde Kaufleute, und einer ſucht den andern mit dem Vortrag von Neuigkeiten zu überbieten. Obgleich ſo tief im Innern Afrika's, fehlt es doch nie an Neuigkeiten aus den entfernteſten Gegenden der Welt, und ſelbſt dann, wenn in der ſtarken Regenzeit jede Communication mit Aegypten abgeſchnitten iſt, hört man doch alle Tage etwas Neues von daher; und wenn es auch öfters

ganz handgreifliche Lügen ſind, ſo finden ſie doch ſehr bereitwillige Ohren, weil ſie gewöhnlich für den größten Theil der Zuhörer angenehm klingen; denn da heißt es gewöhnlich, daß Mehemed Ali mit den Türken in Syrien, auch in Arabien Krieg führe, und immer der verlierende Theil ſey, und ſo wird gleich hinzugeſetzt, daß das in Lobeid ſtehende Regiment mit dem nächſten Dromedar den Befehl zum Rückmarſch nach Aegypten erhalten werde, was ganz natürlich den nach Erlöſung ſo ſehnlich ſchmachtenden türkiſchen Officieren höchſt angenehm klingt, und ſohin meiſt mit neuen Zuſätzen aufgetiſcht wird. Auch von Deutſchland, England, Rußland und Frankreich als den von den Türken einigermaßen gekannten Ländern Europa's wird geſprochen, und da iſt es auch immer der Krieg, den der türkiſche Sultan einem oder dem andern dieſer vier Länder erklärt hat, weil der betreffende Sultan den nach Konſtantinopel zu entrichtenden Tribut nicht gezahlt hat; die Mehrzahl der Türken iſt nämlich noch immer in dem Wahne, daß dieſe genannten vier europäiſchen Reiche dem Sultan von Konſtantinopel tributpflichtig ſeyen. Und ſo dreht ſich der Discurs gewöhnlich um dieſe politiſchen Punkte. Geſchieht es nun, daß, wenn man ſich deſſen am wenigſten verſieht, plötzlich ein Regen fällt, ſo gewährt die dadurch entſtehende Confuſion auch für einen Hypochonder den lächerlichſten Anblick, denn wie es bei allen Regen in den tropiſchen Ländern geſchieht, daß derſelbe, ehe man es im geringſten ahnt, plötzlich einfällt, und jeder Regen ein Wolkenbruch iſt, ſo hat man auch kaum Zeit genug einen Zufluchtsort zu erreichen. Die Menge der Menſchen, die faſt wie ein Heuſchreckenſchwarm gedrängt aneinander ſitzen oder ſtehen, und ſodann nach allen Richtungen auseinander ſtieben, das Geſchrei der Weiber, welche ihre Waaren im Gedränge entweder zu verlieren oder durch den Regen verdorben zu ſehen fürchten, das Weinen der Kinder, welche ſich verlaufen und ihre Eltern ſuchen, die Schnelligkeit der Männer, welche, wie alle übrigen, den Regen mehr als Schläge fürchten und dieſem ſo geſchwind als möglich entrinnen wollen; alles dieſes macht die Verwirrung ſo groß und den Anblick ſo lächerlich, daß der ernſteſte Beobachter unwillkürlich zur Lachluſt aufgelegt wird. Furcht, daß ſie ihre Kleider verderben, iſt es nicht, was ſie den Regen ſo fliehen macht, denn die meiſten haben keine und die Djelabi nur ein Hemde, dem

es noch überdieß höchſt nöthig wäre mit dem Waſſer in Berührung zu kommen, und die Türken und andere Fremde, die völlig gekleidet ſind, haben auch nur leinene Kleider an, denen das Waſſer nichts ſchadet, und doch iſt es gerade, als wenn glühende Funken auf ſie herabfielen, ſo fürchten ſie jeden Regentropfen. Denn ſie leben in dem Wahne, ein wenig Naßwerden ſey hinreichend ein Fieber hervorzubringen. Im Grunde iſt ihre Furcht auch nicht unrichtig, denn in der Regenzeit iſt die geringſte Verkühlung hinreichend, auch den geſundeſten Menſchen auf das Krankenlager zu werfen und dem wahrſcheinlichen Tode entgegenzuführen.

Feier- und ſonſtige Feſttage machen von dem gewöhnlichen Schauſpiel in der Regel keine Ausnahme, und man ſieht in Lobeid an den Sonn- und Feiertagen keine ſo große Phantaſie *), wie es in Aegypten der Fall iſt; ihre einzige Beluſtigung finden ſie, wie ſchon erwähnt, darin, wenn nach Sonnenuntergang jeder in ſeinem Hauſe ſich befindet und die Weiber und Mädchen ſingen und tanzen.

In dem Viertel Kongeri, welches von den Darfurern bewohnt wird, iſt der Schech Sultan Teme, ein Abkömmling der Sultane von Darfur, welcher aber gegenwärtig eine für ſeine Abkunft ſehr ungeziemende Beſchäftigung hat, denn er iſt der Verſtümmler derjenigen armen Sklavenknaben, welche in der Folge als Wächter der verſchiedenen Harems dienen. Dieſer Schech beſitzt zwei der größten Pauken aus Kupfer, die mir je in meinem Leben zu Geſicht gekommen ſind, und welche Mehemed Ali ihm als eine Auszeichnung geſchenkt hat; auf dieſen Pauken wird nun jeden Freitag und Feſttag den ganzen Tag hindurch getrommelt, welches für ein auch nicht ſonderlich muſikaliſches Ohr kein ſehr lieblicher Klang iſt. Dieſer Schech hat eine auffallende Figur, denn ſchwarz wie die Nacht hat er einen bei den Schwarzen nicht ſo häufig gefundenen ſehr ſtarken Bart, den er mit einer Pommade hellroth färbt, und der gegen ſein ſchwarzes glänzendes Ge-

*) Ein Ausdruck in Aegypten, Syrien und Arabien, den die Einwohner jeder Beluſtigung, auch jedem Putz oder ſonſtigen auffallenden Pracht beilegen, und ſo haben die Weiber Phantaſien auf dem Kopf oder an Kleidern, oder man geht aus, um da oder dort eine Phantaſie anzuſehen.

ſicht grell abſticht. Reitet er auf das Land, ſo gehen zwei Muſikanten vor ſeinem Pferde her und blaſen auf dem ganzen Marſche auf einer Pfeife aus Leder mit 8 Löchern.

Bei meiner Ankunft in Lobeid fand ich nur einen einzigen Europäer noch am Leben, und zwar, wie ich ſchon erwähnt habe, den Dr. Ikken, einen Hannoveraner von Geburt, welcher aber auch, wie die meiſten Europäer, nach einem nicht gar langen Aufenthalte daſelbſt ſein Grab fand; er liegt nördlich in dem Hofe ſeiner eigenen Wohnung begraben; das Haus iſt im Dorfe oder Stadtviertel Takarir in der Nähe der Wohnung des Sultans Abumedina von Darfur gelegen. Das Haus hat ſich das Gouvernement zugeeignet und ein Ledermagazin daraus gemacht. Außer dieſem ſind noch ſieben Europäer, welche das Ziel ihres Lebens in Lobeid fanden und nördlich von dem Spitalplatze begraben ſind. Ich ſelbſt pflanzte auf jeden Grabhügel ein Bäumchen, und war auch ſchon bereit in ihrer Nähe auf immer meinen Ruheort zu ſuchen; nachdem ich von meiner tödtlichen Krankheit mich etwas erholt hatte, und wenn auch noch am Stabe wankend ausgehen konnte, ſo war es mein liebſter Spaziergang, den ich zu dieſen Grabhügeln machte, es waren ja die einzigen Reſte von Europäern, die ich in dieſem entfernten Lande fand, und ein eigenes Gefühl bemeiſterte ſich meiner, wenn ich an dieſen Hügeln angelangt mich unter wenn auch bereits dahingeſchiedenen Europäern wußte; ich träumte mich in ihrer wirklichen Geſellſchaft, und ſo kam es mir faſt vor, als wenn ſie meine leiſen Klagen nach meinem fernen Vaterlande mit anhörten und mir zu meiner Wiedergeneſung und baldigen Abreiſe aus dieſem den Europäern meiſt todbringenden Lande Glück wünſchten; als ich den letzten Beſuch daſelbſt machte, bemeiſterte ſich meiner ein Gefühl, welches man nur beim Scheiden ſeiner Freunde empfindet.

Im Ganzen genommen iſt Lobeid nur ein großes Dorf, die kahle Landſchaft umher bildet eine wenig vertiefte Fläche, das Regenwaſſer, welches dem Orte zuſtrömt, bildet einen Wildbach, welcher nördlich ſeinen Ausfluß hat, ſich aber ſchnell im Sande verliert, die ganze Umgebung wird mit Dochen angebaut. Lobeid gewährt manches, beſonders intereſſant iſt der Zuſammenfluß von Menſchen aus den entfernteſten Gegenden, ſogar aus Tombuktu und andern den Europäern noch gänzlich unbekannten Negerſtaaten.

Bevor die Sonne ihre erſten Strahlen aus dem Sandmeere der Wüſte emportauchen läßt, iſt die ganze Bevölkerung auf den Füßen; jeder tritt an die Arbeit, welche er für dieſen Tag ſich vorgenommen hat, aber bei den meiſten beſteht ſie nur darin, daß ſie ſich bemühen ſich im Schatten niederzulegen oder zum Nachbar zu gehen, wo ſie dann dasſelbe in Geſellſchaft thun. Die Heerden werden von dem auf einem Ochſen reitenden Hirten nach ihrer Weide getrieben, die Sklaven mit den Feſſeln an den Füßen zu ihrer Arbeit geführt, ab und zu gehen Karawanen, alles dieſes gewährt einen eigenen Anblick. In den Straßen hört man nichts als ſingen, ſelbſt die Sklavinnen an der Morake, das Mehl reibend, ſingen ihre melancholiſchen Lieder der Sehnſucht nach der Heimath, kurz alles bewegt ſich wie in einem Bienenkorbe, jedoch in den heißen Monaten von 11 Uhr Vor- bis 3 Uhr Nachmittags verſtummt alles auf der Straße, ein jeder ſucht Schutz vor der brennenden Sonne in ſeiner Hütte und genießt die Ruhe, da es für jeden unmöglich iſt ſich außerhalb eines ſchattigen Ortes aufzuhalten; da ſieht man auch nur hungrige Hunde auf den Straßen herumlaufen, und auch dieſe halten ſich nicht lange im Freien auf, ſondern ſuchen baldmöglichſt einen ſchattigen Platz, um ſich vor der brennenden Hitze zu bergen. Dieſe Ruhe dauert nur bis gegen 3 Uhr, wo ſodann ein jeder durch ſeine gehaltene Sieſta ſich etwas erholt hat und zu ſeinen Geſchäften geht. Da wird es nun wieder ſo lebhaft in den Straßen, wie es bei Sonnenaufgang der Fall war, und am lebhafteſten auf dem Markte; dieſes dauert fort bis die Sonne ſinkt, und nun zieht ſich alles abermals in die Häuſer zurück, um ſich von der Mühe des Tages zu erholen. Dieſes Leerwerden der Straßen geſchieht plötzlich, indem, ſo wie die Sonne untergeht, es ſogleich Nacht wird, weil keine Dämmerung ſtattfindet und auch ein jeder ſich nach Ruhe ſehnt; dieſe Ruhe dauert ſo lange, bis alle ihr frugales Mahl eingenommen haben, denn auch der Aermſte findet in ſeiner Hütte das Nothdürftige, und wenn er wirklich an allem Mangel leidet, ſo geht er zu dem erſten Nachbar und findet daſelbſt das Fehlende. Doch ſobald das Eſſen vorüber iſt, ſieht man nah und fern vor den Hütten große Feuer angezündet, Trommeln, Händeklatſchen und Singen erſchallt von allen Seiten, junge Mädchen und Jünglinge verſammeln ſich zum fröhlichen Tanze, und dieſes dauert bis

ungefähr Mitternacht, wo alles mit einzelner Ausnahme eben so schnell verstummt und jeder sich zur Ruhe begibt. Da wird es nun wieder stille in den Straßen wie im Grabe, bis die Stille durch das Geheul der sich nahenden Hyänen und das Gewinsel der furchtsamen Hunde theilweise unterbrochen wird. Diese Lebensweise wiederholt sich fast täglich und hat nur wenige Ausnahmen.

Fünfzehntes Capitel.

Handel.

Durch das Monopol, welches die ägyptische Regierung in diesem Lande eingesetzt hat, ist der Handel im Allgemeinen ganz gehemmt, denn nicht genug, daß die vorzüglichsten Artikel von dem Gouvernement aufgekauft werden, und keinem andern Privatmann erlaubt ist diese in Handel zu bringen, so ist es bei den außerordentlich hohen Zöllen, die man zu entrichten hat, beinahe unmöglich die Waare nach Aegypten zu bringen, wie es der Fall beim Elfenbein ist; darum ist jedermann genöthigt solches an die Regierung zu verkaufen, was so viel als Monopol und vielmehr noch schlechter ist, weil man das Capital, Fracht und Zoll bestreiten muß. Das Land könnte noch Indigo, Opium, Zucker und andere Artikel erzeugen, die dem Privatmanne sowohl als der Regierung einen außerordentlichen Vortheil gewähren müßten, um so mehr, als es beinahe keiner Mühe bedarf um der Erde etwas abzugewinnen, welche alles in Ueppigkeit hervorbringt, doch der schwere Druck, der auf dieser Provinz durch die willkürliche Regierung lastet, entmuthigt einen jeden einzelnen etwas mehr zu thun, als die Natur ihm selbst bietet. Alles lebt in Furcht und ist keine Stunde seines Eigenthums sicher, und so sorgt ein jeder nur für den Augenblick und kümmert sich wenig was seinem Nachkommen übrigbleibt. Alle Producte, welche im Handel vorkommen, sind fast durchgängig roh, und außer einigen wenigen Baumwollwaaren und etwas Lederarbeiten sieht man wenig verarbeitete Waaren. Die Ausfuhrartikel sind Gummi, Häute, Sennesblätter, Elfenbein, Rhinoceroshörner, Hornvieh, Tamarinden, Straußfedern, leere Straußeier, Gold in Ringen und

Körnern, Schläuche für Waſſer, Salz, Tabak, Sim-Sim, Eisme und Sklaven. Die erſten drei Artikel ſind beſonders Monopol der Regierung und bringen im Handel den größten Vortheil. Das Gummi Arabicum läßt die Regierung in den dortigen Wäldern einige Monate nach der Regenzeit ſammeln, man kann ſagen mit Gewalt, weil ſie für den Cantar zu 44 Oken, welches ein Wiener Centner iſt, nur 15 Piaſter (1 fl. 30 kr. C.-M.) bezahlt. Die Regierung könnte noch mehr ausführen, wenn ſie beſſer bezahlen und mehr Augenmerk auf dieſen Handelsartikel richten möchte, wenn gleich die Quantität ſich nach dem Regen richtet, und die Bäume, wenn es viel geregnet hat, auch viel mehr ſchwitzen; aber bei der Einſammlung wird mit der größten Nachläſſigkeit zu Werke gegangen, weil die Leute, welche hiezu verwendet werden, es nur mit Zwang thun und hiefür ſehr gering gelohnt werden. Zudem werden noch jährlich große Walddiſtricte umgehauen und das Land zum Ackerbau verwendet, an eine Nachpflanzung wird gar nicht gedacht und bloß der Natur überlaſſen für einen Nachwuchs zu ſorgen.

Sollte, wie man hofft, Gummi und Elfenbein zur freien Ausfuhr nach Europa gegen Abzahlung von Zöllen frei gegeben werden, ſo ſind dieß zwei Artikel, welche den größten Nutzen denjenigen gewähren würden, welche dieſe vortheilhafte Gelegenheit am erſten benutzen und ſich ſelbſt an Ort und Stelle begeben wollten. Das Einſammeln des Gummi geſchieht, wie ſchon früher geſagt, nach der Regenzeit, Ende November, December und Januar. Es iſt die feinſte Sorte und mit Unrecht führt ſie den Namen arabiſches Gummi. Kordofan gibt in mittleren Jahren 3500 bis 4000 Ladungen Gummi, oder 10 bis 14,000 Centner zu 44 Oken. Viele haben mich verſichert, daß das Land jährlich über 20,000 Centner Gummi liefern würde, wenn den Leuten die Mühe bezahlt würde. Bevor das Monopol eingeführt wurde, wurde es auf folgende Art verkauft, welches nach Aufhebung des Monopols auch wieder ſtattfinden wird. Es wird von Männern, Weibern und Kindern in den Wäldern in Körbchen geſammelt, die, wenn ſie ganz voll ſind, 12 Rottoli enthalten (das Rottolo ungefähr ¾ Wiener Pfund). Eine Kamelladung beſteht aus 40 ſolchen Körbchen, welche zuſammen 480 und die zwei Koffer dazu gerechnet 500 Rottoli betragen; ſie koſtete 5½ bis 6 Maria-

Thereſien- oder ſpaniſche Thaler. Dieſe 500 Rottoli ſporco laſſen ſich nicht durch die Wüſte nach Debba am Nil auf einem Kamel transportiren *), weil die Ladung zu ſchwer iſt, im Durchſchnitt ladet man 3 bis 4 Cantar, à 100 Rottoli, auf ein Kamel. Man hätte noch den beſondern Vortheil dabei, daß man anſtatt der Koffer das Gummi in Ochſenhäute verpacken könnte, die Regierung kauft die getrocknete Haut zu 3 Piaſter oder 18 kr. C.-M. und in Alexandrien wird ſelbe gewöhnlich zu 30 Piaſter verkauft. Beim Einkaufen des Gummi iſt es unumgänglich nothwendig, daß man ſich der Eingebornen bediene, um ſelbe nach allen Richtungen in die Dörfer auszuſchicken; man hüte ſich aber vor den Dongolawi, überhaupt dürfte man Niemanden zu viel Geld anvertrauen, denn bei den meiſten würde man Gefahr laufen es zu verlieren. Hat man jene Handelsartikel bei ſich, welche das Land benöthigt, ſo kann man mehr als das Drittel an Waaren anſtatt baarem Gelde dafür geben, worauf man im Durchſchnitt 50 Proc. Nutzen hat.

Der geeignetſte Platz, wo der Einkauf des Gummi am ſchicklichſten könnte geleitet werden, iſt Bara. Hier folgt Transport- und Mauthrechnung bis Cairo, ſo wie ſelbe vor dem Monopol beſtand.

Der Einkauf von 480 Rottoli, circa $3\frac{1}{2}$ Centner Wiener Gewicht à 44 Oken . . . . . 6 Thaler

Transport nach Dongola	6	»
Dongola nach Wadi-Kalfa	4	»
Barken bis Cairo	$1\frac{1}{3}$	»
Zoll in Kordofan	$2\frac{1}{2}$	»
» in Darawi	$3\frac{2}{3}$	»
» in Cairo	$1\frac{1}{2}$	»
	25	Thaler.

Da nach gegenwärtigen Geſetzen nur 12 Proc. Ausfuhrzoll bezahlt wird, ſo kommt der Wiener Centner nur auf $5\frac{1}{4}$ Thaler bis Alexandrien zu ſtehen.

In den an Kordofan gränzenden Ländern, als Nuba, Takele, Kodero ꝛc. muß alljährlich das Gummi verfaulen; Mehemed Ali

*) Durch Wind und Wärme entſteht eine Verminderung an Gewicht, bis ſie in Cairo anlangt.

benutzt es nicht, will aber auch nicht, daß es durch andere benutzt werde. Dort könnte der Einkauf im Tauſchhandel ſtatt finden.

Elfenbein. — Viele Kaufleute in Trieſt, Marſeille und Livorno ſind noch der Meinung, daß das Elfenbein, welches das Cap der guten Hoffnung paſſirt, von Oſtindien komme, und haben demſelben den Namen aſiatiſches Elfenbein beigelegt; dasjenige, welches über Tripoli und Alexandrien gebracht wird, haben ſie afrikaniſches Elfenbein genannt. Bei dem erſteren kann ich verſichern, daß mehr als ein Drittel, wenn nicht die Hälfte afrikaniſches iſt. Ich habe mich bei meiner 19monatlichen Reiſe im Innern von Afrika über dieſen Handelsartikel genau informirt und glaube, daß es für manchen nicht ohne Intereſſe ſeyn dürfte, wenn ich meine gemachten Erfahrungen ganz ausführlich mittheile. Mehemed Ali hat das Elfenbein im Monopol und glaubt, daß nur er allein dieſen Artikel erhalte, welcher aus dem Innern Afrika's in ſeine Staaten gebracht wird, allein hierin irrt er ſich ſehr, denn nur das Elfenbein, welches die Karawanen von Darfur bringen und mit demſelben gewöhnlich im Februar und März in Siut in Oberägypten eintreffen, wird dem Vicekönig verkauft, und dieſes nur aus Noth, um für den Erlös andere Waaren einhandeln zu können. In Kordofan, dem Centralpunkt des Elfenbeinhandels, hat er dieſen Artikel wohl frei gegeben, aber hiebei dennoch ſchlau berechnet, daß derſelbe ihm jedenfalls zukommen müßte, denn wenn die Djelabi (Kaufleute) das Elfenbein in Kordofan eingekauft und unter Beſtreitung aller ſonſtigen Koſten bis nach Cairo gebracht haben, ſo iſt er wohl der erſte, der den Kauf mit ihnen abſchließt und ihnen den Preis ſo niedrig ſetzt, daß ſie wohl öfters kaum ihr Capital mit ſchwachen Intereſſen zurückerhalten; daher geſchieht es nun auch ſelten, daß ihm das Elfenbein auf dieſe Weiſe gebracht wird. Darfur, welches von ſeinen tributpflichtigen Provinzen Runga, Kulla, Schala, Binga, Gimir, Sachana, Jambuſa, Dama ꝛc. Elfenbein als Tribut bezieht, verkauft dieſes in Darfur ſelbſt an die Kaufleute von Kobe und El-Faſcher. Dasjenige, was in Pergu, Bachermi, Kugo und Niro eingeſammelt wird, geht jährlich nach Tripoli. Der Einkaufspreis in Kobe und El-Faſcher, wo immer bedeutende Vorräthe liegen, iſt 15 Thlr. der Cantar zu 112 Rottoli (88 Wiener Pfund). Es

geſchieht der Einkauf auch im Tauſchhandel gegen Baumwollſtoffe von Dongola oder deutſche Artikel, als: zweiſchneidige Schwerter, rothes Tuch, Bernſtein, Glasperlen, Speig, Drath ꝛc. Von Darfur wird das Elfenbein nach Lobeid, der Hauptſtadt Kordofans, ſo wie auch nach Bara, einer Handelsſtadt im gleichen Lande, gebracht, doch das meiſte geht tranſito nach dem rothen Meere. In Kordofan koſtet ſchon der Cantar zu 112 Rottoli 750 Piaſter (75 fl. C.-M.) mit Einſchluß der zu entrichtenden Mauthgebühr. Vieles kommt auch von Schabun, den Schelluk und andern Orten nach Kordofan, wo es die Djelabi von Lobeid und Bara im Tauſchhandel an ſich bringen; auch die Bakkara (ein Nomadenvolk) treiben mit Elfenbein Handel und vertauſchen dieſes an die genannten Djelabi; an die Schelluk werden meiſtens dongolawiſche Baumwollſtoffe, Glasperlen, Salz und Tabak dagegen getauſcht. Doch alles Elfenbein, was man aus erſter oder zweiter Hand kauft und welches Kordofan paſſirt, geht nach Suakem, einer Hafenſtadt am rothen Meere unterm 19° nördl. Breite; dort empfangen es Engländer, welche mit aller Gemächlichkeit die Zeit abwarten und ihr Netz über 200—300 deutſche Meilen von der Küſte aus bis in das Innerſte von Afrika ausgeworfen haben. Der Britte zahlt gut und prompt, und deßhalb wird ihm auch alles in die Hände geliefert, ohne daß er nur die mindeſte Mühe hätte, wogegen für Mehemed Ali nur das übrig bleibt, was wegen Mangel an Zeit oder ſonſtigen Verhältniſſen nicht bis Suakem kommt. Die Engländer haben ſeit einer geraumen Zeit alles aufgeboten, dieſe ihre Quellen, aus denen ſie die Menge Elfenbein beziehen, geheim zu halten, um ſo mehr, als ſie ſtets in Suakem ſich ſtill verhielten und dieſer Artikel ihnen dahin gebracht wurde, ohne daß ſie nur im mindeſten genöthigt waren ſich dem ungeſunden Klima im Innern Afrika's oder vielmehr Kordofans auszuſetzen. Sie halten ihre Agenten in Suakem, geborne Indier, welche für zwei, höchſtens drei in Indien etablirte engliſche Häuſer die Geſchäfte beſorgen. Im vergangenen Jahre (1840) war auch ein Engländer daſelbſt, um die Geſchäfte abzumachen, und es war ihm unlieb, daß nunmehr das Geheimniß, welches ſo lange beſtand, aufgedeckt wurde. Der Cantar wird zu 60 bis 70 Thaler bezahlt, und bei dem in Suakem befindlichen Zollhauſe kaum der vierte Theil verzollt. Kleine Fahrzeuge, welche

an der Küſte kreuzen, nehmen die Ladungen auf und verführen ſolche des Nachts zu den bereit ſtehenden arabiſchen und indiſchen größeren Schiffen, welche damit direct nach Indien fahren. Beinahe eine halbe Stunde vom Lande und zwei Stunden von Arkiko entfernt, beſitzt der Vicekönig von Aegypten, nicht fern von der abyſſiniſchen Küſte, eine Inſel, Maſſauwa, welche ſo zu ſagen den Schlüſſel zu Abyſſinien bildet, und wo alles Elfenbein, was aus Abyſſinien, den Galla- und den ſüdweſtlichen und ſüdlichen Ländern gebracht wird, paſſiren muß. In Zeila, einer Stadt an der afrikaniſchen Küſte, ſo wie in Berbera wird das Elfenbein verladen, welches aus Schoa (Südabyſſinien) und den angränzenden Ländern kommt. Aus dieſen Angaben iſt es nun leicht zu erſehen, daß jenes Elfenbein, welches den Weg aus Afrika über Indien nimmt und das Cap der guten Hoffnung paſſirt, nicht alles aſiatiſch iſt, obgleich ein großer Theil hievon in Indien ſelbſt gewonnen wird. Schließlich muß ich noch bemerken, daß wenn Mehemed Ali das Monopol des Elfenbeins aufgibt, derjenige Europäer, welcher der erſte in Kordofan eintrifft um dieſen Artikel aufzukaufen, einen bedeutenden Gewinn machen würde. Nur müßte er eher in Lobeid den Cantar zu 112 Rottoli mit 750 Piaſter zahlen, als ſich zu den Scheluks oder nach Schabun, Runga oder Darfur zu wagen, wo er es wohl um die Hälfte wohlfeiler bekommen könnte, allein Gefahren zu beſtehen hätte, welche den Vortheil jedenfalls aufwiegen würden. Eben ſo gewagt wäre es, einen Eingebornen von Kordofan auf ſeine Rechnung nach den genannten Orten zu ſenden, um die Einkäufe zu beſorgen, denn dieſe ſind ſo große Lügner, namentlich die Dongolawi, daß ſie lieber ſich todtſchlagen laſſen, ehe ſie die Wahrheit eingeſtehen; zudem würde ſowohl die Waare als das Geld, das man ihnen anvertrauen möchte, verloren ſeyn, da ſie um eines ſolchen Betruges Weib und Kinder verlaſſen.

Eben ſo würden die Djelabi, wenn man ſich verlauten ließe viel Elfenbein zu ſuchen, die Preiſe bedeutend erhöhen, daher das zweckmäßigſte ſeyn dürfte, ſich mit einem in Kordofan garniſonirenden türkiſchen Officier in Einverſtändniß zu ſetzen, und auf deſſen Namen die Einkäufe beſorgen zu laſſen; dieſe würden ſehr bereitwillig ihre Hand zu einer ſolchen Unternehmung bieten, ohne alles Intereſſe, wogegen man ſie bloß mit einigen Bouteillen Wein

und guten Branntweins regaliren dürfte; man findet unter den Türken sehr viele rechtschaffene Männer, denen man, ohne das geringste zu befürchten, alles vertrauen kann. Nach Darfur oder nach Kobe (welches nicht die Hauptstadt, sondern bloß die erste Handelsstadt dieses Reiches ist) zu gelangen und daselbst etwas von dieser Waare einzukaufen und einzutauschen, würde gar keine Schwierigkeit haben, ebenso in El-Fascher, welches die Hauptstadt ist und wo bedeutende Vorräthe liegen; doch für das Zurückkehren könnte Niemand stehen, so lange der Sultan Mohammed Fadel auf dem Throne ist. Sollte jedoch sein Bruder Abumedina zur Regierung gelangen, so hätten die Europäer ungehinderten Ein- und Austritt, denn er ist ein Mann, welcher die Franken sehr liebt und ihnen mit aller Bereitwilligkeit dienen würde; ich kann dieses letztere um so mehr versichern, als ich von seiner Herzensgüte zu einer Zeit, wo mein Leben in Gefahr war, den größten Beweis erhielt. Die übrigen Kosten, welche man noch zu tragen hätte, sind folgende:

	Piaster.	Tagereisen.
Eine Kamelladung von 3 bis 3½ Cantar zu 100 Rottoli von Lobeid nach Debba am Nil .	60	16
Von da nach Neu-Dongola zu Wasser eine Barke . . .	30 bis 60	4 bis 6
Von Neu-Dongola durch die Wüste nach Wady-Chalfa .	30 — 50	14 — 16
Von Wady-Chalfa nach der Insel Phylä an dem ersten Katarakt	60 — 150	8 — 10
Der Transport nach Assuan (das alte Syene) 1½ Stunde, das Kamel	3 — 4	» »
Von Assuan bis Cairo die Barke	400 — 1000	20 — 30
Von Cairo nach Atfe die Barke	150 — 400	4 — 8
Von Atfe auf den Canal Mahmudie die Barke . . .	30 — 80	1

Jedoch hängt der Preis der Barken jedenfalls von Umständen ab und richtet sich nach der Größe der Barke; ebenso lassen sich die Tagereisen zu Wasser nicht genau berechnen, da dieses ebenfalls von gutem Wind und dem Wasserstande des Nils abhängt. Man

rechnet gewöhnlich 3½ Monat von Lobeid nach Alexandrien, wenn man Waaren mit sich führt.

Tamarinden ist ein Artikel, auf den die Regierung keinen Werth legt und sonach auch deren Ausfuhr erlaubt. In den Jahren 1837, 1838 und 1839, wo durch einen mir unbekannten Umstand die Blüthen abgefallen waren und keine Schoten erzeugten, wurde das Rottolo an Ort und Stelle zu 9 kr. C.-M. bezahlt, und da das Land die erforderliche Quantität nicht hervorbrachte, so hat man sogar nach Darfur seine Zuflucht nehmen und von daher etwas Tamarinde einführen müssen. In anderen Jahren bei guter Ernte kostet eine Kamelladung von 3 Cantar 7 Thaler; der Zoll ist unbedeutend. Die Blüthe als Thee getrunken habe ich vortrefflich gefunden, und es ist zu wundern, daß man diesen Gesundheitsthee in Europa nicht besser benützt.

Straußfedern, wenn solche in Europa gesucht sind, gehören mit zu den einträglichsten Artikeln. In Caccie, einem Gränzorte gegen Darfur, beschäftigen sich die Bewohner hauptsächlich mit dem Einfangen der Strauße, auch in Haraza und vielen andern Orten. Eine ganze Straußenhaut gibt gewöhnlich 3 Rottoli schwarze und ½ Rottolo weiße Federn. Beim Verkauf werden verschiedene Assortimente gemacht. Z. B. ⅔ schwarze, ⅓ weiße, das Rottoli zu 3 bis 4 Thaler, graue 1½ Thaler, schwarze 2½ bis 3 Piaster; weiße erster Qualität 12 bis 14 Thaler. Als Zoll wird 20 Procent in Natura in Kordofan, Darauve und Cairo bezahlt. Sie werden in kleine Päkete gebunden und dann in eine Straußenhaut verpackt; doch bedarf deren Versendung immer eine besondere Aufmerksamkeit, denn es ist beinahe unglaublich, wie die Würmer öfters diese Waare zernagen, und es ist unumgänglich nothwendig, von Zeit zu Zeit die Federn an die Luft zu hängen und beim Einpacken mit Pfeffer zu bestreuen.

Rindhäute kauft die Regierung selbst auf und sendet solche nach Aegypten; das Stück wird mit 3 Piaster bezahlt. Kalbsfelle gibt es keine, weil es gegen den Koran ist Kälber zu schlachten. Schaf- und Ziegenfelle zu Wasserschläuchen (Girbe genannt) verarbeitet, werden gleichfalls ausgeführt; auch aus Rindshäuten verfertigt man Wasserschläuche, wovon gewöhnlich zwei eine Kamelladung ausmachen.

Salz und Tabak iſt ein Ausfuhrartikel zu den Scheluks und Janky, und wird als Tauſchwaare behandelt.

Sim-Sim, aus welchem man Oel preßt, wird nach Sennaar ausgeführt. Cisme, welches in Kordofan wächst, obwohl die beſſere Qualität aus Takele kommt, wird nach Aegypten und der Levante ausgeführt. Der Preis iſt ſehr gering, ungefähr 20 Para (3 kr.) das Rottolo, doch werden ſchon in Cairo 4 Piaſter (24 kr.) dafür bezahlt; es wird vorzüglich bei Augenkrankheiten angewendet, doch muß man im Einkauf ſehr vorſichtig ſeyn und die Waare genau unterſuchen, weil es vielerlei Arten gibt, worunter die kleinkörnigen die beſten, die großkörnigen aber die ſchlechteſten ſind.

Gold iſt auch ein bedeutender Ausfuhrartikel, doch gegenwärtig nicht mehr viel damit zu verdienen, weil der Preis ſehr geſtiegen iſt. Man verſicherte mich, daß bevor die Türken in dieſes Land kamen, die Okie zu 200 Piaſter verkauft wurde, wogegen man jetzt 370 bis 400 Piaſter zahlen muß, man gewinnt zu dieſen Preiſen 10 bis 15 Procent; die Okie von Kordofan iſt etwas größer als jene in Sennaar. Im Handel kommt es in Ringen von verſchiedener Größe oder in Körnern vor; letztere werden in Federkielen von großen Raubvögeln in Verſchleiß gebracht; die Körner haben den Vorzug vor dem Gold der Ringe, weil man auch ſchon anfängt ſie zu verfälſchen. Das meiſte Gold kommt aus der Gegend von Schabun und anderen noch ſüdlicheren Ländern.

Hornvieh gehört auch zu den vorzüglichſten Ausfuhrartikeln; es wird von der Regierung in großen Heerden nach Aegypten transportirt, allein mehr als die Hälfte muß immer zu Grunde gehen wegen der ſchlechten Pflege. Private können ſich in dieſen Handel nicht einlaſſen; in ſo großen Heerden zu transportiren, ſo wie es die Regierung thut, iſt unangemeſſen, weil es mit außerordentlichen Unkoſten verbunden wäre, indem von Debba bis Cairo von einer Tagreiſe zur andern Magazine errichtet werden müſſen. In kleinen Transporten nach Sennaar und Dongola wird es von Privaten unternommen. Die Regierung hat ihre großen Transporte nach Cairo gleichfalls aufgegeben. Kamele werden auch ſelbſt bis Cairo ausgeführt, weil dieſelben ſehr billig ſind.

Der bedeutendſte Handel unter allen genannten Artikeln und

Producten iſt leider der mit Sklaven. Regierung und Djelabi wetteifern hierin, und bieten alles auf ſich der unglücklichen Geſchöpfe auf was immer für eine Weiſe zu bemächtigen. Erſtere, welche den Handel ins Große treibt, ſucht die grauſamſten Mittel auf, ſich der Sklaven in Maſſe zu bemächtigen *), wogegen die Djelabi dieſes im Kleinen verſuchen und keine Liſt und keinen Trug für unerlaubt halten, um der armen Geſchöpfe habhaft zu werden; doch werden immer die Sklaven der Djelabi mit mehr Schonung behandelt als die der Regierung, weil letztere es nicht ſo genau nimmt, wenn Hunderte dieſer Unglücklichen durch ſchlechte Behandlung, Verwahrloſung und dergleichen zu Grunde gehen, wogegen der Djelabi gezwungen iſt ſelbe ſchonender zu behandeln, indem immer mit dem Tode eines Sklaven derſelbe ein kleines Capital verliert. Lobeid iſt der Centralpunkt des Sklavenhandels und daſelbſt täglich Sklavenmarkt. Hieher werden nicht nur die Sklaven von den angränzenden Ländern, ſondern ſogar aus Kulla, Banda, Wanga, Bachermi, Bergù, Pegu und noch weit entfernteren Ländern, freilich nicht in ſo großer Anzahl als von den erſteren, gebracht. Es iſt öfters ſchaudervoll anzuhören, wie dieſe Menſchen in die Sklaverei gerathen, und man würde es gar nicht glauben, wenn man nicht leider ſo oft ſich von der Wahrheit ſelbſt überzeugen könnte. Die Djelabi gehen mit Waaren in die angränzenden Länder und tauſchen ſolche gegen Sklaven aus, welche theils im Kriege, theils durch Liſt geraubt wurden. Sie kennen auch unter den Negern ſelbſt eine Art Fanghunde, welche ſich gar kein Gewiſſen daraus machen, für ein Kleines die Kinder ihrer eigenen Landsleute zu rauben und an verabredeten Orten zum Tauſche zu bringen. Ein großer Theil derer, welche die Djelabi aufkaufen, gehören zu denen, welche die räuberiſchen Bakara zuſammenbringen. Der Preis der Unglücklichen richtet ſich theils nach dem Alter, Geſundheit oder Schönheit, theils nach dem Lande, wo ſie geboren ſind. Die in Kordofan von Sklaveneltern gebornen Kinder ſind gewöhnlich die theuerſten, weil ſie ſchon mehr an eine oder die andere Arbeit gewöhnt ſind, und vorzüglich weil ſie arabiſch ſprechen, denn der Eigenthümer eines verheuratheten Sklaven oder eines Mädchens, welches ein Kind zur Welt bringt, iſt Eigen-

*) Siehe die folgenden Capitel.

thümer des letzteren und kann es verkaufen; ja ſogar Herren, die mit ihren Sklavinnen Kinder erzeugen, können ſolche wieder verkaufen, und man hat nicht wenig Beiſpiele einer ſo unnatürlichen Handlung. Mit einem Worte: alles was unter civiliſirten Nationen als das grauſamſte gilt, wird hier mit einem ſolchen Leichtſinn betrachtet, daß man wirklich keine Worte dafür findet. Der ſeiner Freiheit beraubte Menſch gilt hier theils als Waare, theils als baares Geld, wandert aus einer Hand in die andere und findet ſich noch glücklich, wenn er in ein Haus kommt, woſelbſt er auf ein Verbleiben und eine menſchliche Behandlung rechnen kann. Man findet hier kein einziges Haus von den etwas bemittelten, wo nicht wenigſtens ein Sklave oder eine Sklavin zur Verrichtung der niedrigſten Arbeiten angekauft würde, und es gehört ſo zu ſagen zum guten Ton, ſein Haus mit Sklaven anzufüllen und für jedes einzelne Geſchäft einen beſonderen Sklaven zu halten. Doch wird die größte Zahl von hier aus nach Aegypten und der Levante in großen und kleinen Transporten ausgeführt.

Sennesblätter findet man an vielen Orten und ſehr reichlich in Kordofan, allein die Regierung macht keinen Gebrauch davon und andere dürfen ihn nicht machen wegen des Monopols; ſie ſind von der gleichen Güte wie jene aus Dongola, welche die Regierung aus letztgenanntem Orte bezieht und unter dem Namen alexandriniſche oder ägyptiſche verkauft; aus Aegypten kommt aber nicht der fünfzigſte Theil: ſie kommen erſt bei Aſſuan vor und führen mit Unrecht den Namen ägyptiſche, denn ihr wahres Vaterland iſt die Provinz Dongola. Von dort her bezieht die Regierung allen ihren Bedarf; die Wüſtenbewohner jener Gegenden ſammeln ſolche und erhalten für jede Kamelladung von 3 Cantar zu 44 Oken bis New-Dongola geliefert 200 bis 400 Piaſter, je nachdem die Regierung viel oder wenig bedarf. Weil nun die Regierung auf jede Kamelladung, wenn ſie ſolche aus Kordofan beziehen wollte, 60 bis 80 Piaſter mehr für Transport bezahlen müßte, ſo iſt es natürlich, daß ſie aus Kordofan keine bezieht und dort ſie unbenutzt verfaulen müſſen.

Dieß ſind die bedeutendſten Artikel, welche das Land theils ſelbſt producirt oder welche von den angränzenden Ländern tranſito empfangen werden.

Die Einfuhr von Artikeln, welche im Lande ſelbſt conſumirt

oder tranſito weiter geſchafft werden, geſchieht durch Karawanen, die meiſt von Cairo, wenige aus Sennaar und noch weniger aus Suakem kommen; dieſe kehren mit wenigen unbedeutenden Gegenſtänden aus Arabien und Indien beladen nach Lobeid und Bara zurück. Die Handelsgeſchäfte gehen nur langſam von ſtatten, und wenn man Nutzen davon haben will, iſt man gezwungen die Zeit abzuwarten. Im Monat Ramadan, den türkiſchen Faſten, werden die meiſten Geſchäfte für das Land ſelbſt abgemacht. Während der Regenzeit iſt faſt alle Communication mit andern Ländern unterbrochen, und ſehr ſelten kommt eine kleine Karawane an, denn jeder fürchtet und mit Recht, daß ihm durch die ſtarken Regen ſeine Waare verderbe, auch ſind die Wildbäche öfters ſo angeſchwollen, daß die Karawane Tagelang nicht überſetzen kann. Daß die Waaren theuer zu ſtehen kommen, welche man in Kordofan einführt, machen ſchon die weite Reiſe von 3 bis 4 Monaten und die Auslagen für Barken und Kamele. Dieß hätte noch nichts zu ſagen, weil die Frachten billiger als in Europa zu ſtehen kommen, allein die vielen Zölle, welche zu entrichten ſind, machen die Waare theuer; ein ſolcher Unſinn und ſolche Tyrannei können nur unter Mehemed Ali ſtattfinden, und würden ſich ſeine Länder bis an das vermeinte Mondgebirge erſtrecken, ſo müßte in ſo viel Provinzen als die Waare durchpaſſirt, in jeder einzelnen die Mauth erlegt werden. Jede Waare, wie ſie in Alexandrien anlangt, bezahlt einen mäßigen Einfuhrzoll, welcher ſich nur bis Cairo erſtreckt. Alle Waaren, welche in Altcairo eingeſchifft und den Nil hinauf transportirt werden, müſſen wieder bezahlen wie folgt: In Altcairo im Durchſchnitt 12 Procent, in Dongola jede Kamelladung 30 Piaſter, in Lobeid 300 Piaſter für eine Ladung Baumwollenſtoffe, feine und ordinäre ohne Ausnahme. Eine Kamelladung Reis zahlt 150 Piaſter, Wein 100 Piaſter die Kamelladung, Branntwein, Roſoglio, Rum 50 Procent vom Werthe. Der öſterreichiſche Staat liefert die meiſten Gegenſtände nach Kordofan, wovon aber der größte Theil tranſito in die Negerſtaaten geht. England liefert bloß weiße Baumwollenſtoffe; früher führte man ordinäre böhmiſche Leinwand ein, dieſe wurde aber durch den billigen Preis der Baumwollenſtoffe verdrängt. Folgende Gegenſtände werden in Kordofan eingeführt. Nelken, Pfeffer, Zucker, Kaffee, Schwefel, Reis, Seife, Madepolam,

Zitze, rothe und blaue Sacktücher, Leinwand von Cairo (Schouter Melanie genannt), fertige Kleider für Türken, rothe Schuhe, Wein, Branntwein, Rosoglio, Essig, Oel, schwarze Oliven, Käs, Bernstein aus Preußen (Nr. 1 bis 6 undurchsichtiger), Korallen und einige andere unbedeutende Gegenstände. Die aus den österreichischen Staaten sind folgende. Speik *), Schrot, Dogen **), Barbiermesser, zweischneidige Schwerter ***), Kamelglocken, Antimonium †), Arsenik ††), Eisen- und Messingdrath †††), Zündhölzer, böhmische Erzeugnisse, ordinäre Tücher *†),

*) Speik aus Kärnthen ist so unentbehrlich in diesem Lande wie Brod; er wird wie schon früher bemerkt zu Delka verwendet; jede Frau muß ihn haben, sonst hat sie das Recht sich scheiden zu lassen. Das Rottolo (¾ Wiener Pfund) wird zu 4 bis 5 Piaster (24 bis 30 kr.) verkauft, selbst in den Negergebirgen wird er schon begehrt, der Consumo wird nach einigen Jahren bedeutend zunehmen.

**) Doga in Krain und Steyermark fabricirt ist eine runde, etwas vertiefte Eisenplatte mit einem Ring und Haken von verschiedenen Größen, und dient um Brod darauf zu backen. Den Karawanen sind sie unentbehrlich. Die Barbiermesser (ganz ordinäre aus Stadt Steyer) werden zum Bartrasiren fast gar nicht benützt; einige bedienen sich derselben um die Kopfhaare, die meisten aber um die Haare der Geschlechtstheile zu rasiren; auch zur Excision der Mädchen und zur Verstümmelung der Knaben werden sie gebraucht.

***) Zweischneidige Schwerter aus Oesterreich sind 36½ Zoll lang, 1¾ Zoll breit, oben und unten gleich breit und unten abgerundet. Die Höhlung ist 7¼ Zoll, sie haben das Zeichen ♁ und Löwe. Scheide und Griff werden im Lande selbst gearbeitet. Am meisten werden sie in Darfur begehrt, der Verkauf ist mit bedeutendem Gewinn, jedoch haben jene aus Solingen mit dem Todtenkopf aus der Fabrik von Peter Küll den Vorzug.

†) Antimonium aus verschiedenen Bergwerken Oesterreichs wird zu feinem Pulver gestoßen, Mädchen und Weiber bestreichen sich damit als Schönheitsmittel die Augenlieder.

††) Arsenik aus verschiedenen Gegenden Oesterreichs kaufen diejenigen Negerstaaten, wo Goldsand gefunden wird; von Kordofan wird er sogar bis Banda versendet.

†††) Eisen- und Messingdrath aus Tyrol und Oesterreich; der Verbrauch ist groß in allen Gegenden Afrika's, theils um die Lanzen und Tabackspfeifen zu verzieren, theils zu Ohrringen; in manchen Gegenden trägt man bis zehn Messingringe an einem Ohre.

*†) Ordinäre Tücher aus Böhmen werden Londerin secund genannt, die hellrothen sind die gesuchtesten nach Darfur.

Sackſpiegel, Fingerringe mit Steinen, Glasperlen von allen Farben *), Lapis Lazuli, die geſuchteſten für Kordofan, Spielmarken **). Der Abſatz von Glas wird auch mit der Zeit bedeutender werden, gegenwärtig beläuft er ſich höchſtens auf 150 Thaler Einkaufspreis in Cairo. Die Artikel ſind die levantiniſchen, Narghilé, Brik, Maſtrapà, Spritzen und Trinkgläſer. Venedig liefert Glasperlen und Papier auf türkiſche Art geglättet. Es iſt zu verwundern, da die öſterreichiſchen Erzeugniſſe in einem großen Theil von Afrika und Aſien bedeutenden Abſatz finden und Cairo dazu der geeignetſte Ort iſt, daß nur zwei Handlungshäuſer, nämlich ein böhmiſches mit Glasperlen und Spiegel und ein venezianiſches mit Venezianerperlen etablirt ſind. Dieß iſt ein Nachtheil für Oeſterreichs Handel, denn der afrikaniſche und aſiatiſche Kaufmann iſt gezwungen die öſterreichiſchen Erzeugniſſe aus der vierten und fünften Hand zu kaufen, und da für jeden ein kleiner Gewinn bleiben muß, ſo iſt es einleuchtend, daß jeder Artikel ſehr vertheuert wird.

Alle dieſe Waaren kommen größtentheils von Cairo, wenige über Suakem und Sennaar. Ich war der erſte öſterreichiſche Unterthan, welcher mit dem Handel in dieſem Lande einen Verſuch machte; es war nicht darauf abgeſehen mich zu etabliren, denn das Capital war zu gering und nur als Reiſegeld beſtimmt, daher ich keinen Nutzen daraus ziehen konnte, ich glaube aber durch meine gemachten Erfahrungen Andern Nutzen zu verſchaffen. Nur warne ich jeden, der dieß Land mit Waaren beſuchen will, ſich vor den weißen Termiten zu hüten und die Kiſten und Koffer jedesmal auf Steine zu ſetzen; ich habe leider den Schaden empfunden, welchen dieſe Beſtien angerichtet hatten: während meiner Krankheit konnte ich meine Sachen nicht nachſehen, die Baumwollenſtoffe fand ich dann ganz unverkäuflich, und dieß nebſt meiner Flucht zu einer Zeit, wo ich noch Geld einzufordern

*) Glasperlen aus Böhmen ſpielen eine Hauptrolle in ganz Afrika. Es iſt ein Modeartikel: in einem Orte werden die rothen, in andern die blauen oder gelben ꝛc. geſucht, in dem Orte wo die Farbe nicht Mode iſt, können auch die Perlen nicht einmal um den Fabrikpreis angebracht werden.

**) Spielmarken werden in den meiſten Negerſtaaten geſucht; das weibliche Geſchlecht trägt ſie als Kopfzierde.

hatte, war die Urſache, daß die Rückreiſe ohne Bedienten und zwei Tage in der Wüſte von Krusko zu Fuß gemacht werden mußte. Die Preiſe der Waaren ſind verſchieden und wechſeln auch mit der Jahreszeit; denn z. B. in der Regenzeit, wo keine Karawanen aus Aegypten anlangen und daher Mangel an Waaren eintritt, ſteigen natürlich die Preiſe um 50 Procent höher als gewöhnlich.

Der Kaffee wird aus Abyſſinien eingeführt und das Rottolo koſtet 3 Piaſter im gewöhnlichen Preis, doch ſtieg derſelbe im Jahr 1838 bis auf 18 Piaſter (1 fl. 48 kr.). Während der Regenzeit koſtete der Zucker 9 Piaſter das Rottolo (¾ Wiener Pfund), Reis die Oke 12 Piaſter, eine Flaſche Eſſig 15 Piaſter, Seife das Rottolo 9 Piaſter, Pfeffer 12 Piaſter; doch fällt der Preis aller Waaren, ſobald neue Zufuhren anlangen. Viele von den Einfuhrartikeln werden wieder von andern Djelabi aufgekauft, welche ihren Handel in das Innere treiben und dafür Sklaven und andere Artikel eintauſchen. Selbſt der Handel im Innern will gekannt ſeyn, ſo wie z. B. in Betreff der Glasperlen; in einigen Bergen liebt man die weißen, in andern die rothen oder blauen Perlen, und ſo iſt es mit andern Artikeln der gleiche Fall. Zu den Scheluk geht viel Salz und Tabak.

Die Djelabi, welche dieſen Handel betreiben, könnten weit mehr gewinnen, denn abgerechnet, daß ſie für dieß Geſchäft keinen Sinn haben, betreiben ſie alles mit einer gränzenloſen Nachläſſigkeit, ſind nicht aufmerkſam auf die Waaren, welche mehr oder weniger geſucht werden, ſondern kaufen ein Jahr wie das andere die nämlichen Artikel ein, ſetzen ſich damit auf den Markt und ziehen nicht eher ab um friſche Waaren zu holen, bis ſie das letzte Stück, und ſey es noch ſo unbedeutend, verkauft haben; der Werth der Zeit iſt ihnen noch ganz unbekannt, denn um Jemanden den letzten Reſt der Waaren in Commiſſion zu hinterlaſſen, traut der Sohn dem Vater nicht und verliert lieber die beſte Zeit zur Reiſe wegen einiger Pfund Seife und einigen Glasperlen. Die Djelabi ſind Dongolawi und ihren Stammeltern in Dongola ganz gleich geblieben. Dieſe Djelabi laſſen ihre Waare lieber verderben, ehe ſie ſolche um etwas billiger geben, auch verkaufen ſie ein Stück um denſelben Preis als wie hundert, aber man macht auch wenig Unterſchied in der Qualität, denn ordinäre

oder verdorbene Baumwollenſtoffe, verroſteter oder reiner Drath, alles hat einen gleichen Preis; was nicht unterwegs verdirbt, verdirbt auf dem Platze, denn alles wird in Haufen auf den Sand gelegt, und man macht ſich gar nichts daraus, wenn Jemand im Gedränge mit den ſchmutzigen Füßen auf eine oder die andere Waare tritt oder ein Platzregen alles durchnäßt; wer zuerſt kommt, ſucht ſich das beſte aus, wer aber wartet bis der größte Theil vergriffen iſt, nimmt was ihm unter die Hände kommt, zahlt denſelben Preis, öfters auch mehr, weil es mangelt und iſt auch zufrieden. Ich habe mich überzeugt, daß man nur ganz ordinäre Waare hieher bringen darf. Es kann ſich demnach ein jeder leicht eine Idee machen, wie der Handel betrieben wird und wie man mit der Waare verfährt. Wenn ein Europäer, frühzeitig akklimatiſirt und mit den Bedürfniſſen des Landes hinlänglich vertraut, nur mit einiger Umſicht einen Handel in Lobeid etabliren wollte, ſo bin ich verſichert, daß er ſeinen Vortheil fände. Doch es ſind, wie geſagt, auch viele Hinderniſſe zu überwinden und für einen Europäer Mühſeligkeiten zu ertragen, die der Eingeborne gar nicht achtet. Jetzt naht ſich der Zeitpunkt etwas der Art zu unternehmen, weil der Handel freigegeben werden ſoll. Das Geld, welches in dieſem Lande curſirt, iſt das ägyptiſche, der Piaſter zu 6 Kreuzer Conventionsmünze. Die Maria-Thereſia-Thaler, Colonnaten und Fünffrankenſtücke, letztere drei Gattungen, obwohl im wahren Werthe verſchieden, werden bloß zu 20 Piaſter das Stück gerechnet, doch zahlt man die Thereſien-Thaler, wenn ſie zu Einkäufen für Darfur geſucht werden, auch mit 22, 23, ja ſogar mit 24 Piaſter. Auf die 7 Punkte in der Agraffe und 9 Punkte im Diadem, ſo wie die Buchſtaben SF ſieht man hier nicht, ſo wie es in Abyſſinien und Arabien der Fall iſt. Kupfergeld iſt keins im Umlauf und einzelne Silberpiaſter ſo wenige, daß man für 9 Piaſter einen Piaſter Wechſelgeld zahlen muß, um dafür einzelne Piaſterſtücke zu erhalten. Außerdem iſt noch eine Scheidemünze von Eiſen, Haſchias genannt, in Umlauf, die ſchon unter der Regierung Darfurs geſchlagen wurde und gegenwärtig noch beibehalten wird. Dieſe iſt ein Stück Eiſen in der Form eines zweiſpitzigen abgeſtumpften Ankers, ungefähr 2 bis 3 Zoll lang. In den frühern Zeiten galten 150 Stück einen Thaler, ſpäter kamen ſie bis auf 250 Stück, allein jetzt iſt der Werth

800 Stück für einen Thaler oder 1 Para das Stück. Das Gewicht iſt das von Aegypten, der Cantar zu 100 Rottoli, auch zu 112 oder zu 44 Oken. Das Rottolo zu 144 Dram. Die Oke zu 400 Dram. 44 Oken machen ungefähr 100 Wiener Pfund. Das Getreidemaaß iſt der Ardeb zu 24 Mith, 2 Ardeb ſind 3 Stajo von Trieſt. Ordinäre Baumwollenzeuge gehen auch für baares Geld aus einer Hand in die andere, und bei kleinem Verkehr vertritt eine halbe Schale Dochen oder zwei Handvoll die Stelle von Geld. Das Ellenmaaß iſt vom Ellenbogen bis zum Zeigefinger und vier Querfinger noch dazu.

Sechzehntes Capitel.

Sklavenjagden Mehemed Ali's im Allgemeinen. *)

Mehrere Reiſende, welche den Orient und vorzugsweiſe Aegypten beſucht haben, erwähnen, und im Allgemeinen mit Recht, die menſchliche Behandlung der Sklaven daſelbſt; doch wenigen aber wird die unmenſchliche Art und Weiſe bekannt ſeyn, wie dieſe armen Geſchöpfe in dieſes Joch gelangen. Es iſt zwar eine aber doch nur ſehr geringe Entſchädigung, welche die Türken, Araber und andere Völker ihren Sklaven für den Verluſt der Freiheit durch eine beſſere Behandlung geben; allein leider, daß nur ſehr wenige von dieſen Unglücklichen ſich deſſen erfreuen, da beinahe die Hälfte derſelben noch vor dem Anlangen an ihren Be-

*) Dieſes ſo wie das nachfolgende Capitel habe ich dem Hrn. Dr. Madden aus London, welcher von der engliſchen Geſellſchaft zur Abſchaffung des Sklavenhandels nach Aegypten abgeſchickt wurde, in Abſchrift mitgetheilt, nachdem ich ſowohl von ihm als auch mehreren andern darum dringend angeſucht wurde, da dieſem genannten Herrn alle ſicheren Nachrichten über die in den Ländern des Paſcha von Aegypten ſtattfindenden Sklavenjagden mangelten. Ich habe dieſes mit der größten Bereitwilligkeit gethan, weil man auf Grund desſelben in der Folge an Mehemed Ali Vorſtellungen zu machen und dadurch zu erzwecken beabſichtigt, ſo viele Tauſende unglücklicher Opfer zu retten. Auch iſt das ſiebzehnte Capitel in dem Londoner Blatte The British and Foreign Anti-Slavery Reporter Vol. II, No. 28 vom 13 Januar 1841 erſchienen.

ſtimmungsort durch rohe und barbariſche Behandlung zu Grunde gehen muß. Der Vicekönig von Aegypten läßt jährlich ein- bis zweimal eine förmliche Jagd in den Gebirgen Nuba's und den angränzenden Orten veranſtalten, um ſich entweder mit Liſt oder Gewalt einer großer Anzahl dieſer unglücklichen Geſchöpfe zu bemächtigen, und mit ſolchen werden ſtatt des baaren Geldes ſeine Truppen in Kordofan bezahlt, theils aber die Staatseinkünfte durch den Verkauf vermehrt. Wodurch dieſes Verfahren ſich allenfalls entſchuldigen ließe, überlaſſe ich dem Urtheil meiner Leſer, und enthalte mich ſonach einer jeden weiteren Bemerkung, um ſo mehr als der Zweck dieſer meiner Skizze kein anderer als der iſt, von den von Mehemed Ali veranlaßten Sklavenjagden eine treue Beſchreibung zu geben. Man hat zwar in mehreren europäiſchen Zeitungen erwähnt, daß dieſe Jagden auf Befehl des Vicekönigs und zwar bei Gelegenheit ſeiner Anweſenheit in Sennaar eingeſtellt wurden, ich kann jedoch verſichern, daß es nur bei dem Befehl blieb, dieſe Menſchenraubzüge aber wie früher ſtattfinden. Die Grauſamkeit, mit welcher hiebei zu Werke gegangen wird, kann keine Feder beſchreiben, und ich bin überzeugt, daß Mehemed Ali, wenn er alles erfahren könnte, ungeachtet ſeines ſpeciellen Intereſſes, ſeine Officiere für dieſes unmenſchliche, das Gefühl empörende Benehmen ſtrenge beſtrafen ließe — doch leider iſt die Entfernung von dieſen unglücklichen Provinzen viel zu groß, als daß das Wehgeſchrei der Elenden ſein Ohr erreichen könnte, und die, deren Pflicht es wäre eine ſolche Anzeige zu machen, ſind zu ſehr dabei ſelbſt betheiligt. Dieſes blutige Loos trifft am meiſten die unglücklichen Bewohner der Gebirge Nuba's. Im Jahr 1825, alſo vier Jahre nach der Eroberung, ſchätzte man die Zahl der in die Sklaverei Abgeführten gegen 40,000, und bis zum Jahr 1839 ſind es zum wenigſten 200,000, ohne die vielen Tauſende zu rechnen, welche durch die Bakara geraubt und von den Djelabi aufgekauft werden. Sobald die Regenzeit vorüber iſt, wird dieſer Raubzug, Gaſua *) genannt, begonnen und hierzu die nöthige Anzahl Kamele requirirt. Wie groß die Zahl letzterer ſeyn muß, kann man leicht berechnen, wenn man weiß, daß ein jeder ein-

*) Gaſua bedeutet urſprünglich einen Kriegszug gegen die Ungläubigen, und iſt dasſelbe Wort, nur anders ausgeſprochen, wie das in Algier jetzt ſo oft gehörte Razzia. A. d. R.

zelne Infanterist ein Kamel erhält und außer diesen zur Fortbringung der Waffen, Munition, Zelte und sonstiger Bedürfnisse beinahe eine doppelte Anzahl erforderlich wird. Doch dieses verursacht dem Commandanten die geringste Sorge, denn da in den ägyptischen Ländern alles als Eigenthum der Regierung betrachtet wird, so kostet es wenig Mühe das Erforderliche aufzutreiben. Die Soldaten nehmen alles weg wo sie etwas finden, und in wenig Tagen ist das Nothwendigste beisammen. Auf Lebensmittel wird nicht viel Bedacht genommen, da mit der Regenzeit auch zugleich die Ernte vorüber ist und die Soldaten aus mehrjähriger Erfahrung recht gut wissen, wo sie die von den armen Negern mit saurem Schweiß erworbenen und vor der Habsucht dieser Unmenschen verborgenen Vorräthe aufsuchen müssen. Die Provinz Darhammer wird besonders für die Stellung der erforderlichen Kamele hart mitgenommen; da jedoch die Mehrzahl aus jungen Thieren besteht, die noch keine Last auf dem Rücken getragen haben und sohin zum Auf- und Abladen, so wie zum Auf- und Absitzen förmlich abgerichtet werden müssen, so erhält ein jeder Soldat sein Kamel 10 bis 14 Tage vor dem Ausmarsche, und in dieser Zeit wird das erforderliche Exerciren täglich Vor- und Nachmittags vorgenommen. Es gewährt einen wirklich imposanten Anblick, so viele hundert Kamele auf einer großen Strecke beisammen zu sehen und wie diese hartköpfigen Thiere das Niederlegen lernen müssen. Ein bereits abgerichtetes Kamel zeigt beim jedesmaligen Niederlegen den größten Zorn und stößt ein grauenerregendes Geschrei hervor, man denke sich sohin eine so bedeutende Anzahl noch unabgerichteter Thiere, welche öfters mit Stricken zur Erde gezogen werden müssen, daher den größten Zorn zeigen und ein furchtbares Geschrei ausstoßen, und man wird sich leicht ein kleines Bild des Exercirplatzes entwerfen können. Sehr oft geschieht es, daß ein unbeholfner Reiter beim Aufsitzen, das heißt beim Aufstehen des Kamels abgeworfen und auch beschädigt wird. Doch auch hier bewährt sich's, daß dem Willen des Menschen die Thiere unbedingt gehorchen müssen, und in wenigen Tagen sieht man diese vorher so unbeholfenen und unwilligen Geschöpfe auf ein kleines Zeichen seinem Reiter gehorchen. Die Expedition zu der Sklavenjagd besteht gewöhnlich aus 1000 bis 2000 Mann regulärer Infanterie, 400 bis 800 Magrebinen mit Flinten und

Piſtolen bewaffnet, 300 bis 1000 Landeseinwohnern zu Fuß mit Schild und kleinen Wurflanzen, wovon jeder 3 bis 5 Stück in einem kleinen ledernen, an eine Schnur befeſtigten und über der Schulter hängenden Beutel vorräthig hat, und 300 bis 500 Landeseinwohnern auf Dromedaren mit Schild und Lanzen. Beſonders gut nehmen ſich die Dromedarreiter aus; nackend, bloß mit einem kleinen Stück Baumwollenzeug um die Lenden, zeigen ſie eine Behendigkeit, die beinahe unglaublich ſcheint. Auch dieſe exerciren eine beſtimmte Zeit vor dem Ausmarſche, und ihr Schreien bei dem Angriffe, welcher ſtets in Maſſe und im ſtärkſten Lauf der Dromedare geſchieht, das Pfeifen der Lanzen in der Luft, die Haare, welche im Winde flattern und dem Reiter ein fürchterliches Ausſehen geben, ſo wie die länglichen Schilde, welche ihren Körper zum größten Theil bedecken; alles dieß zuſammen genommen kann auch den beherzteſten Menſchen aus der Faſſung bringen. Ich war bei ihren Uebungen ſtets zugegen, und ich kann verſichern, daß nur in der Länge der Zeit es mir möglich ward dieſen Anblick ohne ein geheimes Grauen zu ertragen, ungeachtet ich unter dieſen Menſchen lebte und nicht das geringſte zu befürchten hatte; dieſe Leute ſind in ſolchen Augenblicken beinahe wie außer ſich, und man hat Mühe auch den Bekannteſten von ihnen zu erkennen, ſo ſehr wiſſen ſie durch das Schreien ihre Geſichtszüge zu entſtellen.

Sobald alles gehörig vorbereitet iſt, ſetzt ſich der Zug in Marſch. Gewöhnlich werden noch 2 bis 4 Stück Feldkanonen und Brod nur für die erſten 8 Tage mitgenommen. Ochſen, Schafe und ſonſtiges erforderliches Schlachtvieh wird ſchon in Kordofan, welches ſeine Abgaben bereits geleiſtet hat, mit Gewalt genommen. Wo eine Heerde weidet oder bei der Tränke iſt, wird das Vieh geraubt, und hiebei keine Rückſicht genommen ob es bloß einem Einzelnen gehöre oder Mehreren zuſammen; man macht keine Repartition über den Bedarf, wen es trifft, den trifft es, und keiner Einwendung, keiner Klage wird Gehör gegeben, denn — der Gouverneur iſt ſelbſt gegenwärtig.

Sobald man an die erſten Berge Nuba's gelangt, ſo werden die Einwohner aufgefordert die erforderliche Zahl Sklaven als Contribution zu ſtellen. Gewöhnlich geſchieht ſolches gutwillig, weil dieſe armen Menſchen zu nahe an Kordofan wohnen und zu

ſehr überzeugt ſind, daß ſie durch ein hartnäckiges Weigern nur einem weit ſchrecklicheren Loos ſich ausſetzen würden. Geſchieht nun die Abgabe von Sklaven gutwillig, ſo wird dieſer Berg verſchont. Gewöhnlich mangelt ſchon um dieſe Zeit das Brod, und man begnügt ſich nicht bloß mit den Sklaven, auch berückſichtigt man nicht, ob dieſe armen Leute eine gute oder ſchlechte Ernte gehabt haben, ſondern das Nöthige muß entweder gutwillig hergegeben werden oder wird mit Gewalt genommen, wobei nun die Soldaten die verborgenen Vorräthe vortrefflich aufzufinden wiſſen, ja öfters läßt man den Unglücklichen nicht ſo viel, daß ſie des andern Tags Brod hätten. Nun geht es weiter zu den andern Bergen. Hier betrachtet ſich das Streifcorps als in Feindes Land; man lagert ſich in der Nähe desjenigen Berges, den man den künftigen Tag oder wenn es die Zeit zuläßt, ſogleich ſtürmen will. Bevor der Sturm wirklich geſchieht, ſucht man noch die Sache in Güte abzumachen, ein Parlementär wird auf den Berg und zum Scheikh geſandt und letzterer aufgefordert, ſich in das Lager zu verfügen und die von dem Commandanten anbefohlene Zahl Sklaven mitzubringen. Iſt nun dieſer mit ſeinen Untergebenen übereins oder fühlt er ſich zu ſchwach ſich vertheidigen zu können, ſo wird, um allem weiteren Blutvergießen vorzubeugen, der Aufforderung Genüge gethan und die beſtimmte Zahl Sklaven geliefert. Und nun ſchreitet man zur Aushebung derſelben. Gewöhnlich ſind es Freiwillige, die ſich für ihre Mitbrüder aufopfern und um dieſe von einem harten Looſe zu befreien, ſich einem weit härteren ſelbſt unterwerfen. Es fallen hiebei Scenen vor, welche das Herz eines fühlenden Menſchen brechen können. Denn wer trennt ſich gerne von ſeiner Heimath, von ſeinen Eltern, Geſchwiſtern und Angehörigen, oder verläßt gerne die Hütte, die ihn von ſeiner Geburt an geborgen und wo er im Kreiſe ſeiner Lieben ſo vergnügte Stunden zugebracht hat? Wer geht gerne einer ſo ſchrecklichen Zukunft entgegen, die ihm nichts als Elend, Grauſamkeit und was noch das wünſchenswerthere iſt, den Tod verheißt? — Und doch ſieht man die Nothwendigkeit ein, daß es einer ſeyn muß der ſich opfert; öfters ſtreitet ſich der Vater mit ſeinem Sohne, der Bruder mit dem Bruder, wer ſich freiwillig in die Sklaverei begeben ſoll, denn jeder möchte den andern retten und ſich opfern. Das Bewußtſeyn, unter die Hände dieſer

gefühlloſen Türken zu fallen, wo ihrer nichts als Elend und Qualen warten welchen ſie unterliegen müſſen; das Gefühl, alles was einem lieb und theuer iſt, zu verlaſſen, auf immer zu verlaſſen, muß ſie gänzlich zu Boden drücken. Trauernd und weinend ſcheiden ſie, drücken den letzten Kuß auf die Wangen ihrer Angehörigen und ſteigen in das Lager herab zu ihren herz- und gefühlloſen Quälern, und müſſen öfters noch mit Gewalt aus den Armen der Freunde und Verwandten geriſſen werden. Der Scheikh erhält gewöhnlich ein Kleid als Geſchenk für ſeine bereitwillig geleiſteten Dienſte. Es ſind aber auch nur ſehr wenige Berge, welche auf eine ſolche Aufforderung ſich dem Willen der Macht fügen; die meiſten Dörfer, welche eine vortheilhafte Lage haben und gewöhnlich an ſteilen Abhängen oder unzugänglichen Höhen liegen, die nur mit der äußerſten Mühe erſtiegen werden können, vertheidigen ſich auf das kräftigſte und kämpfen für ihre Freiheit mit einem Muthe, einer Ausdauer und Aufopferung, daß wir wenig ähnliche Beiſpiele in der Geſchichte aufzuweiſen haben. Nur ſehr wenige fliehen bei der Annäherung ihrer Verfolger, wenn ſie gleich durch eine Flucht in andere Gebirge ſich mit aller Habe und allem Gut retten könnten, um ſo mehr als ſie jedesmal bei Zeiten von der Ankunft ihrer Feinde benachrichtigt werden, allein ſie halten eine ſolche Flucht für ſchimpflich und ſterben lieber im Kampfe für ihre Freiheit. Wenn nun der Scheikh der an ihn geſtellten Aufforderung kein Gehör gibt, ſo wird beſchloſſen das Dorf zu ſtürmen. Die Cavallerie und die Lanzenträger umzingeln den ganzen Berg und die Infanterie ſucht die Höhen zu erklimmen. Früher beſchoß man die Dörfer und auch jene Plätze, wo die Neger ſich verſammelten, mit Kanonen; da aber bei der Ungeſchicklichkeit der Kanoniere wenige oder gar kein Schuß Wirkung that, ſo achteten auch die Neger dieſes Vorſpiel nicht, vielmehr wurden ſie zu einer noch hartnäckigern Vertheidigung aufgemuntert. Der Donner der Geſchütze verurſachte ihnen anfangs mehr Angſt als die Wirkung derſelben, aber auch hieran gewöhnt achteten ſie in der Folge ſolches eben ſo wenig. Alle Eingänge zum Dorfe wurden mit Steinen oder ſonſtigen Hinderniſſen verrammelt, das Dorf auf zwei Tage mit Waſſer verſehen, indem die wenigſten Berge Quellen haben und das Waſſer vom Fuße derſelben geholt werden muß, alles Vieh und

ſonſtiges Eigenthum vorher auf den Berg gebracht, kurz nichts außer Acht gelaſſen, was zu einer zweckmäßigen Vertheidigung nöthig iſt. Die Männer, bloß mit Lanzen bewaffnet, beſetzen alle Punkte und die Weiber ſelbſt bleiben nicht unthätig, ſondern nehmen entweder perſönlich an dem Kampfe Theil oder ermuthigen durch ihr Schreien und Wehklagen ihre Männer, bringen ihnen Waffen zu, kurz alles mit Ausnahme der Kranken und Greiſe iſt thätig. Die Spitzen der hölzernen Lanzen tauchen ſie vorher in ein Gift, welches ſie neben ſich in einem irdenen Gefäße ſtehen haben und welches aus dem Safte einer Pflanze gepreßt wird. Dieſes Gift ſieht weißlich aus, wie geronnene Milch; welche Pflanze es iſt, konnte ich nicht erfragen, ſie halten dieß geheim und es iſt nur wenigen Perſonen in einem Dorfe bekannt; wie man mich verſicherte, ſo gibts viele Berge, auf welchen dieſes Geheimniß gar nicht bekannt ſeyn ſoll. Sobald der Commandant den Befehl zum Angriff gibt, ſo wird bei der Infanterie Sturm geſchlagen und der Berg erſtiegen. Tauſende von Wurflanzen, große Steine, Holzklumpen werden den Angreifern entgegengeſchleudert, hinter jedem Stein iſt ein Neger verſteckt, welcher entweder ſeine vergiftete Lanze auf ſeinen Feind wirft oder den Augenblick erlauert, wo ſein Gegner ſich dem Verſtecke nähert und ihm dann die Lanze in den Leib ſtößt. Die Soldaten, welche nur mit genauer Noth die ſteilen Anhöhen erklimmen können und ihre Gewehre auf den Rücken hängen müſſen, um ſich mit den Händen beim Aufſteigen zu helfen, ſind öfters die Beute der Neger, bevor ſie ſelbe noch zu Geſicht bekommen. Allein nichts ſchreckt dieſe Menſchenräuber; von Habſucht und Rache beſeelt achten ſie kein Hinderniß, ſelbſt den Tod nicht, auf die Leiche ſeines Cameraden tritt der Nachfolgende und hat für nichts anderes Sinn als Raub und Mord; ſo wird endlich das Dorf ungeachtet der furchtbarſten Vertheidigung genommen. Aber nun iſt die Rache ſchrecklich: Greiſe, Kranke, Weiber, ja ſelbſt das Kind im Mutterleibe werden nicht verſchont, die Hütten geplündert, das geringe Hab und Gut dieſer Unglücklichen geraubt oder verwüſtet, und was lebend in die Hände der Würger fällt, als Sklaven in das Lager herabgeführt. Wenn die Neger nun ſehen, daß ihre Vertheidigung nichts mehr nützt, wählen ſie, wenn man ſie nicht daran hindert, öfters den Tod, um der

Sklaverei zu entgehen, und es geschieht nicht selten, daß der Vater seinem Weibe, dann den Kindern und zuletzt sich selbst den Bauch aufschlitzt, um nicht lebend seinen Feinden in die Hände zu fallen. Andere suchen sich noch dadurch zu retten, daß sie in Höhlen kriechen und daselbst mehrere Tage ohne Nahrung zubringen; sie legen sich auf den Rücken, und in dieser Lage bleiben sie manchmal wohl acht Tagelang; man hat mich versichert, daß ein Mensch, wenn er die ersten drei Tage überwunden hat, sodann in einer ruhigen Lage auch die vollen acht Tage ohne Nahrung aushalten könne. Allein auch aus diesem Versteck wissen die Unmenschen sie entweder herauszuholen oder darin zu vernichten, denn mit Brennmaterialien, Pech, Schwefel ꝛc. versehen, suchen die Soldaten vor dem Eingange der Höhlen ein Feuer anzuzünden und den stinkenden Rauch hineinzutreiben, wo dann die armen Geschöpfe nothgedrungen herauskriechen und sich ihren Feinden ergeben oder umkommen. Ist nun alles gethan, um sich der Lebenden zu bemächtigen, so werden diese Unglücklichen in das Lager abgeführt, die Häuser geplündert, das Vieh mitgenommen, und mehrere hundert Soldaten sind sodann bemüht, den Berg nach allen Richtungen zu durchwühlen und die verborgene Ernte zu rauben, damit ja die noch Uebriggebliebenen, die so glücklich waren sich entweder zu flüchten oder in unzugänglichen Höhlen zu verstecken, bei ihrer Rückkehr nichts mehr finden, was ihr Leben fristen könnte.

Eine vieljährige Erfahrung hat die zu dieser Sklavenjagd verwendeten Truppen allmählich klüger gemacht; früher verlor wenigstens ein Drittheil, auch bei einigen Gelegenheiten selbst die Hälfte derselben das Leben, gegenwärtig beschränkt man sich meistens auf eine bloße Blokade, und nur im äußersten Fall wird gestürmt. Da wie früher erwähnt die wenigsten Berge Quellen haben und sonst eine jede Zufuhr abgeschnitten ist, so werden die armen Neger gezwungen sich zu ergeben; doch bevor dieses geschieht, erleiden sie die härtesten Qualen. Da diese Leute sich höchstens auf zwei Tage mit Wasser versehen, theils aus Mangel an Gefäßen oder sonstigen Wasserbehältern, theils weil sie glauben keine längere Zeit belagert zu werden, so geschieht es daß schon am dritten Tage der Blokade die Wassernoth eintritt. Man kann sich nichts schrecklicheres denken, als die Lage dieser Unglücklichen.

Die Angſt in die Hände der Türken zu fallen auf der einen Seite und der ſichere Tod des Verdurſtens auf der andern muß dieſe armen Geſchöpfe zur Verzweiflung bringen. Man bemerkt im Lager ſogleich dieſe Noth, denn das Schreien der Kinder, das Blöcken des Viehes, alles dieſes verräth die traurige Lage des Dorfes. Das Vieh läuft unruhig hin und her und wird am zweiten oder dritten Tage ſo gefährlich, daß man es tödten muß. Die Menſchen ringen verzweiflungsvoll mit dem Tode und ſuchen einen Ausweg zur Rettung, doch vergebens: die Blutjäger umgarnen ihr Wild viel zu ſicher, als daß ihnen eine lebende Seele entrinnen könnte. Mehrere dieſer Unglücklichen geben ſich und ihren Angehörigen lieber den Tod, um der Sklaverei zu entgehen, andere ſuchen in Höhlen ſich zu verkriechen und ſo dem ſchrecklichen Elend der Sklaverei zu entfliehen. Die andern halten Verſammlungen und berathſchlagen ſich wegen der Uebergabe des Platzes und der Ihrigen; doch alles das beunruhigt nicht ihre Würger; gelaſſen ſehen ſie allen dieſen Gräueln zu und erwarten bloß mit Ungeduld den Augenblick, wo ſie ihre Opfer in Empfang nehmen können.

Doch nicht bei allen Bergen iſt dieſes der Fall; mehrere derſelben beſitzen Quellen und können demnach nicht ſo leicht eingenommen werden. Hier muß man Gewalt anwenden, und es trifft ſich wohl ſehr oft, daß vorzüglich bei ſtark bevölkerten oder durch das Terrain begünſtigten Dörfern der Sturm mit großem Verluſte mehreremal abgeſchlagen wird, ja öfters wagt die Expedition gar keinen Angriff aus Furcht vor ſtarkem Verluſt, wie dieſes mit dem Berge Dayer, zwei Tagreiſen von Lobeid, der Fall war, welcher ſchon dreimal angegriffen, jedoch nie eingenommen wurde, und wo die Truppen den größten Verluſt erlitten. Aber auch in ſolchen Fällen wußte man mit teufliſcher Liſt den Untergang dieſer Unglücklichen zu befördern. Als Kurſchid-Paſcha, Gouverneur von Belled-Sudan, einen Berg im Lande der Scheluk angriff, jedesmal mit Verluſt zurückgeſchlagen wurde und zuletzt die Ueberzeugung gewann, daß jeder Angriff nutzlos und der eigene Verluſt zu groß würde, erſann er folgende Liſt, die bei einem andern als ſolch gutmüthigem Volke nicht leicht gelingen würde, doch hier gelang ſie. Er lagerte ſich am Fuße des Berges, ohne denſelben einzuſchließen und blieb daſelbſt mehrere

Tage ruhig; hierauf ſandte er eines Tages einen ſeiner Soldaten in das Dorf mit dem Erſuchen, ſeinen Leuten im Lager, welche an allen Lebensmitteln Mangel litten, 400 Schüſſeln mit Speiſen zu verabfolgen, und ließ ſie zugleich verſichern, daß ſie nicht das Geringſte mehr von ſeiner Seite zu befürchten hätten, daß er nie mehr einen Angriff auf das Dorf machen und ſich gleich nach Empfang der Lebensmittel mit ſeinem Corps entfernen wolle. Dieſe gutmüthigen Neger, welche an gar nichts Arges dachten, allen Haß gegen ihre Feinde vergaßen und bloß deren ſcheinbar unglückliche Lage vor Augen hatten, waren ſogleich bereitwillig dieſem Geſuch zu entſprechen und die verlangten Lebensmittel zu liefern. Die Speiſen wurden zubereitet und 400 erwachſene Perſonen brachten die geforderte Anzahl Schüſſeln zu ihren Verfolgern in das Lager. Doch nun wurden ſie ſchrecklich getäuſcht; denn ſobald ſie auf den erhaltenen Befehl die Schüſſeln zur Erde ſtellten, wurden ſie auf ein von Kurſchid-Paſcha gegebenes Zeichen von allen Seiten umringt und, ohne daß nur ein Schuß geſchah und an eine Gegenwehr gedacht werden konnte, zu Gefangenen gemacht.

Bei denjenigen Bergen, welche durch Abſchneiden der Zufuhr der nöthigen Lebensmittel und vorzugsweiſe des Waſſers zur Uebergabe gezwungen werden und dieſe nach vorhergegangener Berathſchlagung wirklich geſchieht, müſſen die armen Unglücklichen ſich in das Lager begeben; doch ſchrecklich iſt der Zuſtand derjenigen Bewohner, welche ſich vertheidigt oder einige Zeit die Blokade ausgehalten haben. Theils von den Mühſeligkeiten des Kampfes noch mehr aber durch den Mangel an Waſſer gänzlich entkräftet, können ſie ſich kaum aufrecht erhalten und müſſen im ſtrengſten Sinne des Worts hinuntergeſchleppt werden; hier werden ſie zwar mit dem Erforderlichen erquickt, doch ihnen nur eine kurze Zeit zur Erholung gegönnt. Für diejenigen aber, welche ſo kraftlos ſind, daß ſie nicht einmal fortgeſchafft werden können, hat man doch ſo viel Barmherzigkeit und Mitleiden das nöthige Waſſer hinaufzuſenden; man muß dieſen Unglücklichen vorerſt etwas Waſſer über den Kopf gießen und ſie nach und nach nur ein wenig trinken laſſen, damit ſie nicht durch einen ſchnellen Genuß getödtet werden. Doch die größten Leiden ſind noch nicht überſtanden, und öfters würden wohl dieſe armen Geſchöpfe, wenn ſie es vorherſehen könnten, einen freiwilligen Tod dem ſchrecklichen Looſe, das

ſie erwartet, vorziehen. Alle Arten von Mißhandlungen müſſen ſie von ihren Peinigern erdulden; Kolbenſtöße, Bajonnettſtiche und Peitſchenhiebe ſind die gewöhnliche Aufmunterung, wenn ſo ein Elender, durch phyſiſche und moraliſche Leiden geſchwächt, ſich nicht aufrecht erhalten kann. Denn man kennt bei dieſen Transporten kein Mitleiden, und da kein perſönliches Intereſſe die Erhaltung eines ſolchen Unglücklichen befördert, ſo handelt es ſich bloß darum, eine mögliche Flucht ganz zu hindern. Die Djelabi behandeln wohl ihre Sklaven mit mehr Mitleiden, allein hier kommt der eigene Vortheil ins Spiel, denn da jeder derſelben als ein Capital betrachtet wird, ſo wird auch alles mögliche angewendet, durch eine beſſere und menſchlichere Behandlung die Perſon eines Sklaven zu erhalten und ſohin keinen Verluſt zu erleiden. Die Türken aber, welche alles dieſes nicht zu berückſichtigen haben, gehen mit den Gefangenen viel ſchlimmer um als mit einem Thiere. Sobald die 3—600 oder auch 1000 Sklaven beiſammen ſind, werden ſie unter Escorte von Landvolk und ungefähr 50 Soldaten unter dem Commando eines Officiers nach Lobeid geſandt. Um nun dem Entweichen vorzubeugen, wird den Erwachſenen eine Scheba an den Hals gelegt. Dieſe Scheba iſt ein junges Bäumchen von ungefähr 6—8 Fuß Länge und 2 Zoll Dicke, welches vorne eine Gabel behält; dieſe wird nun dem armen Geſchöpf ſo an den Hals gebunden, daß der Stamm des Bäumchens nach vorne kömmt, die Gabel ſelbſt wird hinten am Halſe mit einem Querholze geſchloſſen aber mit Riemen aus einer friſchen Haut gebunden, und in dieſer Lage iſt der Sklave genöthigt, um nur gehen zu können, den Baum in die Hände zu nehmen und vor ſich zu tragen; allein dieſes kann keiner eine längere Zeit aushalten, und ſo nimmt zur Erleichterung der Vordermann den Baum des Hintermannes, und ſo einer den des andern auf die Schultern. Es iſt eine Unmöglichkeit den Kopf herauszuziehen, dagegen aber iſt es bei allen der Fall, daß ſie den ganzen Hals wund reiben, was ſehr oft Entzündungen hervorbringt, die auch wohl den Tod zur Folge haben. Knaben von 10—16 Jahren, welche eine ſolche Scheba nicht ertragen können, werden zwei zu zwei mit hölzernen Klammern an den Händen aneinander gebunden; dieſes geſchieht, indem man dem einen das Holz an der rechten und dem andern an der linken Hand ober dem Handgelenke anlegt und dieſes ſo-

dann feſt zuſchnürt; die Hölzer ſind an den Enden etwas ausgehöhlt, damit die Hand hineinpaßt; dieſe Aushohlung aber gewöhnlich ſo enge, daß die Haut aufgerieben wird und dadurch bösartige Geſchwüre entſtehen; doch würde auch die Hand abfaulen, es erfolgt keine Erleichterung und die Klammer wird vor der Ankunft in Lobeid nicht abgenommen. Andere von dieſen Knaben werden ebenfalls zwei und zwei mit Riemen an den Obertheilen des Arms aneinander gebunden. Man kann ſich demnach leicht eine Vorſtellung machen, wie beſchwerlich dieſen armen Geſchöpfen das Gehen wird und welche Schmerzen ſie unterwegs auszuſtehen haben; dabei haben ſie außer einer äußerſt ſchlechten Koſt noch andere Mißhandlungen zu erdulden, wenn ihnen die Kräfte ſchwinden und ſie zum Weitergehen zu ſchwach werden. Kinder unter dem bemerkten Alter, ſo wie Mädchen, Weiber und alte Männer läßt man frei gehen. Manche Mutter trägt ihren Säugling am Arm, der kaum ſeit wenigen Tagen zur Welt kam, eine andere muß wohl auch 2—3 ihrer Kinder, die zu klein und ſchwach ſind, ſelbſt laufen zu können, auf dem Rücken und den Armen tragen. Greiſe, die am Stabe wanken, Kranke und Verwundete werden von ihren Töchtern, Weibern oder Verwandten in die Mitte genommen und ſo langſam fortgeſchleppt, ja wohl meiſtens abwechſelnd getragen; bleibt einer von dieſen Unglücklichen einen Schritt hinter der Colonne zurück, ſo wird er ſogleich mit Kolbenſtößen oder Peitſchenhieben zum Weitergehen aufgemuntert. Wird es aber einem ſolchen auch dann nicht mehr möglich ſich fortzuhelfen, ſo werden 10 bis 20 derſelben mit der Hand an einen Strick gebunden, das eine Ende hievon an den Sattelknopf eines Kamels befeſtigt und die Halbtodten ſo weiter geſchleppt; kann einer oder der andere ſich nicht forthelfen und ſinkt auch wohl um, ſo wird kein Erbarmen gezeigt, dieſer Unglückliche wird nachgezogen und, wenn er auch ſein Leben aushaucht, vor der Ankunft an dem beſtimmten Ruheplatze nicht losgebunden. Bevor die Karawane Halt macht, iſt nicht daran zu denken, daß einem oder dem andern Entkräfteten eine Labung an Speiſe und Trank gereicht werde, der gefühlloſe Türke kennt da kein Mitleiden, kein Erbarmen; wenn auch nur ein Tropfen Waſſer den Ermatteten wieder zu ſich bringen könnte, er erhält es nicht und muß zu Grunde gehen. Gelangt nun die Karawane an einen Ort,

ASHMOLEAN OXFORD MUSEUM

der zum Ausruhen vorher bestimmt war, so werden die Geschleiften losgemacht; die Todten und auch die ganz entkräfteten Lebenden ohne alle Barmherzigkeit abseits in den Sand geworfen und letztere ihrem Schicksal überlassen. Kein Bitten, kein Flehen erweicht das Herz ihrer Peiniger. Es ist nicht einmal dem Weibe oder dem Kinde erlaubt von ihrem sterbenden Vater Abschied zu nehmen, ihm den letzten Scheidekuß auf die Lippen zu drücken. Keiner darf sich einem solchen Unglücklichen nähern, er wird seinem Schicksale überlassen. Kein Stück Brod, kein Tropfen Wasser wird zurückgelassen. Der Zurückbleibende muß verschmachten, wobei er noch zu allem diesem bei vollem Bewußtseyn einen so schrecklichen Tod vor Augen hat. Nach 6 bis 14 Tagen langt der Transport in Lobeid an, und da ist es bei der unmenschlichen Behandlung der Gefangenen wohl kein Wunder, wenn mehr als der zehnte Theil auf dem Transport zu Grunde gegangen ist; man nimmt jedoch keine Notiz hievon, denn es ist Eigenthum der Regierung und kein eigenes Interesse dabei zu berücksichtigen. In Lobeid bleiben die Sklaven so lange beisammen, bis alle Transporte angelangt sind; hierauf geschieht die Vertheilung. Die Tauglichsten von ihnen werden zum Militär genommen und die andern Erwachsenen im Werthe von 300 Piaster an die Soldaten in Kordofan statt des rückständigen Soldes abgegeben; die Jüngern haben verschiedene Preise. Die Soldaten sind dann gezwungen, solche wieder an die Sklavenhändler zu verkaufen, um baares Geld oder Geldeswerth zu erhalten, öfters stirbt der allzu abgemarterte Sklave oder hat wegen hohen Alters und sonstiger Gebrechen nicht den vollen Werth, und so verliert dann auch der Soldat, der ohnedieß selbst bei einem mehrmonatlichen, fast immer jährlichen Soldrückstand nur den halben Antheil erhält, auch diesen ganz. Oftmal geschieht es, daß der Vater den Sohn oder der Sohn den Vater oder eines seiner Geschwister zum Sklaven erhält und nothgedrungen ist denselben zu verkaufen, um seinem Cameraden, mit dem er theilen muß, seinen Antheil herausgeben zu können. Sowohl Officiere als Soldaten müssen diese Sklaven um den festgesetzten Preis anstatt baaren Geldes annehmen, erhalten aber gewöhnlich immer weniger von den Djelabi. Was noch übrig bleibt, wird auf dem Marktplatze an die Meistbietenden verkauft.

Siebenzehntes Capitel.

Sklavenjagd in den Jahren 1838 und 1839.

Gegen das Ende des Jahres 1838 wurde von dem Vicekönig an die Provinz Kordofan der Befehl ertheilt 5000 Sklaven zu ſtellen. Die letzten Tage des Monats Novembers 1838 ſetzte ſich das hiezu beorderte Corps, beſtehend aus 2400 Mann Infanterie, 750 Mann Mograbinen (Beduinen zu Pferde), 200 Mann irreguläre Cavallerie, 300 Dromedarreitern und 1200 Landeseinwohnern mit Schild und Lanze bewaffnet nebſt drei Kanonen in Marſch. Dießmal erhielten bloß zwei Infanteriſten zuſammen ein Kamel, weil man die ganze Zahl nicht ſo ſchnell auftreiben konnte und überdieß noch zum Fortbringen des Waſſers, der Zelte u. ſ. w. eine große Anzahl erforderlich war. Lebensmittel und Schlachtvieh, ſo wie die nöthige Fourage für die Pferde wurde nur auf wenige Tage mitgenommen, indem man nach dieſer Zeit durch Raub und Plünderung das Nöthige herbeizuſchaffen hoffte. Ein Berg, welcher ſchon in den frühern Jahren durch die Truppe Mehemed Ali's ſowohl als die räuberiſchen Bakara ohnedieß genug erlitten hatte und daher größtentheils entvölkert war und einer der erſten an der Gränze der freien Nuba iſt, wurde zuerſt aufgefordert ſich zu ergeben. Der Scheikh kam auch ſogleich in das Lager und lieferte ſich mit allen ſeinen Untergebenen, beſtehend in 196 Köpfen, an die Türken aus, er ſelbſt erhielt die Freiheit und ein Kleid zum Geſchenk, den jungen Männern aber wurde die Scheba angelegt und die Geſammtzahl des andern Tags nach Lobeid abgeführt. Der Scheikh erzählte mir ſelbſt, daß vor ungefähr achtzehn Jahren, als die Türken das erſtemal hinkamen, die Bevölkerung dieſes Berges aus mehr als 3000 Seelen beſtand, allein durch die jährliche Abgabe von Sklaven, die jedoch von den ungenügſamen Türken faſt jedesmal um das Zehnfache vermehrt wurde, bis auf 196 herabſchmolz. Dieſe Gefangenen wurden noch menſchlich behandelt, auch fand kein Selbſtmord unter ihnen ſtatt, denn ſie ſahen das Unmögliche eines Widerſtandes ein und ergaben ſich gutwillig in ihr herbes Schickſal. Als aber bei den Truppen das Brod ausging und bei dem armen Volke nur ein geringer Vorrath von Dochen aufgefunden wurde, ſah man ſich genöthigt

weiter vorzurücken. Der nächste Berg wurde angegriffen, doch wie wurden die Soldaten in ihrer Erwartung betrogen als sie alles leer fanden. Die Einwohner, von der Ankunft des Zuges in Kenntniß gesetzt, hatten sich mit allen Habseligkeiten und allem Vieh geflüchtet; nichts als die leeren Hütten standen da, welche man auch sogleich anzündete und mit allem was sich noch vorfand, zerstörte. Nun ging es zu dem dritten Berge. Die Einwohner, fest entschlossen, um jeden Preis ihre Freiheit zu vertheidigen und lieber den Tod zu erleiden als sich in die Hände der Türken zu liefern, boten alles auf, um einen hartnäckigen Widerstand leisten zu können. Das Dorf wurde gestürmt, der Sturm einigemal abgeschlagen, doch nach einem erneuerten Angriff endlich genommen. Allein schrecklich war die Scene, die sich nunmehr dem Auge darbot. Von 500 Seelen, die das Dorf bewohnten, fand man bloß 188 am Leben. Alle Hütten waren mit Leichen von Jung und Alt angefüllt; wer nicht mit der Waffe in der Hand und im Kampfe blieb, gab sich selbst den Tod, um der Sklaverei zu entgehen. Nachdem die Gefangenen abgeführt waren, wurde alles geplündert und die Leichen unbeerdigt liegen gelassen. Welch ein trauriger Anblick für die Wenigen, die noch so glücklich waren durch die Flucht diesem Unglück zu entkommen? Was fanden sie bei ihrer Rückkehr? Nichts als Schutt und Leichen. Da den Truppen Ruhe zu gönnen war, wurde ein Lager bezogen und ein Theil derselben ausgesandt, um Lebensmittel zu requiriren. Ein solches Lager, welches fast jedesmal in einer ebenen Gegend aufgeschlagen wird, besteht aus einem unregelmäßigen Viereck, welches mit Dornhecken, Gesträuchen, auch öfters mit Steinen eingezäunt wird und in welches man die reguläre Infanterie nebst dem Geschütz und dem Gepäcke stellt. Die Cavallerie und Lanzenträger lagern außerhalb desselben. Von Ausstellung zweckmäßiger Vorposten, den sonstigen taktischen Vorkehrungen weiß man gar nichts; man beschränkt sich bloß auf die Vertheidigung gegen einen Ueberfall, weil die Neger sehr oft des Nachts einen Angriff unternehmen, der bei der großen Sorglosigkeit der Truppen den letztern verderblich werden könnte. Doch bleibt man gewöhnlich nur eine kurze Zeit im Lager, was auch hier der Fall war, denn sobald die Soldaten sich etwas erholt hatten und einige Lebensmittel herbeigeschafft waren, wurden die Zelte abgebrochen und der Marsch

gegen den nächſten Berg, welchen man angreifen wollte, fortgeſetzt. Die Cavallerie war auf ungefähr eine halbe Stunde Entfernung vorausgeſandt, um den Berg zu umzingeln. Als ſie jedoch in die Nähe desſelben kam, wurde ſie von den Einwohnern, welche von der Ankunft der Türken bereits unterrichtet waren, und zwar ohne daß man ihr Anrücken früher wahrnehmen konnte, angegriffen. Die Neger, ſehr ſtark an Zahl und bloß mit Schild und Lanze bewaffnet, brachen mit Ungeſtüm aus ihrem Hinterhalt hervor; mit einem furchtbaren Geſchrei, welches von den ihre Männer begleitenden Weibern noch vermehrt wurde und dem Lu, Lu, Lu, Lu der arabiſchen Weiber ganz gleicht, warfen ſie ſich auf die Feinde; hiedurch ganz aus der Faſſung gebracht und auch nicht Willens den Angriff der Neger abzuwarten, kehrte die Cavallerie ſogleich um und ergriff die Flucht; einer der Anführer der Beduinen, welcher ein ſehr ſtättiges Pferd ritt, das nicht ſogleich den andern folgen wollte, wurde umzingelt, er ergriff ſeine Flinte, um ſolche gegen die erſten Angreifer abzufeuern, doch dieſe verſagte und bevor er von ſeinem Säbel und Piſtolen einen Gebrauch oder ſonſt zu ſeiner Vertheidigung ſich bereit machen konnte, ward er vom Pferde herabgeriſſen und ſogleich getödtet. Keiner der Seinigen machte auch nur die geringſte Miene den Anführer zu retten; jeder war bloß auf ſeine eigene Rettung bedacht. Man darf jedoch dieſe Flucht nicht einer Feigheit der Beduinen zuſchreiben; ſie ſchlagen ſich faſt durchgehends gut, wenn nicht, wie hier der Fall war, ihr Intereſſe gefährdet wird. Theils durch Liſt, theils durch ungeheure Verſprechungen, welche man jedoch nie erfüllt, werden dieſe Nomaden aus ihren heimathlichen Steppen gelockt und zu dieſen Sklavenjagden verwendet. Außer einer geringen Löhnung haben ſie ſonſt nichts anders zu erwarten als was ſie ſich ſelbſt durch Raub und Plünderung verſchaffen; trifft es ſich jedoch, daß ſie durch Zufall und ohne eigene Schuld auch ſelbſt im Kampfe ihre Pferde, welche perſönliches Eigenthum ſind, verlieren, ſo dürfen ſie nicht darauf rechnen von der Regierung Erſatz zu erhalten; hat einer nicht die Mittel um ſich ein anderes Pferd anzuſchaffen, ſo wird ihm wohl von der Regierung eines verabfolgt, der Preis hiefür jedoch von ſeiner ohnedieß unbedeutenden Löhnung abgezogen, und ſo muß wohl ein ſolcher mehrere Jahre umſonſt dienen. Ihr Scheikh oder erſter Anführer hat mir

dieß ſelbſt erzählt und verſichert, daß ſeine Beduinen, die man fälſchlich Mograbinen nennt, ſehr unklug handeln würden ihre Pferde bei einem Angriff, wo ſie nichts zu gewinnen hätten, einer Gefahr auszuſetzen; denn die Neger verſtehen es recht wohl im Gefechte mit der Reiterei eher das Pferd als den Reiter zu beſchädigen, weil ihnen der letztere ohnedieß nach dem Verluſte ſeines Thieres eine ſichere Beute wird. Als nun die Cavallerie hinter der Infanterie ſich wieder ſammelte, wurde von dem Befehlshaber der Angriff mit dem Fußvolke, jedoch erſt für den folgenden Tag, angeordnet. Wäre dieſer gelungen, ſo wäre auch das Blutbad fürchterlich geweſen, denn alles wollte den gefallenen Beduinen-Scheikh rächen. Doch dießmal ſtand es im Buche des Schickſals anders geſchrieben. Sobald der folgende Tag anbrach, wurde die Infanterie zum Sturme geordnet und die Cavallerie in Reſerve geſtellt. Kein Feind zeigte ſich und man vermuthete, daß die Neger in ihr Dorf, welches an einem ſehr ſteilen Abhange gelegen war, ſich zurückgezogen hätten und daſelbſt vertheidigen wollten. Das Vorrücken gegen dasſelbe geſchah nun mit der größten Vorſicht; einige Kanonenſchüſſe gegen das Dorf gerichtet thaten keine Wirkung. Alles blieb ruhig, doch plötzlich, als bereits das Vordertreffen den Fuß des Berges erreicht hatte und ſich zum Sturm bereitete, brachen von allen Seiten die Neger hervor und ſuchten die Angreifer einzuſchließen. Die Lage der letzteren war ſehr kritiſch, denn bloß den anzugreifenden Berg im Auge haltend überſahen ſie, daß noch zwei andere, welche dieſen flankirten, von einer eben ſo bedeutenden Anzahl Neger bewohnt waren, welche mit den Angegriffenen ſich vereinten und nun mit aller Macht ſich auf die Infanterie herabwarfen; kein Mann wäre entronnen, denn in einem ohnedieß engen Thale eingeſchloſſen konnte die Infanterie ſich kaum bewegen und von der Cavallerie war keine Hülfe zu erwarten. Alles wäre verloren geweſen, da die Neger wie ſchwarze Wolken von allen Bergen herabkamen und ſich auf den Feind ſtürzten; ihrem Angriffe hätte nichts widerſtanden, denn mit einer beiſpielloſen Wuth rannten ſie in den Kampf, achteten keine Schußwaffe, kein Bajonnett und wiſſen ihre Lanzen ſehr geſchickt zu gebrauchen. Doch der Commandant der ägyptiſchen Truppen, bei Zeiten die ihm drohende Gefahr erkennend, befahl ſogleich den Rückzug, und nun floh alles in wilder

Unordnung aus dem Thale. Die Cavallerie blieb auch nicht ſtehen, und ſo machten die Truppen erſt dann Halt, als ſie ſich außer dem Bereiche ihrer Feinde befanden. An die Erneuerung eines Angriffs war nun nicht mehr zu denken; denn einmal geſchlagen, kann dieſe Helden nichts auf der Welt bewegen wieder anzugreifen. Sie wiſſen auch wohl, daß die Neger einmal im Vortheil faſt unüberwindlich werden, da die Gewehre mit den Bajonnetten gegen die Waffen der Schwarzen keine großen Vortheile bieten, indem, wie ich vorher erwähnte, dieſe wilden Bergbewohner nichts achten und ſich blind in den Kampf ſtürzen. Ich ſelbſt überzeugte mich einigemal von der Unerſchrockenheit dieſer Menſchen.

Als die Truppen ſich wieder ſammelten und alles in Ordnung war, wurde der Zug fortgeſetzt, in einigen Tagen auch wirklich mehrere Berge genommen und die Gefangenen nach Lobeid geſandt. Nun nahm man die Richtung gegen eine von dem Nuba-Gebirge etwas ſüdlich gelegene Gegend, welche von einem andern Stamme bewohnt wird. Dieſer Stamm iſt ſowohl in Sprache als auch in Sitten von den Einwohnern Nuba's verſchieden. Man erkennt ſie ſogleich an den vielen meſſingenen Ohrringen, die ſie nicht in den Ohrläppchen, ſondern in dem oberen Theil des Ohres anbringen und wodurch dieſer ganz herabgezogen wird und den untern Theil bedeckt. Die Männer tragen faſt durchgehends oberhalb des Kinns den Zahn von irgend einem Thiere in der Länge von 1½ bis 2 Zoll; ſie ſtecken ihn ſchon in der Jugend durch ein Loch in der Haut und er wächst ſodann mit dieſer feſt zuſammen. In ihrer Lebensweiſe ſind ſie von den übrigen ſehr wenig verſchieden, doch auffallend iſt es, daß ſie bei dem Eſſen die Speiſen nicht ſo wie die andern Neger oder Türken und Araber mit den Fingern ergreifen, ſondern ſich hierbei einer Muſchel oder eines Stückchen Holzes in der Form eines Löffels bedienen. Das Dorf dieſes Stammes, auf einem äußerſt vortheilhaften Punkte des Berges gelegen, war ſchwer zu erſtürmen, und ſo beſchloß der Commandant, um keinen Verluſt zu erleiden und nachdem er die Nachricht erhalten hatte, daß der Berg kein Waſſer habe, denſelben einzuſchließen und die Neger durch Durſt zur Uebergabe zu zwingen. Acht Tage lang dauerte die Belagerung, und wie man ſpäter erfuhr, hatten dieſe armen Geſchöpfe, welche ſich zu einer Vertheidigung nicht ſtark genug fühlten, ſchon am vierten Tage

keinen Tropfen Waſſer mehr. Das Vieh wurde ſchon die erſten Tage getödtet, um den Waſſervorrath nicht zu ſchmälern, am ſechsten Tage waren ſchon mehrere Kinder und alte Perſonen aus Durſt umgekommen und am ſiebenten Tage die Sterblichkeit ſo groß, daß man beſchloß ſich zu ergeben. Mehrere riethen zwar zu einem Ausfall, doch erſchöpft wie ſie waren, ſahen ſie zu gut ein, daß dieſer von keinem Nutzen wäre, und als am achten Tage die Qualen des Durſtes Hunderte dahinſtreckten, auch viele in der Verzweiflung ſich mit ihren zweiſchneidigen Meſſern den Bauch aufſchlitzten und ſelbſt den Tod gaben, ergab ſich der Ueberreſt an die Feinde. Von mehr als 2000 Perſonen waren nur noch 1049 am Leben, der Ueberreſt theils verdurſtet, theils durch Selbſtmord umgekommen. Als man in das Dorf kam, fand man die Hütten mit Leichen angefüllt, in einigen derſelben aber einige dieſer Unglücklichen noch am Leben, jedoch ſo abgemattet und entkräftet, daß ſie ſich kaum auf den Füßen erhalten konnten; doch mit Kolbenſtößen und Peitſchenhieben wurden dieſe Armen aus den Hütten geholt und unter aller Art Mißhandlungen in das Lager geſchleppt, von hier aus aber nach Lobeid abgeſandt, wo unterwegs noch über 150 Perſonen durch Mißhandlungen zu Grunde gingen.

Am vierten Tage nach dem Abgange dieſes Sklaventransportes, als die Karawane Halt machte und die Gefangenen wie gewöhnlich in kleinen Abtheilungen ſich lagerten, konnte ein altes Mütterchen, von den früher ausgeſtandenen Leiden und dem langen Marſche ganz ermattet, nicht ſchnell genug den ihr angewieſenen Ort erreichen, und ein unbarmherziger Soldat verſetzte ihr mit dem Kolben ſeines Gewehrs einen ſolchen Stoß, daß ſie beinahe leblos zu Boden ſank. Ihr Sohn, welcher dieſe Mißhandlung ſah, ſtürzte ſich, ſeiner Gefühle nicht Meiſter, mit Wuth auf den Soldaten und verſetzte ihm mit der am Halſe befeſtigten Scheba einen ſolchen Schlag, daß auch dieſer zu Boden ſtürzte. Dieß war wie ein verabredetes Zeichen; alle Sklaven, welche eine Scheba trugen, warfen ſich auf die Soldaten und ſchlugen mehrere nieder, ſo daß, bevor dieſe ihre Gewehre ergreifen und die Bajonnette aufpflanzen konnten, 56 Neger durch die Nacht und den Wirrwarr im Lager die Flucht ergriffen und glücklich entkamen. Die Landeseinwohner, welche dieſem Transporte beigegeben waren,

blieben ruhige Zuſchauer, ein Beweis, welchen Antheil ſie an dieſen Blutjagden nehmen.

Die Haupttruppe hatte indeſſen ihren Marſch fortgeſetzt und abermals einen Berg erſtürmt — doch nicht ohne Verluſt. Das Dorf, auf einem ſteilen Abhange gelegen, konnte nur von einer Seite angegriffen werden, war hinlänglich mit Waſſer verſehen, an eine Blokade alſo nicht zu denken. So erfolgte der Sturm. Mit beiſpielloſer Wuth focht man von beiden Seiten. Jeder Schritt, den die Angreifer vorwärts drangen, mußten ſie mit ihrem Blute theuer bezahlen. Die Neger verrammelten alle gangbaren Stellen, benützten jeden Stein, jeden Baum und jede Erhöhung, hinter der ſie ſich verbergen konnten, und ſtürzten ſich auf den Feind, welcher nur mit großer Mühe die Höhe erklimmen konnte. Von der Schußwaffe konnte man keinen Gebrauch machen, denn auf Händen und Füßen kriechend waren die Soldaten außer Stande ihre Waffen zu ergreifen, und ſo wurden mehrere derſelben von den Negern mit der Lanze durchſtoßen, bevor ſie ſich noch aufrichten konnten, und im Herabſtürzen riſſen noch mehrere ihre Hintermänner mit ſich. Das Kanonenfeuer, welches gegen den Berg gerichtet wurde, blieb ganz ohne Wirkung und mußte endlich eingeſtellt werden, um nicht die eigenen Truppen zu beſchädigen. Der Kampf war furchtbar und der Ausgang desſelben längere Zeit ſchwankend, doch gelang es endlich den Soldaten auf der Höhe feſten Fuß zu faſſen und den Angriff mit dem Bajonnett zu machen; dieß war entſcheidend und das Dorf wurde ungeachtet des hartnäckigſten Widerſtandes der Neger in kurzer Zeit genommen. Nun war das Blutbad fürchterlich, alles was ſich wehrte wurde ſchonungslos niedergemacht; Kinder, Weiber und Greiſe mit Bajonnettſtichen niedergeſtoßen, die Hütten angezündet, alles geplündert, kurz mit einer unbeſchreiblichen Wuth gegen dieſe unglücklichen Geſchöpfe verfahren. Was lebend in die Hände der Sieger fiel, wurde ſogleich in das Lager herabgeſchleppt, diejenigen, welche ſich in Höhlen und Klüften zu verbergen ſuchten, mit Feuer und Rauch herausgejagt oder erſtickt, alle erdenklichen Gräuelthaten verübt und nicht eher nachgelaſſen, bis der letzte Mann dieſes unglücklichen Volkes entweder umgebracht oder in die Sklaverei abgeführt war. Was man von den vorgefundenen ärmlichen Habſeligkeiten nicht fortſchleppen konnte, wurde zerſtört

und endlich das ganze Dorf geschleift und dem Erdboden gleich gemacht. Doch dieß war noch nicht das letzte, was diese armen Unglücklichen zu erdulden hatten, noch härtere Qualen trafen sie während des Transportes nach Kordofan. Leider war ich selbst einige Tage hindurch Augenzeuge von dem Elende, welches diese armen Gefangenen noch zu erdulden hatten. Keine Feder kann beschreiben, welche Grausamkeiten die ohnedieß durch den Verlust ihrer Freiheit ganz zu Boden gedrückten Geschöpfe unterwegs noch zu erleiden hatten. Theils mit der schweren Scheba am Halse oder zwei und zwei mit festen Riemen aneinander gebunden, andere wieder mit Klammern an den Händen, wurden diese armen Neger wie das Vieh getrieben und noch mit weit weniger Schonung als solches behandelt. Die meisten mit Wunden bedeckt, die sie im Kampfe erhielten oder von der Scheba, den Klammern und Riemen wund gerieben, mußten die größten Schmerzen erleiden; waren sie nun so abgemattet, daß sie nicht mit den übrigen gleichen Schritt halten konnten, so erwarteten sie noch weitere Mißhandlungen; das Klagen und Jammern dieser Unglücklichen, so wie das Weinen und Schreien der Kinder, welche entweder ihre Eltern bei der Erstürmung des Dorfes verloren hatten oder selbst ermüdet der noch mehr ermatteten Mutter nicht nachfolgen konnten, alles dieses hätte ein Steinherz erweichen mögen. Doch auf diese gefühllosen Henker macht es keine Wirkung; gleichgültig gehen sie neben den Gefangenen her, und sind bloß darauf bedacht, jeden derselben, der etwa ermattet zurückbleiben sollte, durch Stöße und Hiebe zum Weitergehen zu bringen. Da man alles was nur lebend angetroffen war, mit sich fortschleppte, so fand sich auch eine große Zahl von Blinden, Lahmen, Greisen und sonst gebrechlichen Leuten unter den Sklaven, von welchen man im voraus überzeugt war, daß sie entweder unterwegs zu Grunde gehen müßten oder auch beim Eintreffen in Lobeid keinen Werth hätten, aber auch dieß ward nicht berücksichtigt. Unbarmherzig wird alles von dem heimathlichen Herde fortgerissen und seinem Schicksale überlassen, damit ja nur die Vollzahl der von der Regierung geforderten Sklaven gestellt werde. Alle Tage gegen 10 Uhr Vormittags wurde Halt gemacht, die Sklaven nach dem Alter in mehrere Abtheilungen gestellt und ihnen das Essen, welches in gekochtem Dochen besteht, verabfolgt.

Von Salz iſt keine Rede und der Dochen ſo hart gekocht, daß es kaum den Erwachſenen möglich wird ſolchen zu zerkauen. Die Kinder, welche zu ſchwache Zähne haben, um dieſes Korn zerbeißen zu können und doch von dem heftigſten Hunger gequält werden, ſchlingen dieſes wie Pillen hinunter und müſſen daher öfters ſchrecklich leiden, weil ſie das Genoſſene nicht gehörig verdauen können und der Leib ihnen dadurch ganz aufſchwillt. Ich ſah daher öfters, daß die Mütter ihren Kleinen dieſe Speiſe vorkauten und dann reichten. Bei der Eintheilung der Gefangenen im Lager in einzelne Partien nach dem Alter wurden die Kinder, die ſich ängſtlich an die Eltern anklammerten, mit Gewalt aus deren Armen geriſſen, damit ſie allein eſſen ſollten. Die Kranken und mit Wunden Bedeckten berückſichtigte man gar nicht, die Wunden wurden nicht verbunden und man gab ihnen die gleiche Nahrung; mehrere derſelben warfen ſich daher lieber weinend in den Sand und ſuchten ihre müden Glieder zu erholen, indem ſie auf jede Speiſe verzichteten. Wenn nun einer von ihnen ſchon ſo entkräftet war, daß man an ſeinem Fortbringen zweifelte oder derſelbe ſchon in den letzten Zügen lag, ſo warf man ihn wie ein Stück Holz abſeits, wo er entweder verſchmachtete oder lebendig von wilden Thieren zerriſſen wurde. Von Brod weiß man gar nichts, obgleich die Möglichkeit vorhanden iſt ſolches auf dem Marſche zu backen, doch dieſes wäre zu viel Gunſt für die armen Sklaven, und ſie müſſen ſich mit einer Koſt, die ſelbſt für das Vieh zu ſchlecht iſt, begnügen.

Sobald das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde, mußte ein jeder ſogleich zu ſeinem Zuge ſich begeben; verſäumte er ſich nur einen Augenblick, ſo fehlten die Kolbenſtöße und Peitſchenhiebe nicht. Alte Männer und Mütterchen, welche von der Laſt der Jahre gedrückt ſich kaum fortſchleppen konnten, erlitten eine gleiche Behandlung und wurden, wenn ſie wirklich unvermögend waren weiter zu kriechen, im Sande liegen gelaſſen. Den Kindern war es nicht vergönnt von dieſen theuern Angehörigen Abſchied zu nehmen; mit Thränen im Auge wurde ein trauriger Blick den Zurückbleibenden zugeſandt und dieſelben ihrem Schickſal überlaſſen. Um dennoch wo möglich den Vater oder die Mutter nicht ſo elend umkommen zu laſſen, nahmen die Weiber und Töchter, welche frei gehen konnten, einen ſolchen Unglücklichen in

die Mitte, welcher dann, die Hände um den Hals dieſer beiden geſchlungen, ſich mit Noth fortziehen ließ oder abwechſelnd getragen wurde. Kinder über ſechs, auch ſchon zu vier Jahren mußten ſelbſt laufen. Auch dieſe erlagen gewöhnlich dem anſtrengenden Marſche und mußten von der Mutter oder Schweſter getragen werden. Ich ſah auch Mütter, welche den Säugling in einen Arm, ein etwa zweijähriges Kind auf den andern, noch zuletzt den ermatteten erwachſenen Knaben auf den Rücken nahmen und ſelbſt kraftlos unter dieſer dreifachen Bürde zuſammenſanken. Vorzüglich ſind die Officiere, die einen ſolchen Transport führen, ſchuld, daß die Soldaten die armen Sklaven ſo grauſam behandeln; entweder dem Zuge auf eine Strecke vor- oder nachreitend bekümmern ſie ſich gar nicht um den Zuſtand ihrer Gefangenen und überlaſſen dieſe der Willkür der Soldaten; man bemerkt es gleich, wenn ein gefühlvoller Officier den Zug leitet, denn bei dieſem gehen die wenigſten zu Grunde. Ich ſah auch wohl ſelbſt einen derſelben, welcher vorzüglich den Kindern und Kranken ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, und ſobald er gewahr wurde, daß ſie keine Kräfte mehr hatten um fortzukommen, ſolche auf die Laſtthiere aufladen ließ, ja öfters ſelbſt ein, auch zwei Kinder zu ſich auf das Pferd nahm. Dieſer kann mit ruhigem Gewiſſen ſein Haupt niederlegen, da er ſich keinen Vorwurf zu machen hat, das Elend ſeiner ohnedieß hinreichend genug unglücklichen Mitmenſchen vermehrt zu haben, während ſo viele ſeiner Cameraden ſich den ſchrecklichen Tod von Hunderten vorzuwerfen haben.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang wurde wieder Halt gemacht und abermals gekochter Dochen ausgetheilt. Allein in der Nacht ſtieg das Elend dieſer Sklaven auf den höchſten Grad. Im Monat Januar, wo der Wechſel der Temperatur ohnedieß äußerſt fühlbar iſt und der Thermometer öfters unter 4° Réaumur herunterſank, war die Kälte ſo empfindlich, daß ſie mit der im nördlichen Deutſchland bei 4—5 Grad unter dem Gefrierpunkt verglichen werden konnte. Man denke ſich nun hierbei die armen Neger ganz nackt, ohne alle weitere Bedeckung, durch Hunger und Müdigkeit kraftlos, und man wird ermeſſen können, was dieſe Elenden auszuſtehen hatten; es wurden wohl Feuer angezündet, aber bei dem geringen Holzvorrathe war dieß nicht hinreichend,

um die Armen vor Kälte zu ſchützen. Das Geſchrei, Gewimmer und Weinen der Kranken, Verwundeten und Kinder war daher fürchterlich, und man fand ſogar eines Morgens einen Säugling an der Bruſt der Mutter erſtarrt und todt. In ihren Dörfern haben die Neger zwar auch keine andere Bekleidung und ſind, außer dem Gürtel oder ein Stück um die Lenden gebundener Leinwand, ganz nackt, doch liegen ſie des Nachts in ihren Hütten und bedecken ſich mit Thierhäuten, was ſie alles auf dem Marſche entbehren müſſen. Diejenigen, welche die Scheba am Halſe trugen, ſchliefen des Nachts auch vor Schmerzen nicht, weil der Hals ſo eingeengt war, daß ſie ihn gar nicht bewegen konnten; und ſo war kein einziger von Leiden frei. Ein hochſchwangeres Weib kam in der Nacht auf dem Marſche nieder und zwar ohne alle weitere Hülfe. In ein Hemde, das ich der Mutter geſchenkt hatte, wurde das neugeborne Kind gewickelt und glücklich bis nach Lobeid gebracht; der armen ſchwachen Kindbetterin gab ich meinen Eſel zum Reiten. Es iſt mir wirklich nicht möglich, all das Elend zu beſchreiben, welches ich während der Tage, als ich mich dem Transporte anſchloß, geſehen habe; man hat keinen zureichenden Ausdruck für die Leiden welche dieſe Sklaven erdulden müſſen, keine Worte für den Schmerz welchen ein gefühlvolles Herz beim Anblick aller dieſer Leiden empfindet. Ich bot alles auf, um die Soldaten ſowohl als die den Sklavenzug escortirenden Landleute theils durch gute Worte, theils durch kleine Geſchenke mitleidiger zu machen, und ſo nahm wohl auch mancher derſelben ein armes Kind, welches ſeine wunden Füße im Sande nicht mehr bewegen konnte oder um der ohnedieß müden Mutter ihre Bürde zu erleichtern, auf den Rücken und trug es beinahe den ganzen Tag. Doch leider war es mir nicht möglich, allen Grauſamkeiten Einhalt zu thun, und ſo mußte ich eines Tages ſehen, wie ein gefühlloſer Soldat einen Mann, deſſen Füße durch die bei der Erſtürmung erhaltenen Wunden ganz entzündet waren und den der Schmerz hinderte mit den andern gleichen Schritt zu halten, mit dem Kolben zu Boden ſtieß. Ich war meines Gefühls nicht mehr mächtig, zog meinen Säbel und würde dieſen Tiger in Stücke gehauen haben, wenn mir nicht mein Bedienter in den Arm gefallen wäre und den Säbel ſo wie die Piſtolen aus den Händen gewunden hätte; auch ſtellte er mir

dieſe Waffen nicht eher zurück, bis er ſah, daß mein Blut etwas ruhiger wurde. Am achten Tage traf die Expedition in Lobeid ein. Hier geſchah nun die in einem vorhergehenden Capitel bereits erwähnte Vertheilung der Sklaven, und hier liegt auch hauptſächlich der Grund, warum die Soldaten ſo ſchonungslos und unbarmherzig mit den Sklaven umgehen; denn weil ſie wiſſen, daß ſie dieſe anſtatt des rückſtändigen Soldes und zwar um einen ſo hoch geſtellten Preis, den ſie von den Sklavenhändlern nie erhalten, annehmen müſſen, auch ihnen öfters die Sklaven, bevor ſie noch ſolche verkaufen können, ſterben und hiedurch alles verloren geht, ſie ſohin Monatelang der Regierung umſonſt dienen müſſen, ſo ſuchen ſie auch alles mögliche anzuwenden, um die alten und gebrechlichen Sklaven noch vor dem Eintreffen in Lobeid umkommen zu laſſen, damit ſie dieſe nicht etwa an Zahlungsſtatt annehmen müſſen. Würde den Truppen in Belled-Sudan der Sold wie in den andern Provinzen in baarem Gelde ausgezahlt, ſo bin ich überzeugt, daß ſie dieſe unglücklichen Geſchöpfe auch menſchlicher behandelt hätten. Doch Dank ſey es der gütigen Fürſorge der großherzigen Königin Victoria, welche ihren mitleidigen Blick auch in dieſe entfernten Gegenden und auf die bedauerungswerthen Einwohner warf, und durch deren Verwendung dieſe Jagden von Mehemed Ali eingeſtellt wurden. Tauſende von dieſen armen Negern, welchen von Jahr zu Jahr ein ähnliches Schickſal bevorſtand, werden jetzt in Ruhe und Frieden ſich ihres Lebens erfreuen, und das Gebet dieſer nunmehr Glücklichen kann und muß nur Segen für dieſe große Monarchin an dem Throne des Allerhöchſten erflehen. Nachrichten aus Kordofan zufolge war Ende des Jahrs 1839 keine Expedition zum Einfangen der Sklaven abgegangen und der Sold der Truppen in baarem Gelde ausbezahlt worden. Doch leider lauten die Nachrichten von 1840 und 1841 betrübend, indem die Sklavenjagden wieder begonnen hatten, trotz des Verſprechens, welches Mehemed Ali gegeben hat, nie ſolche mehr zu veranſtalten.

Achtzehntes Capitel.

Nachrichten über den Lauf des Bacher-abbiad (weißer Nil). Alterthümer in Kordofan. Bandanianiam. *)

Bei meinem längeren Aufenthalt in Kordofan habe ich Gelegenheit gefunden mit Personen in Berührung zu kommen, welche den größten Theil des südöstlichen und südwestlichen Afrika bereist haben und mir über manches was bisher in Zweifel stand, Aufschluß gaben. Dieses waren theils Djelabi (Handelsleute), Takruri (Pilger), theils Neger aus den entfernteren Gegenden, welche sich in letzterer Zeit in Kordofan häuslich niederließen oder Sklaven waren. Das was mich am meisten beschäftigte, war, einigen Aufschluß über den Lauf des weißen Nils zu erhalten; ich konnte jedoch längere Zeit keine genügende Auskunft erholen, und alle Nachrichten die mir zukamen waren so unbefriedigend, daß ich beinahe alle Hoffnung je zum Zwecke zu gelangen verlor, denn einestheils waren diese Menschen, welche in den Ländern, die der weiße Nil durchfließt, reisten, zu sehr von ihrem Geschäfte eingenommen, als daß sie sich um solche ihnen ganz gleichgültige Sachen bekümmert hätten; anderntheils aber waren es wieder solche, bei denen kein richtiger Schluß aus allen ihren Angaben gezogen werden konnte. Endlich machte ich jedoch Bekanntschaft mit einem Neger aus Runga, welcher gegen sechs Jahre in Europa sich aufhielt und seit ungefähr drei Jahren in sein Vaterland wieder zurückkehrte. Bei längerem Umgange mit diesem Menschen fand ich, daß er mehr als andere seiner Landsleute wissen konnte und überdieß kein Lügner war, welches seine Landsleute fast durchgängig sind. Da dieser Mann während drei Jahren wieder sein Vaterland besuchte und auch mehrere Reisen in andere Länder machte, so glaubte ich von diesem am ehesten einige be-

*) Diese hier gesammelten Nachrichten habe ich dem berühmten französischen Reisenden Antoine d'Abbadie mitgetheilt, welcher solche der Akademie in Paris und der geographischen Gesellschaft in London vorlegte, worauf sie von beiden publicirt wurden; durch letztere in der Zeitschrift „Athenäum" unter dem 18 Januar 1840. Was jedoch den weißen Nil betrifft, so wird man wohl durch die Expedition, welche im Jahr 1840 schon zum drittenmal zum Aufsuchen der Quellen desselben von Mehemed Ali abgesandt wurde, ein Näheres erfahren.

ſtimmte Nachrichten über den Lauf des weißen Nils zu erhalten; und dem war auch alſo, ich erhielt nachfolgende Beſchreibung, welche die glaubwürdigſte iſt. Der Bacher-abbiad oder weiße Nil fließe durch Runga, ein Land, das ſüdlich von Darfur liegt und an letzteres Tribut zahlt, ſoll ſehr breit aber nicht tief ſeyn, ſo daß Menſchen und Vieh ihn durchwaten; in der trocknen Jahreszeit trifft man ſogar einige Stellen, die mit Barken nicht befahren werden können, und nur an einigen Orten haben die Einwohner Flöße. Von Runga nimmt er ſeinen Lauf nach Bakkara, dann weiter gegen die Jänky, Dynke oder Denkani, und hier ſoll ein anderer Fluß ſich mit demſelben vereinigen, über deſſen Lauf ich jedoch keine weiteren Nachrichten erhalten konnte. Nachdem der Bacher-abbiad das Land der Jänky und Scheluk durchlaufen, komme er nach Sennaar und vereinige ſich bei Karthum mit dem blauen Nil. Da mir aber mehr daran gelegen war zu erfahren, woher der Fluß nach Runga käme, ſo brachte mir der genannte Neger mehrere Perſonen, welche in den Ländern, die der Fluß durchſtrömt, geboren waren, und ſo erfuhr ich noch, daß er ſeinen Lauf durch Binga, Wuanga, Gulla und Banda nehme. Ich ſprach auch noch drei Perſonen, zwei hievon aus Bornu und den dritten aus Binga gebürtig, welcher aber fünf Jahre ſich in Bornu aufhielt, und dieſe ſagten wieder aus, daß durch dieſes Land ein Fluß fließe, der nach der Landesſprache der Gazellenfluß heiße, weil ſein Waſſer ſo klar und rein wie Brunnenwaſſer wäre. Wo dieſer herkäme, konnten ſie mir nicht ſagen, doch äußerten ſie ſich gleichſtimmig, daß er ſeine Richtung nach Banda nehme und daſelbſt wegen ſeiner veränderten Farbe, welche er von der Erde die er durchfließt annimmt, weißer Fluß genannt werde.

Auch erhielt ich ganz zuverläſſige Nachrichten von ägyptiſchen Alterthümern, die in der Wüſte zwiſchen Darfur und Kordofan ſich befinden ſollen, und zwar bei Cab-Belull *), einem Orte, welcher zwei Tagreiſen von Caccie (Gränzort in Kordofan) entfernt liegt. Bei den Ruinen wachſen Dompalmen und in der trocknen Jahreszeit iſt das Waſſer nur zwei Stunden davon ent-

*) In der engliſchen Ueberſetzung ſteht es Bab-Belful, dieſes iſt unrichtig; es heißt Cab-Belull.

fernt. Dieſer Ort iſt ſelbſt in Kordofan ſehr wenig bekannt, weil kein Weg durch dieſe Gegend führt. Ein Djelabi (Kaufmann), welcher von Darfur kam, mußte wegen einer Räuberhorde einen weiten Umweg machen und lagerte bei Cab-Belull. Seine Kamelführer kannten ſchon früher dieſen Ort, weil ſie mehreremale auf ihren Reiſen die Kamele daſelbſt weideten; es waren Kabobiſch. Daß es ägyptiſche Alterthümer ſind, ſchließe ich daraus, weil dieſer Kaufmann ſolche mit denen von Luxor, welches er auch kennt, verglich. Es ſollen große Thore, hohe Mauern und einige koloſſale Figuren in Stein gehauen ſich dort vorfinden, aber auch ein großer Theil dieſer Alterthümer von Flugſand verſchüttet ſeyn. Der Djelabi verſchaffte mir auch einige Kamelführer, welche dieſe Gegend gleichfalls kannten, denn ich war feſt entſchloſſen dahin zu reiſen, allein ein unvorhergeſehener Zufall hinderte mich mein Vorhaben auszuführen. In der Gegend von Banda, auf dem Gebirge wohnt ein Volk, ganz roh in ſeinen Sitten, kriegeriſch und räuberiſch, Feinde, ja der Schrecken aller angränzenden Negerſtämme. Sie ſind weißer Hautfarbe, ſo wie die Araber in Aegypten, haben ſchöne große blaue Augen, geregelte Geſichtszüge und einen ſchönen Wuchs; ſie werden von den Negern Bandanianiam (Menſchenfreſſer) genannt. Sie ſollen von Juden abſtammen. Der Sultan von Banda macht öfters Jagd auf die Mädchen dieſes Stammes, und Sultan Mohammed Fadel von Darfur hat deren einige in ſeinem Harem.

Neunzehntes Capitel.

Ueber das Reich Darfur. *)

Das Reich Darfur, gegenwärtig eines der größten Reiche Afrika's und bis jetzt in ſeinem Innern noch gar nicht gekannt,

*) Das was ich in dem vorſtehenden Capitel über Darfur ſage, glaube ich, obzwar es nicht zur Beſchreibung Kordofans gehört, nur darum in dieſen Blättern mittheilen zu müſſen, weil bis jetzt ſo wenig von dem genannten Lande bekannt iſt und dieſe wenigen Nachrichten mir von einer ſehr ſichern Perſon, dem Sultan Abumedina, Bruder des Sultans von Darfur, zukamen, und ich auch der Meinung bin, daß ſie für die Geographie nicht überflüſſig ſeyen.

besteht aus folgenden theils eigenen, theils tributpflichtigen Ländern: Darfur, Runga *), Schala, Gulla, Binga **), Bergu ***), letzteres 1833 von dem Sultan von Darfur in Besitz genommen; zu Bergu gehören noch Bachermi, Kugo und Niero, welches kleine Provinzen sind, ferner Berti, Domurky, Birget, Gimmer, Fellata, Forge und Bandala, welches eigene kleine Staaten sind. Gimir, Sachaua, Bego, Jambusa, Dama, Masalit und Midol sind kleine Republiken, welche früher kein Oberhaupt hatten, indem jedes einzelne Dorf von einem Richter oder Scheikh befehligt wurde, der übrigens gar keine executive Gewalt hatte und bloß

*) Runga liegt an einem Flusse; man meint es sey der weiße Nil; es soll eines der fruchtbarsten Länder und das Klima sehr gesund seyn. Es wachsen Bananen, wilde Weinbeeren, Citronen und drei Sorten Erdäpfel; die erste Sorte sind kleine länglich gekrümmte, die während der Regenzeit wild im Sande wachsen. Die zweite Sorte sind an Gestalt und Geschmack den europäischen ganz gleich und werden angebaut. Die dritte Sorte, welche auch angebaut wird, sind die Riesenerdäpfel, sie sollen ein Gewicht von 12 Oken (27 Pfund) erreichen. Auch soll das Land reich an Silber seyn, da es ihnen aber zu viele Mühe kostet, wenig benutzt werden. Darfur bezieht aus diesem Lande sehr viel Elfenbein und Rhinocerushörner. Kamele hat es keine. Der Islam macht seit einigen Jahren Fortschritte. Ihre Religion ist sehr einfach; sie glauben an das Daseyn einer unsichtbaren Gottheit, welche Wasser erzeugt, nämlich Regen, und ihre Früchte wachsen läßt. Ferner hegen sie große Hochachtung für geistesschwache Personen, welche das Volk als Propheten der unsichtbaren Gottheit betrachtet. Es werden eigene Häuser für solche gebaut, welche mehr einem großen Vogelhause als einem Hause gleichen, in selbe werden sie eingesperrt und hinlänglich mit Speise versehen. Vor Sonnenuntergang werden sie vom Volke besucht, um Rath befragt und jede auch noch so unvernünftige Antwort dieser Orakel gläubig angenommen. Dieselbe Ansicht soll auch in Barda, Wuanga, Binga und Gulla herrschen.

**) Binga hat sehr viel Kupfer; in Kordofan kommt es als Fußringe für Weiber in der Schwere von einem Pfund im Handel vor, und hat nicht die Farbe wie das europäische; es ähnelt mehr dem Messing, und die Farbe ist weißlichgelb.

***) Von Bergu aus geht jährlich eine Karawane nach Tripoli. Von Bergu nach Kobe, Handelsstadt in Darfur, sind es 20 Märsche. Seitdem Bergu unter Darfur steht, bezieht letzteres schon europäische Waaren von Tripoli über Bergu.

als Familienoberhaupt galt. Alle dieſe Staaten wurden mit gewaffneter Hand Darfur unterworfen. Alle Sultane blieben erblich wie früher, bloß daß ſie jetzt Tribut an Darfur entrichten; dieſer beſteht in Elfenbein, Rhinoceroshörnern, weißem Kupfer, Gold und Sklaven. Der Seraskier oder General, welcher in Schata oder Deleb reſidirt, hat dieſe Tribute zu erheben. Das ganze Jahr ſind einige Armeecorps in verſchiedenen Richtungen in Bewegung, um dieſen Tribut einzufordern, welches immer mit Gewalt geſchehen muß. Die Armee beſteht aus irregulären Truppen, mit Schild und Lanze bewaffnet, nur ganz wenige haben Bogen und Pfeile. Die Cavallerie hat dauerhafte Pferde und iſt mit zweiſchneidigen Ritterſchwertern bewaffnet, welche ſie aus Deutſchland beziehen; ſie ſind zum Theil wie die alten numidiſchen Reiter mit Schuppenhemden gekleidet, welche ſie noch aus Arabien beziehen und zwar zu hohen Preiſen, ſo daß man ſie in Deutſchland um den vierten Theil erzeugen könnte. An Flinten hat die Armee höchſtens 400 Stück von allen Formen, die Kugeln gießen ſie aus Kupfer. In El-Faſcher, der Hauptſtadt Darfurs, ſtehen vier eiſerne Kanonen. Dar-Marra iſt ein großer Berg, zwei kleine Tagreiſen von El-Faſcher entfernt; dieſer wird als die Feſtung von Darfur angeſehen und man glaubt er ſey nicht zu nehmen, weil auf ſeiner Höhe das Waſſer nie mangelt und man auch für die Belagerten Getreide anbauen kann. Es hat ſich die Darfur'ſche Armee zu verſchiedenen Zeiten nach Banda *), Wuauga, Pegu gewagt, wurde aber jedesmal mit Verluſt zurückgeſchlagen.

Mohammed Fadel, Sultan von Darfur, iſt der gegenwärtige Beherrſcher aller dieſer Länder, ein äußerſt roher und von ſeinem Volke allgemein gefürchteter Mann, welcher bloß durch ſein bedeutendes, jedoch ganz irreguläres Heer ſich in ſeiner Macht erhält. Seine jüngeren Brüder Abumedina und Achmed, beide bei dem Volke ſehr geliebt, haßt er deßwegen tödtlich und behandelte ſie härter wie ſeine Sklaven. Als ſie eine ſo drückende Behandlung nicht mehr ertragen konnten, entſchloſſen ſie ſich mit Hülfe einiger Getreuen nach Kordofan zu flüchten. Die Flucht wurde verrathen und Sultan Fadel ließ beiden ſogleich nachſetzen. Nahe an der

*) Banda hat man mir als das an Gold reichſte Land geſchildert, auch hat es viel weißes Kupfer.

Gränze von Kordofan wurden sie von ihren Verfolgern eingeholt, der jüngste nach einer kurzen Gegenwehr wirklich ergriffen und vor seinen Bruder Fadel gebracht, welcher ihm sogleich die Augen ausstechen ließ. Abumedina rettete sich durch die Schnelligkeit seines Pferdes glücklich nach Kordofan, nachdem er vorher bei seiner Vertheidigung durch einen Säbelhieb eine schwere Kopfwunde erhalten hatte; hier begab er sich unter den Schutz Mehemed Ali's, welcher ihm auch gleich einen Monatsgehalt bewilligte. Als Mehemed Ali auf seiner letzten Reise zu den Goldminen von Fasokel in Sennaar ankam, rief er Abumedina zu sich und versprach ihm auf den Thron von Darfur zu verhelfen, sobald seine eigenen Angelegenheiten mit der Pforte ausgeglichen seyn würden; dafür zahlt sodann Abumedina an Aegypten einen jährlichen Tribut von 1000 Pferden, Elfenbein und weißem Kupfer; von diesen beiden letzten Artikeln wurde die Quantität noch nicht festgesetzt. Er behält jedoch die ägyptischen Hülfstruppen so lange, als er es für nöthig halten sollte, in seinem Solde.

Sollte sich seine Hoffnung verwirklichen und er auf den Thron von Darfur gelangen, so wäre dieses für die Europäer von unschätzbaren Folgen, weil dadurch ein neuer Weg in das innere, uns noch ganz unbekannte Afrika gebahnt wäre; denn Abumedina ist ein Freund der Europäer und schätzt sie hoch; überdieß läßt sich von seinem wirklich biedern Charakter nur alles Gute erwarten, und er würde, wie er sich oft äußerte, die Europäer, welche zur Civilisation seiner Völker ihm behülflich seyn wollten, mit offenen Armen aufnehmen. *) Einen kleinen Beweis seiner Herzensgüte und seines edlen Charakters möge Nachfolgendes geben. Bei meinem Aufenthalte in Lobeid fand ich Gelegenheit bei Abumedina

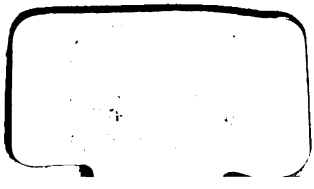
*) Gegenwärtig ist es wohl möglich nach Darfur zu gelangen, allein die Rückreise würde auf keinen Fall gestattet, weil der jetzige Sultan jeden der von weißer Hautfarbe ist, für einen Spion Mehemed Ali's ansehen würde. Der Wunsch Mohammed Fadels ist einige Europäer in seinem Lande zu haben; er selbst lud mich durch einen Djelabi ein dahin zu kommen. Daß Mehemed Ali ein Augenmerk auf Darfur hat, ist ihm schon seit vielen Jahren bekannt. Vor acht Jahren ist ein Europäer in Darfur gestorben; er war Renegat und stand in großem Ansehen bei Hofe; er hat zwei erwachsene Söhne hinterlassen, seinen Namen und Vaterland konnte ich jedoch nicht erfahren.

vorzusprechen; er nahm mich mit einer besondern Güte und Freundschaft auf, und ich war längere Zeit täglich in seiner Nähe. *) Unter meinen Effecten befand sich eine Stockflinte, welche Abumedina, als er deren Gebrauch kennen lernte, zu besitzen wünschte. Auf sein dringendes Verlangen, mehr aber als einen Beweis meiner Achtung überließ ich ihm solche, belehrte ihn über die Behandlung derselben beim Laden ꝛc. und machte ihn besonders auf die nöthige Quantität Pulver aufmerksam. Kurze Zeit hierauf ging Abumedina auf die Jagd auf seinem Landgute und überlud das Gewehr, welches natürlicherweise beim Abfeuern zersprang und ihm die linke Hand sehr verletzte. Seine Umgebung schrieb dieses Unglück mir zu und forderte den Sultan auf mich hiefür zu strafen. Da ich wegen der Folgen sehr besorgt war, so ergriff ich die Flucht und rettete mich in das Haus eines befreundeten Fakirs, wo ich keinen Verrath zu fürchten hatte. Hier hörte ich, daß der Divan von Lobeid einen Proceß gegen mich eingeleitet, der Sultan aber selbst meine Vertheidigung übernommen und den Proceß zerrissen hätte, indem er sagte: Pallme ist mein Freund! er hat mich gewarnt, er ist unschuldig und Gott hat es so haben wollen. Nachdem ich zehn Tage in einer finstern dumpfen Strohhütte in Sorgen zugebracht hatte, zog ich doch vor meine Flucht fortzusetzen, obwohl ich von Abumedina nichts mehr zu befürchten hatte. Ich begab mich nach dem weißen Nil, dann nach Sennaar, von wo ich dann meinen Weg über Berber und die Wüste nach Aegypten einschlug. Als ich den ersten Wasserfall hinter mir hatte, waren alle Sorgen verschwunden. In Sijuth ging ich am Ufer des Nils spazieren, als ich mich in einer kleinen Entfernung von einem Neger bei meinen Namen rufen hörte. Ich erkannte den Eunuchen des Abumedina. Dieses Zusammentreffen war mir für den Augenblick doch etwas verdächtig, ich verdoppelte meine Schritte, um meine Barke zu erreichen, mich zu bewaffnen und wenn es nöthig seyn sollte, zur Wehr zu setzen. Der Eunuche konnte mich nicht bewegen ihm zu folgen, dann kam ein Name-

*) Ich war öfters während des Essens bei ihm, da aber kein Brod zum Vorschein kam, so fragte ich ihn um die Ursache; er bemerkte mir, daß Brod nur für Bediente und Sklaven sey, daß es aber nie Sitte gewesen, daß Sultane von Darfur Brod gegessen hätten.

ſuite des Sultans; zu dieſem hatte ich mehr Vertrauen, ich ging in die Barke, wo ſich der Sultan befand, er empfing mich auf's wohlwollendſte, ließ meine Sachen gleich auf ſeine Barke ſchaffen und ich machte in ſeiner Geſellſchaft die Reiſe nach Cairo, wo er auf die 12,000 Soldaten wartet, welche ihm Mehemed Ali geben wird, wenn es die Umſtände erlauben werden, um Darfur in Beſitz zu nehmen.

ASHMOLEAN
OXFORD
MUSEUM



X